WELT DES OSTENS

VON

H. HACKMANN

№ DS508.H3

PURCHASED FROM
Phillips Fund

Boston Public Library

Do not write in this book or mark it with pen or pencil. Penalties for so doing are imposed by the Revised Laws of the Commonwealth of Massachusetts.

This book was issued to the borrower on the date last stamped below.

FORM NO. 609; 9,20,38: 10OM.

Welt des Oſtens

Welt des Ostens

von

H. Hackmann

Mit 1 Landkarte

Berlin W.
Verlag von Karl Curtius

[1912]

DS508
.H3

Copyright 1912 by Karl Curtius

Phil.

Buchdruckerei Köhler & Hohnsträter, Brandenburg a. H.

Herrn

Oscar Stuebel,

Kaiserlichem Gesandten a. D.,

in Dankbarkeit und Hochachtung

gewidmet

Vorwort

Der Inhalt dieses Buches besteht nicht aus Reisebriefen in dem üblichen Sinne des Wortes. Solche Reisebriefe pflegen den Leser durch das ganze Dick und Dünn einer Reise zu schleppen und erbarmungslos alles im Geiste noch einmal abfahren und durchmachen zu lassen, was der Körper abfuhr und durchmachte, damit ja recht deutlich zum Vorschein komme, was der Reisende getan, geschaut und gelitten habe. Daß dabei manches Interessante mit unterlaufen mag und manches Farblose durch gewandte Formulierung anziehender werden kann, ist gewiß nicht zu bestreiten. Dennoch häuft sich bei solchen Reisebeschreibungen viel toter Ballast auf.

Diesen Ballast hätte der Verfasser dieser Schrift gern vermieden. Meine Schilderungen, obwohl im Großen und Ganzen dem Verlauf einer Reise angeschlossen, wollen doch den Gang dieser Reise nicht zusammenhängend auf dem Papier wiederholen. Sie möchten vielmehr nur bei Höhepunkten der Erlebnisse verweilen, bei Gegenständen und Problemen, die wirklich ein lebendigeres Interesse beanspruchen dürfen. Der Maßstab dafür konnte natürlich nur mein eigenes Empfinden sein, denn wo das Bemerkenswerte des großen Lebensschauspiels anfängt und aufhört,

das zu entscheiden bleibt immer eine sehr subjektive Sache. Meine Studien haben mich von jeher vor allem auf das religiöse Gebiet geführt, und von dort her habe ich auch bei dieser Durchreisung Ost- und Südasiens meine Richtlinien genommen. Es trifft sich indes günstig, daß auf asiatischem Boden die religiöse Frage recht eigentlich die Menschenfrage ist. Asiatische Kultur ist in ihrem Kern und Wesen eben immer religiöse Kultur gewesen. Asiatische Menschenart in irgend welcher Beziehung studieren kann nur, wer für die religiöse Anlage der Menschen ein Auge und Herz hat. Das Studium der asiatischen Religionen weitet sich aber deshalb auch unwillkürlich sehr leicht zu einem Studium der asiatischen Kultur überhaupt in allen ihren Verzweigungen. Wenn meine Betrachtungen sich also frei aus dem innersten Interessenkreis heraus dem Verwandten zubewegen, wenn sie den asiatischen Menschen in seiner ganzen Eigenart festzuhalten suchen, wenn sie auch das Landschaftliche (den Urgrund aller persönbildenden Kräfte) gern mit in ihren Bereich ziehen, wo immer es eigenartig ansprach, so wird man das verständlich finden.

Ungesucht ergaben sich für den Gedankengang allerlei Kristallisationspunkte, um die herum der Stoff sich so aufbaute, daß manche der Kapitel in sich ihre eigene Abrundung fanden. Doch wird das Ganze schließlich durch mehr als die Personalunion des Verfassers zusammengehalten, nämlich durch ähnliche Gesichtspunkte und Auffassungen. Nur den genauen Verlauf der Reise in der Verteilung über Zeit und Raum kann man der Darstellung nicht ohne weiteres entnehmen. Da jedoch Lesern des Buches unter Umständen daran liegen könnte, sich schnell auch einmal über den ganzen Gang meiner Reise zu orien-

tieren, so ist hinten eine Übersichtskarte mit eingezeichneter Reiseroute sowie eine Tabelle beigegeben, in der Daten und Örtlichkeiten kurz verzeichnet sind.

Der Verfasser hat früher annähernd zehn Jahre im Osten Asiens verlebt und durch Bereisung bekannter wie unbekannter Landstriche[1]) seine Kenntnis ostasiatischer Kultur möglichst an der Quelle zu schöpfen gesucht. Es war also diesmal ein Wiedersehen, nach etwa achtjähriger Trennung. Aber erstaunlich ist, wieviel Neues neben all dem Altbekannten jede aufmerksame Durchwanderung dieses unerschöpflichen Kulturgebietes immer wieder bringt. Wer je mit Ernst und Ausdauer hineingetaucht ist in diesen Reichtum, der weiß, daß von hier vielen Fächern unserer abendländischen Geisteswissenschaften — von der Naturforschung ganz zu schweigen —, so dem Geschichtsstudium, der Völkerkunde, dem Kunsturteil, der Psychologie und Philosophie, der Sprachforschung, noch die überraschendsten Neustoffe zufließen werden, Stoffe, an denen lange Generationen zu arbeiten haben werden. Vorläufig will das Ohr einmal geschärft werden für diese eigenartigen Töne und das Auge eingestellt, diese so besonderen Umrisse und Farben zu erfassen. Dazu möchte hier ein bescheidener Beitrag geliefert sein.

Der größte Teil des vorliegenden Buches ist bereits in Einzelaufsätzen durch verschiedene Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht. Doch schwebte mir gleich bei diesen Einzelpublikationen die Wiedergabe in einem Ganzen vor, und der Charakter der Arbeiten bestimmte sich da-

[1]) Vergl. H. Hackmann, Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. 2. Aufl. Berlin, K. Curtius. 1907.

nach. Änderungen und Ergänzungen haben bei der Buchausgabe natürlich auch noch stattgefunden. Doch schien es mir nicht angebracht, das momentan Bestimmte mancher Beobachtungen und Urteile durch spätere Kenntnisse zu korrigieren. Die Bereisung Chinas fiel mitten in den seltsamen Umschwung vom Kaisertum zur Republik. Die Eindrücke sollten da, meine ich, bleiben, wie der Augenblick sie gab. — Den Herausgebern der Zeitschriften und Zeitungen, die mir die Verwertung meiner Artikel für eine Buchausgabe gütigst gestattet haben, — es sind: die Christliche Welt, die Preußischen Jahrbücher, das Berliner Tageblatt, die Tägliche Rundschau, die Kreuzzeitung, — sei hiermit mein Dank für diese Erlaubnis ausgesprochen.

H. Hackmann.

Sommer 1912.

15 Windsor Road, Denmark Hill.
London, SE.

Inhalt

	Seite
Vorwort	VII
Aus der Stadt der weißen Mauern	1
Dämmerstunden in der sibirischen Bahn	17
Troika-Fahrt	32
Weltfern	49
Der Sitz des Chutuktu	57
Winterreise durch die Gobi	67
Geistige und religiöse Art der Mongolen	89
Alte Freunde mit neuem Gesicht	95
Intimes Leben	112
Die „grüne Insel“	145
Frühlingstage in Chinas heiligem Lande	158
Eine werdende Großstadt im Osten	182
Im Herzen Chinas	200
Der Wutaischan	234
Schattenrisse vom Wege	249
Gedanken vom Wege	259
„Das Alte stürzt —“	268
Das Land der Sonnengöttin	284
Tropensonne	319
Geheimnisse des Urwaldes	331
Siam und sein Buddhismus	354
Sylvesternacht auf dem Ganges	380

Neues Jahr im Himalaya 387
Am Baume der Erkenntnis 397
Der Hirschpark 403
Englands Lage in Indien 413
Europa und Asien 431
Register 439
Tabelle über den Verlauf der Reise 447

I.

Aus der Stadt der weißen Mauern

Wie ein unbestimmt sich dehnender Vorhalt in der Musik vor der schließlichen Auflösung in den ersehnten Akkord ist die lange Eisenbahnfahrt nach Moskau. Etwas Neues und Eigentümliches meldet sich an. Es rührt sich und regt sich wie hinter einem Schleier, man spürt, daß es hervortreten will, aber noch läßt es sich nicht recht fassen, bis man endlich in dieser merkwürdigen Stadt steht und geht und dieses neue Volkswesen in seinem tiefen, vollen Klange um sich her tönen hört.

— — — — — — — — — —

Weite stille Flächen, regungslos unter der wehmütigen Sonne des Spätherbstes hingebreitet, selten ein einzelnes Gehöft, braunschwarze Feldermassen, vom Pfluge aufgewühlt, über die mit schwerem Schritt eine jener Bauerngestalten dahingeht, die wie aus Tolstois oder Tschechows Volkserzählungen herauftauchen; dann Birkenwälder, deren schlanke, geschmeidige Stämme jeder wie ein Feuerbrand erscheinen, lodernd in der Glut der flammengefärbten Blätter, entzündet an der letzten heißen Sonne des Oktobers, sie fliegen vorüber an der Bahn und spiegeln ihr brennendes Gelbrot in den Wasserstreifen, die am Bahnkörper sich gesammelt haben, gleich als suchten sie so

an uns heranzureichen und uns in Flammen zu setzen im Vorüberstreichen. Doch da kommen Tannen, dunkle, ernste Tannen, und ersticken das Feuerwerk des Herbstes. Die Sonne malt sich scheu an ihren Stämmen. Plötzlich wieder weites, offenes Feld. Eine Herde Pferde weidet. Einige stehen und starren mit suchenden Augen in die Ferne, eines wendet den Kopf zu uns herüber, doch kühl, gleichmütig, als seien Menschen etwas sehr Nebensächliches in der Welt. Wieder ein langer Birkenwald, wieder große Weideflächen. Eine Herde Kühe diesmal. Ein halbausgewachsenes Kalb galoppiert mit drolligem Eifer neben der Bahn her, wie wenn es unsre Eile verspotten wollte. Im Nu ist es wieder entschwunden. Und von neuem stille, weite, sonnige Flächen.

Stunde auf Stunde geht das so. Wo sind hier die Menschen? Sie sind wohl da, wie die paar Blockhäuser, die wenigen unter Birken- und Tannenstämme hingesäten Dörfer und die einfachen Stationen zeigen, wo einige Bauern mit breitschirmiger Kappe oder mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, im langen, groben, gegürten Kaftan und in schweren hohen Stiefeln, nachlässig am Geländer lehnen und mit einem undeutbaren Ausdrucke in den breiten, melancholischen, bärtigen Gesichtszügen die Reisenden mustern, die ein kurzes Anhalten der Maschine benutzen, um auszusteigen und sich ein wenig Bewegung zu machen. Sie sind wohl da, die Menschen; aber sie sind wirklich noch etwas sehr Nebensächliches in dieser Welt. Sie sind da wie die Pilze und die braungedörrten Farnkräuter, wie die Birken und die Herden und das Gras; ein Naturstarkes aber liegt gleichmäßig über ihnen allen und prägt ihnen seinen Stempel auf ohne Wahl, ohne ihnen viel eigene Gestaltung zu erlauben.

So kommt es mir wenigstens vor; und endlos, endlos fahren wir derweilen durch die einsamen Flächen, und der Arzt aus Moskau im Kupee bei mir erzählt mir von den russischen Menschen. Bei allem, was er sagt, — mir ist immer, als hänge es zusammen mit dem, was ich dort durch das Kupeefenster zugleich vorüberziehen sehe, als müsse der Mensch hier um des Landes willen genau das sein, was er ist, so gebannt von Aberglauben, so ungelenk zu selbständiger Bewegung, so seelendunkel und triebhaft, so wurzelnd im Gewordenen und belastet vom Gewordenen.

Aber doch, — wie ist der Mensch dieses Landes eigentlich? Trotz allem, was mir mein Begleiter erzählt, trotzdem er selbst und Andere, mit denen ich schon bekannt geworden bin, zu ihnen gehören, bleibt mir zu Mute, als seien die Bewohner dieses neuen Landes für mich nur erst Schatten und Umrisse. Ich möchte sie in ihrem Eigentümlichsten fester, klarer, greifbarer haben. Sieh, da kommt Moskau.

* * *

Es ist Sonnabend Abend $^1/_2$12 Uhr. Eine prachtvolle russische Frühwinternacht, frische, belebende Frostluft, funkelnde Sterne am reinen Himmel und hinter den Häusern der volle Mond. Die Straßen und Plätze sind schon still: denn gestern war ein Marienfeiertag, morgen ist Sonntag, dazwischen meldet sich das Ruhebedürfnis. Wir schlendern durch die nächtliche Stille über den Theaterplatz dahin, an dem massigen, aus rotem Backstein mehr imposant als schön geformten Duma-Gebäude vorüber, und da sind wir bei der Kapelle der „Iberischen Mutter“ angelangt. Hier ist noch immer Leben. Trotz der späten Stunde flutet hier noch etwas von dem Strom der Gläubigen, die Tag für

Tag vom Morgen bis spät in die Nacht an dieser berühmtesten Andachtsstätte Moskaus ihre Verehrung darbringen.

Eine ganz kleine Kapelle sehen wir vor uns, einen einzigen viereckigen Raum mit einer Nische im Hintergrund, in der das wundertätige Bild der Maria, eine Nachahmung des im Iberischen Kloster auf dem Athos befindlichen, aufgestellt ist. Die Seitenwände bedecken andere Heiligenbilder. Das winzige Heiligtum lehnt sich an die Wand eines eigenartig gebauten Doppeltores mit zwei grünen Türmchen und zwei Durchfahrten; gerade der Zwischenraum zwischen diesen wird von der Kapelle ausgefüllt. Man würde sie leicht übersehen, wenn nicht die beständig Ein- und Austretenden und die Ansammlung von Wartenden und Bettlern auf den Stufen die Aufmerksamkeit weckte. Ganz Moskau geht hier aus und ein. Vom Zaren herab, der, wenn er Moskau besucht, vor dem Einzuge in den Kreml hier einkehrt, bis hinab zum ärmsten Bäuerlein und Bettler, erscheinen sie vor der „Iwerskaja Mater", bekreuzen sich ehrerbietig und würdevoll, küssen das Wunderbild, brennen ihre Kerzen an. Manche werfen sich auch nieder und berühren mit der Stirn den Boden, mitten im Gedränge des engen Raumes. Jetzt, um diese späte Stunde, ist es das wundertätige Bild selbst, das die Kapelle bewohnt. Den Tag über, bis 6 Uhr abends, befindet sich hier nur eine Nachahmung des Originals, welch letzteres in einem sechsspännigen Wagen mit großer Pracht in der Stadt umhergefahren wird, um bei Festlichkeiten zugegen zu sein, Kranke zu heilen und andere nützliche Arbeit zu tun. Am Abend kehrt die Iberische Mutter von ihrem Tagewerk in ihr Häuslein zurück.

Wir schlüpfen mit hinein in die Kapelle, ziehen uns in eine Ecke zurück und betrachten die Menschen. Da ist

der Bauer, der geringe Mann, mit jenen eigentümlich schweren, stumpfen, dumpfen Zügen, die Stirn oft zurückfliegend, die Backenknochen etwas heraustretend, die Augen tiefliegend, düster und trübselig blickend, die Wangen von struppigem Bart bedeckt; da ist die einfache Frau, das Tuch um den Kopf geschlungen, ein fröhlicherer Zug in dem derben Gesichte, auch die Kleidung oft farbiger und munterer; da ist ein armer Junge, der Waren austrägt; da steht eine vornehme Dame in feinster Modetoilette; hier Uniformen, nicht nur Offiziere, sondern auch allerlei Beamte, Schüler, Seminaristen, Ingenieure, denn in Rußland trägt wenigstens ein Drittel der männlichen Bevölkerung Uniform; dort eine Gymnasiastin in vorgeschriebener dunkler Kleidung; dort wieder ganz europäisch gekleidete wohlhabende Leute, wohl Kaufleute. Die Gesichter sind uns vielfach ganz neu in ihrem Ausdruck. Man hat es hier handgreiflich vor sich, wie stark die Volksseele sich ihren besonderen Gesichtsausdruck schafft. Sie schieben sich alle langsam um den in der Mitte der Kapelle stehenden Aufsatz mit brennenden Kerzen herum, an der Nische mit dem Wunderbilde vorüber, dann bei uns vorbei wieder dem Ausgang zu. Auch die Heiligenbilder rings an den Wänden werden dabei geküßt (nämlich das sie bedeckende Glas) und durch Verneigung und Bekreuzung oder Niederwerfen geehrt. Uns trifft hin und wieder ein kurzer Blick, scheu oder auch trotzig oder befremdet; man erkennt uns natürlich als Ausländer, auch bekreuzen und verneigen wir uns ja nicht. Im ganzen beachtet man uns wenig.

Das ist also ein Stück russisch-kirchlichen Lebens, und ein charakteristisches. Es läßt sich von zwei Seiten ansehen. Hier ist naiver kräftiger Glaube an höhere Mächte, die in wirklicher Seh- und Greifweite sind; dieser Glaube ge-

wachsen auf dem Boden des Volkslebens und genährt vom Blute des Volkes, als eigenstes Besitztum noch immer von Millionen dieses Reiches empfunden, so viele auch neuerdings abbröckeln; ein Glaube, den die Lenker und Erzieher dieses Volkes nicht ohne Grund als das Rückgrat des Volkswesens von jeher mit aller Macht geschützt und unterstützt, mit allem Pomp ausgestattet haben und dessen edelsteinfunkelnde, goldblitzende Heiligen den Augen und den Herzen dieser Leute unentbehrlich geworden sind. Man stelle sich einmal vor, was aus dem Leben des geringen Mannes in Rußland verschwände, wenn man daraus die Kirche mit einem Schlage streichen könnte. Nur die elenden, schmutzstarrenden Hütten, nur das trostlose Einerlei eines Lasttierlebens, nur die Herrschaft von Hunger, Frost und Tod bliebe übrig. In den Kirchen, in den Prunkbildern, in den Festen, in Weihrauch, Chorgesang und Liturgie legt sich ein hellerer, freundlicherer Schein über das ganze Dasein. Zugleich kommt hierin der Besitz eigenen Volkstums Geringen und Hohen am spürbarsten zum Bewußtsein. Denn orthodoxe Kirche und russische Geschichte, das schlingt sich von jeher aufs engste durcheinander. Und schließlich wird doch auch wohl hinter dieser Schale irgendwo noch ein Kern stecken, und der Gedanke an höheres Leben und Streben wird in diesen äußeren Bräuchen und Pflichten irgendwie seinen Atem bewahren. Aber auf der andern Seite, — das Wort des russischen Arztes in der Bahn fällt doch auch schwer ins Gewicht, der behauptete: „Diese Leute meinen, wenn sie ihre kirchlichen Vorschriften mit Beten und Bekreuzen und ein paar geweihten Kerzen erfüllt haben, dann hätten sie allen höheren Forderungen genügt und dürften im Übrigen tun oder lassen, was ihnen einfällt. Ja, mancher geht vor das Heiligenbild und macht die Heiligen

zu Nothelfern seiner bösen, verbrecherischen Absichten. Das sittliche Empfinden wird durch solche Einrichtungen gehemmt und irregeführt. Darum wirkt diese Kirche für unser Volk gradezu schädlich."

* * *

Mit solchen Doppelgedanken verlassen wir wieder die Iberische Mutter und wenden uns dem Kreml zu. Wir sind ganz nahe bei ihm; hier nur eben rechts um die Ecke, und wir sehen bereits die zinnengekrönte Mauer, und eins der fünf Tore steht uns offen. In dieser herrlichen Mondnacht zwischen den eigenartigen Bauwerken dieses weltgeschichtlichen Platzes umherzuwandeln, ist ein Genuß, den wir uns nicht entgehen lassen dürfen.

In seiner Hauptstadt verkörpert sich mehr oder weniger jede Nation. Sie prägt darin ihre charakteristische Begabung, ihr besonderes Streben, ihre Neigungen, ihre Eigenart am lebhaftesten aus. Nicht selten aber ist es noch ein ganz besonderer Punkt innerhalb der Hauptstadt, wo diese Selbstdarstellung des Volkes wie in einer Konzentration hervortritt. So hat Athen seine Akropolis (— auch auf ihr stand ich vor zwanzig Jahren einmal in solch einer Mondnacht —), so hat Moskau seinen Kreml.

In vieler Hinsicht ist Moskau die Hauptstadt von Rußland geblieben, trotz Petersburg. „Eine Witwe in Purpur", hat Puschkin sie einmal genannt, — der Gebieter ist ihr entrissen, aber ein Trauergewand hat sie nicht angelegt, sondern der Reiz einer leuchtenden Schönheit, die das Russenherz immer wieder hierherzieht, ist ihr geblieben. Man empfindet diesen Reiz nirgends mehr als auf jener von der Moskwa bespülten Höhe, welche im

Kranz ihrer stattlichen Ringmauer mit Kirchen, Palästen und Denkmälern wie die leibhaftige Geschichte Rußlands über der Stadt thront.

Jetzt eben liegt das Mondlicht über diesem Burgberge. Kein weiches, mattes, verschwommenes Licht, sondern es glänzt von diesem klaren Himmel, der heute Mittag ein wahrhaft italienisches Blau zeigte, mit fast blendender Helle nieder und verbreitet in der Nähe beinahe Tagesdeutlichkeit. Aber doch hat dies Licht seine so eigene Stimmung. Es macht die äußere Einsamkeit, die jetzt herrscht, so fühlbar. Es macht den Schritt der Schildwache dort vor dem Palais so hörbar. Es ruft die Geister derer herbei, welche hier Großes oder Gräßliches vollbrachten und duldeten. Alle diese Bauwerke sind irgendwie Marksteine russischer Geschichte; und in ihnen allen bezeugt sich die enge Verbindung von Staat und Kirche wie sonst wohl nirgends auf der Erde. Diese Kirchen und Klöster hier oben wurden von Fürsten gegründet, Fürsten wurden in ihnen getauft, Fürstinnen wurden in ihnen zu Nonnen gemacht, Fürsten sind hier gestorben. Und diese Paläste hier stehen da wie schützend umschlungen von den Kirchen. Aber das feste Bündnis hat nicht immer vor dem Schrecklichsten bewahrt. Sieh dort das Kreuz und Marienbild auf dem öden Platze. Hier sprengte die Bombe den Großfürsten Sergius so auseinander, daß kaum kleine Teilchen seines Körpers noch gefunden werden konnten. Man legte eine Zeugpuppe statt seiner in den Sarkophag. Links dehnt sich das berühmte Tschudow-Kloster. In einigen Fenstern glänzen noch Lichter. Sind es betende oder rechnende Mönche? Da drüben hatte Napoleon einst eine zeitlang sein Quartier, als er hier sein Schicksal erwarten mußte. Ob er auch den Mondschein so glitzern sah auf den goldenen Kuppeln der

Kirchen vor uns und jene unbeschreibliche architektonische Silhouette sich am Nachthimmel abheben?

Wir wandern langsam weiter. Da ragt wie einer der Riesen aus den altrussischen Märchen der Iwan Weliki-Turm über alles Andre empor. Zwei erleuchtete Fenster ganz oben schauen wie Augen in die Ferne. Zu seinen Füßen, unter freiem Himmel, liegt die zersprungene „Zarenglocke", die größte Glocke der Erde, die indes niemals zum Klingen kam, weil ein Fehler beim Gusse sie untauglich gemacht hatte. Und als ob sie sich deshalb droben in der Höhe nicht an ihrem Platze fühlte, stumm wie sie war, ist sie heruntergestürzt in die Tiefe und ein Stück ist dabei herausgebrochen; so steht sie nun als Ruine auf dem Erdboden.

Den Iwan Weliki erstiegen wir schon heute morgen einmal, um jenen märchenhaften Rundblick über die Stadt zu gewinnen, der Jedem unvergeßlich sein muß. Wie ganz anders war das Bild doch da! Denn jetzt, so klar das Mondlicht die nächste Nähe erleuchtet, für die Weite reicht es doch nicht hin, und grau, einförmig, im Schleier des Schlafes liegen die endlosen Häusermassen. Aber heute morgen sahen wir das farbenreichste Stadtbild, das wohl auf dem Erdenrund existiert, diese vielen frischgrünen Dächer (grün gestrichenes Eisenblech ist in ganz Rußland sehr gebräuchlich als Deckmaterial der Häuser und fällt immer wieder angenehm ins Auge), die weißen, roten und braunen Mauern, die blauen, grünen oder goldenen Kuppeln der zahllosen Kirchen und Kapellen, die funkelnden Kreuze, die aus Orient und Occident zusammenfließenden Bauformen. Will man den Märchenstil Moskaus in einem einzigen Anblicke zusammengefaßt auf sich wirken lassen, so stelle man sich einmal vor die Basilius-(Wassili-)Kirche

dicht hinter dem Kreml, die sich jetzt im Mondlicht auch nur mit den Umrissen ihrer Zwiebel- und Ananas-Kuppeln aus der Dämmerung heraushebt. Aber im hellen Tagessonnenlicht! Grün, gelb, rot, weiß, blau steigen diese Kuppeln und Türme und Türmchen und Nischen und Halbkreise und Sterne um den Mittelturm herum auf, wirbeln wie in munterem Tanze durcheinander, lachen die Sonne und die Menschen an und haben dabei zugleich doch einen seltsam unheimlichen Zug, wie wenn sie das Wesen eines in allen Launen spielenden, aber unergründlichen und plötzlich auch mit etwas Grauenhaften aus seiner Tiefe hervorbrechenden Menschen abspiegelten. Ist es die Erinnerung an Iwan den Schrecklichen, den Erbauer dieser Kirche, die sich unwillkürlich in den Eindruck des Anblickes einmischt? Die Sage erzählt ja, er habe dem Baumeister, damit er nie etwas Ähnliches oder gar Schöneres wieder zustande bringe, nach der Vollendung des Baus die Augen ausstechen lassen! —

Horch! da schlägt es Zwölf auf dem Turme des Erlösertores, des schönsten der Eingänge zum Kreml. Zwölf schwere, volle Töne, die dunkel über die schlafende Stadt hinrollen. Es wird Zeit für uns, heimzukehren aus diesem flimmernden Mondlicht in das eigne Zimmer. Noch einen Blick vom Denkmal Alexanders II. herunter auf den Fluß drunten und die Häuser gegenüber, und wir suchen das Tor wieder auf, durch das wir hereingekommen sind. Aber, böse Überraschung! Das Tor ist verschlossen! Kein Wächter da, mit dem sich ein Wort reden ließe; wie der Zugang eines verzauberten Berges scheint es sich von selbst geschlossen zu haben, fest und unerbittlich, hinter eisernen Riegeln verwahrt. Ratlos starren wir zwei uns an. Ohne die geringste Kenntnis der russischen Sprache, vor allem aber auch ohne

einen Menschen, dessen Hilfe wir anrufen könnten; die wenigen Schildwachen dürfen sich um uns nicht bekümmern; in den Palästen und Kirchen hier ist jetzt Niemand mehr, für uns wenigstens ist Niemand mehr zu finden, — was wird daraus? Sollen wir wirklich diese doch recht empfindlich kalte Oktobernacht hier oben mit den Geistern des Kreml verbringen? Darauf sind wir denn doch nicht vorbereitet. Schnell noch nach einem andern Eingang, vielleicht, vielleicht! Ängstlich hallen unsre Schritte auf dem unebenen Pflaster zwischen den Häusermassen wieder, während wir an den Kanonen vorüber eilen, die als Trophäen aus dem ruhmwürdigen Jahre 1813 dort aufgehäuft sind, französische und auch deutsche Kanonen, deren Kanoniere damals in den stillen weichen Schnee Rußlands niedersanken zum ewigen Schlaf. Wie dunkle Augen verfolgen uns die Hunderte von Öffnungen. Endlich! dort ist das nächste Tor! Wird es noch offen sein? Es scheint nicht so. Aber doch, als wir näher kommen, — grade nur ein paar Handbreit weit klaffen die schweren Flügel von einander, und wie zwei Vögel, die dem Käfig entrinnen, schlüpfen wir hindurch. Ade, ihr Geister des Kreml! Diesmal habt ihr uns noch nicht um unsere Nachtruhe gebracht! —

* * *

Es ist wahr, Moskau ist eine märchenhafte Stadt. Wir waren vorhin in der Oper und sahen die Aufführung des „goldenen Hähnchens“ (Salatoi pituschok), einer Märchenoper, komponiert von Rimski-Korsakoff, die augenblicklich sehr populär ist. Der Stoff entstammt einer Dichtung von Puschkin. Das Merkwürdige daran war für mich, daß man hier altrussisches Leben wie in einem lebendig gewordenen

Museum vor Augen hatte. Gute Freunde, die uns zur Seite saßen, interpretierten uns die Vorgänge in der Hauptsache, während wir zugleich alle Typen des originalen russischen Lebens vom Woiwoden und Bojaren bis zu den Bauern, Mönchen, Dienern, Bettlern usw. in naturgetreuester Wirklichkeit der Kostüme und der Umgebung auftreten sahen. Dabei war die Handlung rein fantastisch. Ein goldener Hahn, den ein Zauberer einem Woiwoden schenkt, und durch den dieser lange Glück und Erfolg hat, bis er das dem Zauberer gegebene Wort bricht und dadurch zu Grunde geht, — eine völlig kindliche Erzählung aus einem Märchenbuche für die Kleinen. Grade das berührte mich aber so sonderbar, wie die naturgetreue Wirklichkeit in der Darstellung des altrussischen Lebens und das bunte Spiel der Einbildung so durcheinander gingen. Und nachher blieb mir dies als der Gesamteindruck, den Moskau überhaupt auf mich machte: ein Märchen im Gewande der Wirklichkeit.

Wir gingen nach der Oper noch eine Weile in einer der belebtesten Straßen auf und ab. Da rennen die sehnigen kleinen Pferdchen unter dem altertümlichen Krummholze, das ihnen die Geschirrlast erleichtern soll, bergauf, bergab, die leichten Wägelchen hinter sich schüttelnd, als spielten sie damit; auf dem Bocke die drolligsten und dann auch wieder wildesten Kutschergestalten, die man sich denken kann, wetterrote Tatarengesichter mit der malerischen Pelzmütze, unförmlich dicke Leiber in den wattierten von einem roten oder vergoldeten Gurt umschlossenen Röcken. Das saust wie im Fluge über das schlechteste Pflaster, dann auch einmal über einen Fußsteig, der zwei Plätze trennt, mitten zwischen den Fußgängern durch. Auf dem Trottoir wandeln alle Typen Europas und Asiens, Tscherkessen,

Armenier, Georgier, Tataren, mitten zwischen glänzenden Offiziersuniformen und eleganten Damentoiletten, langhaarige Popen und armselige Bauern neben dem Dandy, der zu seinem Klub geht, um Hunderttausend zu verspielen; im Hintergrunde dieser bunten Gesellschaft aber zeigen immer wieder die Kirchen ihre Kuppeln und Türme, und manch einer dieser recht zweifelhaften Christen bezeugt schnell im Vorbeigehen seine Reverenz durch ein gewandt geschlagenes Kreuz oder entblößtes Haupt. Dann tritt plötzlich zwischen den Häusern das gespenstische Weiß der riesigen alten Mauer der inneren Stadt hervor, das wohl den Anlaß gegeben hat zur Bezeichnung von Moskau als der „Stadt der Weißen Mauern". Es ist die alte Kaufmannsstadt, die sich zur Zeit der Tataren durch solch ein kolossales Bollwerk gegen feindliche Einfälle gesichert hat. Der Name dieser alten inneren Stadt ist noch heute „Kitai-gorod", Kitäerstadt. Die Kitäer sind in altorientalischer Geschichte die nördlichen Chinesen. Syrische Quellen nennen sie zum Beispiel so; und bis auf den heutigen Tag ist Kitai die russische Benennung für China. Worin die Anwendung dieses Namens auf die russische Hauptstadt begründet liegt, habe ich nicht feststellen können. Aber unwillkürlich erinnerte mich die alte Stadtmauer mit ihren Zinnen und mächtigen Toren an die Mauern und Tore von Peking. Vielleicht sind die Kitai-Städte das Vorbild dieser Verteidigungsanlage gewesen.

Diese ganze Stadt und dieses ganze Volk mit ihr ist auf anderm Grunde gewachsen als unsere westeuropäischen Volksgebilde. Die Zeiten der russischen Geschichte, als Vollblutasiaten hier die Herren waren, haben sich unauslöschlich eingeprägt im Wesen dieses ganzen Landes; zugleich aber wirkt der rein asiatische Einfluß, der dies Reich

in seiner Peripherie so stark durchzieht, auch im Zentrum noch immer nach. Das gibt dem Stadtbild von Moskau jene Züge, die der frisch Angekommene als so fremdartig, so märchenhaft empfindet. Denkt man tiefer darüber nach, so springt einem hier eine der einfachsten, aber auch der wichtigsten, und doch so oft übersehenen politischen Wahrheiten entgegen. Städte und Völker *wachsen*, aber sie werden *nicht gemacht*. Imponderabilien wirken von allen Seiten ein, aber auch „Insuperabilien", daß ich so sage, Mächte, die Menschenwunsch und Menschenwillkür nicht beugen noch umgestalten kann. Dem Westländer begegnet beim Betreten russischen Bodens (und nicht erst dann) so Vielerlei, wobei er fragen möchte: Warum ändert man das nicht? Wie sinnlos, wie selbstschädigend ist das! Er beobachtet Anderes, wobei er sich wundert, wie dergleichen, das uns etwa mittelalterlich anmutet, sich in unsere Zeit hat hinüberretten können. Dem konstruierenden Verstande, der alles auf die Höhe der geradlinigen und rechtwinkligen Neuzeit bringen möchte, ist es unerklärlich, warum damit nicht aufgeräumt wird oder längst aufgeräumt ist. Aber — hier liegt ein langsames, großes organisches Wachstum vor, ein Wachstum unter sehr gewaltigen elementaren Triebkräften, und mit solchen inneren Triebkräften hat man nicht so leichtes und einfaches Spiel. Teils liegen diese Triebkräfte in der Riesenausdehnung des Landes, teils in seiner Bevölkerungsmischung, teils in seiner besonderen Geschichte oder in noch Anderem, und was unter dem Einwirken solcher Faktoren einmal geworden, gewachsen ist, das wird nicht im Handumdrehen anders gemacht. Das elektrische Licht beleuchtet zwar den russischen Mushik, der bettelnd vor dem Erlösertore am Kreml steht, und die Duma tagt in dem roten Hause da hinten,

aber — das Geschick Rußlands wächst, und wird nicht gemacht.

Auch auf die Kirche Rußlands kann man von hier aus eine Nutzanwendung ziehen. Sie erscheint zwar Manchem von weiten beinahe wie ein Monstrum. Und etwas Monströses liegt auch für mich darin, wenn in diesen Heiligtümern und Klöstern an tote Bilder hunderte von Millionen von Rubeln gehängt werden, unschätzbare Mengen von Perlen, Edelsteinen und Vergoldungen, wenn fernere hunderte von Millionen in den Schatzkammern der angesehensten Klöster und Kirchen als totes Gut vergraben sind, während rings umher der arme Bauer in Schmutz und saurer Arbeit und Roheit verkommt und keine Mittel da sind, Einrichtungen zu schaffen, die ihn wirklich fördern und heben. Das ist monströs. Der bettelnde Mushik unter der elektrischen Bogenlampe stellt keinen größeren Kontrast dar als der den Glasrahmen eines von Diamanten funkelnden Marienbildes küssende Mushik, der nachher durch den knietiefen Schmutz seiner elenden Dorfstraße heimkehrt zu seiner Kohlsuppe und Ofenbank und — zur Schnapsflasche. Und doch sind solche Monstrositäten nur die Begleiterscheinungen von etwas natürlich Gewachsenem und Notwendigem, das eben durch innere Triebkräfte entstand, nicht aber mit klugem Verstande gemacht wurde. Wer das Wesen des Russen und die Geschichte Rußlands näher überdenkt, der wird zugeben, daß die Kirche hier nicht wesentlich anders ausfallen konnte und daß sie trotz allem ihre große Mission gehabt hat und — noch hat. Natürlich heißt das nicht, daß sie ruhig bleiben soll, wie sie ist. Neue Kräfte müssen sie durchdringen, von innen oder von außen kommend. Aber es muß ein richtiges Wachsen sein, ausgehend von den Punkten wirklich religiösen Lebens, die in dieser Kirche zu

finden sind. Solche aber müssen irgendwo zu finden sein, und jenes oben angeführte radikale Wort: „Diese Kirche wirkt für unser Volk gradezu schädlich", kann nicht die letzte, volle Wahrheit sein. Das ist freilich mehr eine Behauptung des Glaubens als der reinen Beobachtung. Aber kann reine Beobachtung in solchen Fragen entscheiden?

II.

Dämmerstunden in der sibirischen Bahn

Wir benutzen zu unserer Fahrt durch Sibirien nicht den Expreßzug, mit welchem die Westeuropäer gewöhnlich fahren, sondern einen einfachen Personen- oder nach russischer Bezeichnung Passagierzug. Das hat seine Vorteile und seine Nachteile. Zu den Vorteilen gehört es jedenfalls, daß die Reisekosten so erheblich geringer sind. Auf dem gewöhnlichen Personenzuge, für den der Zonentarif gilt, fährt man um mehr als die Hälfte des Expreßpreises billiger (82 Rubel gegen rund 180 Rubel für unsere Strecke von Moskau nach Werchne Udinsk). Zu den Nachteilen würde dagegen mancher es rechnen, daß dieser Zug viel langsamer fährt (er braucht von Moskau bis Irkutsk etwa $1^1/_2$ Tage mehr) und an so vielen Stationen hält, die der Expreß überschlägt. Indes finde ich näher zugesehen darin auch einen Vorteil, denn man hat dadurch viel mehr Gelegenheit zur Beobachtung von Land und Leuten. Da man zudem in dem Passagierzug nur mit russischen Fahrgästen zu tun hat, und da man gezwungen ist, seine Mahlzeiten auf den Stationen mit anderem russischem Publikum einzunehmen, wird der Beobachtung noch mehr Spielraum gegeben, und das macht einen gewissen Mangel an Eleganz sowie das Fehlen des Speisewagens schon wett. Schlimm

würde es uns freilich in dem rein russischen Zuge bei unserer völligen Unkenntnis der Sprache manchmal ergangen sein, wenn wir nicht freundliche Mitreisende gefunden hätten, die uns Dolmetscherdienste leisteten. Aber zum Glück fehlte es daran nicht. Mit einer Herzlichkeit, die einfach rührend war, bemühten sich diejenigen unserer Mitreisenden, welche Deutsch oder Französisch verstanden (Englisch ist selten), um unser Wohl, teilten uns die Zeit des Aufenthalts auf einer Station mit, enträselten uns die Geheimnisse der Speisekarte, halfen beim Umsteigen oder beim Verkehr mit den Beamten und bei tausend andern Kleinigkeiten; einige von ihnen, die völlig des Deutschen Herr waren, saßen lange bei uns und unterhielten uns von russischen Zuständen.

Ein wirklicher Nachteil war indes mit der Fahrt im Personenzug doch verbunden, den ich anfänglich schwer empfand. Die Beleuchtung am Abend ist nämlich sehr schlecht. Eine einzige Kerze, über der Tür des Kupees in eine Laterne gesteckt, verbreitet ein Dämmerlicht, das weder zum Lesen noch zum Schreiben hinreicht. Nun beginnen die Abende in dieser Zeit recht früh; um fünf Uhr war es völlig dunkel. Was tun in dieser langen Dämmerung, da man vor neun oder zehn doch nicht gut aus Schlafen denken konnte? Man plaudert über Heimat und Fremde; ich nahm auch wohl (unter freundlicher Zustimmung der Mitreisenden) meine treue Wandergefährtin, die Violine, hervor und ließ die internationale Sprache der Musik zu Worte kommen. Aber das alles füllte die Frist nicht völlig aus. Schließlich fand ich den rechten Ausweg. Ich machte nämlich diese Stunden der Dämmerung zu richtigen Dämmerstunden, das heißt zu Stunden, wo ich in stillem Nachdenken noch einmal den (immer reichen) Inhalt des

Reisetages überflog, allerlei Ideen weiterspann und das Gesehene klarer zu erfassen suchte.

Darf ich von solchen Gedanken meiner Dämmerstunden den Lesern hier wohl ein wenig vorsetzen?

* * *

Man muß einmal mit dem Zuge tagelang durch die Riesenstrecken Rußlands und Sibiriens hingefahren sein, um eine richtigere Vorstellung vom Wesen des Russen und von den russischen Zuständen zu gewinnen. Der verstorbene Chinamissionar Ernst Faber sagte vor langen Jahren zu mir: „Fahren Sie einmal auf dem Jangtze tief in den Westen von China hinein, wochenlang immer weiter durch chinesisches Gebiet, dann gewinnen Sie einen Begriff davon, was China ist.“ Dies Wort, dessen Richtigkeit zu erfahren ich später Gelegenheit hatte, fiel mir wieder ein, als ich in der Bahn Tag für Tag weiter durch russisches Gebiet rollte. Es ist zunächst eben die unermeßliche Ausdehnung dieses Landes, die sich viel wuchtiger dabei einprägt, als wenn das Auge über die Landkarte hinfliegt. Diese Riesenausdehnung aber hat, das merkt man bald, die Wirkung, den Menschen verhältnismäßig hilflos und dadurch auch oft stumpf zu machen; denn Menschenkraft reicht vorläufig bei weitem noch nicht hin, dieser Masse Erde Herr zu werden, und es ist bisher noch nicht möglich, eine Organisation menschlichen Wirkens zu schaffen, die diese Weiten gehörig durchdringen und überall genügend funktionieren könnte.

Wir fuhren gegen Abend an einem brennenden Dorfe vorbei. Es war ein schauerlich schöner Anblick. Die Flammen loderten immer heftiger empor in den dämmrigen Himmel, lange konnten wir das furchtbare Flackern vom

Zuge aus beobachten. Ein brennendes Dorf, einsam in der Steppe. Was kann man tun? Garnichts. Es muß brennen, bis das Feuer keine Nahrung mehr hat. Was übrig bleibt, ist eine Rettung des Zufalls. Feuerwehr? Unter diesen Bauern? Undenkbar. Hilfe von außen? Ebenso undenkbar. Etwas von der Machtlosigkeit des Menschen in den Riesenweiten dieses Landes sprach aus den Flammen des Dorfes. Die Häuser sind freilich sämtlich wie eine Herausforderung der Feuersgefahr, Blockhütten, ganz und gar Holz, oft mit Stroh gedeckt. Aber wie soll man hier anders bauen? Holz überall, aber Steine nirgends, selbst Ziegelsteine sehr schwer erhältlich. So baut man denn nur mit Holz, und wenns brennt, so ists eben zu Ende.

Vor Kurzem berührten wir ein Gouvernement, in dem zweimal nach einander Mißernte eingetreten ist. Die Bauern haben kein Futter mehr für ihre Tiere und sollen ihre Pferde an manchen Orten für 2—5 Rubel losschlagen. Welch fürchterliche Not liegt hinter solchen Worten! Aber auch hier etwas Elementares, über das man nicht Herr werden kann. Es fehlt an Verbindung. Unter den Lebensverhältnissen, die hier herrschen, ist ein Eisenbahnnetz zunächst noch garnicht zu schaffen. So trifft die Not isolierte Menschen und schlägt sie mit ihrer ganzen Schwere.

Fremde sagen wohl scherzend, das rechte Losungswort für den Russen sei das bekannte viel gehörte Nitschewó! (macht nichts!) Etwas Wahres ist schon dran. Wenn aber dem Russen solche Stimmung des Gehenlassens in Fleisch und Blut übergegangen ist, so darf man das zum Teil doch vielleicht als natürlichen Rückschlag eines Kampfes mit elementarer Übermacht erklären.

Die endlose Ausdehnung des Landes ist es auch, die

jede Organisation so erschwert, der Kontrolle solche Schwierigkeiten bereitet und dadurch gewisse Mängel des Beamtenwesens erklärt. Ein pflichtgetreues Beamtentum in unserm Sinne ist in Rußland Ausnahme. Aber ohne genaue Kontrolle sind noch nirgends pflichtgetreue Beamte gebildet. Kontrolle ist in kleineren, übersichtlichen Gebieten ein leichtes Ding; in Ländern wie Rußland (und China; anders liegen die Dinge in Amerika) ist sie vielfach unmöglich. So entsteht jene persönliche Willkür, jenes Hervorbrechen des Eigennutzes, der Einfluß des still gegebenen und genommenen Geldes, des „silbernen Passes". Eins der schreiendsten Beispiele trat mir entgegen, als wir an der Stadt Tomsk vorbeifuhren. Sie liegt nicht an der sibirischen Bahn, sondern wer dahin will, muß in Taiga umsteigen und einen Lokalzug benutzen. Warum eine solche Unsinnigkeit? Tomsk, die Hauptstadt eines gewaltigen Gouvernements, nicht an die große Bahnlinie gelegt, sondern nur umständlich durch eine Lokalbahn zu erreichen? Nun, es handelt sich, wie mir von zuverlässigen Seiten versichert ist, um eine große Summe, welche die Stadt bei Anlage der Bahn bestimmten Persönlichkeiten zahlen sollte, damit sie Bahnstation werde. Die Stadt wollte nicht, weil man es für unmöglich hielt, daß sie umgangen würde. Aber das Undenkbare geschah. Die entscheidenden Persönlichkeiten, denen man die Taschen nicht füllte, zogen die Bahnlinie etwa 80 Werst südlich von Tomsk und schädigten die Stadt für immer ganz wesentlich.

Es ist leicht, über das Unerhörte solcher Vorkommnisse seine Stimme zu erheben. Aber man macht sich dabei nicht klar, wie die Riesenentfernungen dieses Landes den Zentralbehörden jeden weiter abliegenden Tatbestand so leicht verdunkeln und es einzelnen oder einer Gruppe ver-

bündeter Menschen viel eher ermöglichen, am entscheidenden Orte Wahres als falsch hinzustellen. Wo das aber möglich ist, da liegt es in der Menschennatur, sich dergleichen zu Nutze zu machen, und allmählich reißt eine laxe Auffassung solches Verfahrens ein, gegen die auch halbwegs ehrliche Naturen nicht aufkommen.

* * *

Ich hatte mir die Fahrt auf der sibirischen Bahn ziemlich einförmig gedacht. Wie angenehm bin ich enttäuscht! Kein Tag vergeht ohne eigenartige Natureindrücke.

Zwar ist das Meiste Ebene, oder doch, wie das Wolga-Plateau und das Uralische Plateau, Hochebene. Aber diese ebenen Flächen haben ihre merkwürdigen Reize. Meilenweit bedeckt sie ein sonderbarer Waldbestand, überwiegend Birken, dann auch Kiefern und Fichten. Die Birke ist so recht der Baum Sibiriens. In dieser Winterzeit, wo das Land schon von der ersten Schneelage bedeckt ist, macht sich die Birkenwaldung ganz eigentümlich. Wie frierende, hilflose, zarte Kinder der Natur stehen die dünnen, blassen, laublosen, leicht gebogenen Stämmchen da; ihr Weiß, das dem Dichterauge Lenaus vorkam,

„Als sei daran in stiller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen,“

erweckt jetzt vielmehr den Eindruck des Gespenstischen. Selten flattert noch das letzte dünne Laub um die Zweige. Solche Birkenwälder gestalten die Ebene zu einem sonderbaren Mittelding von offener Fläche und richtigem Wald: wie von einem lichten, feinen Baumgespinst überzogen erscheint das Land. Wenn dann der Nadelwald sich einmischt mit stärkeren Massen, so ist es, als ob mächtige Schatten auf das helle Gewebe fielen.

Wo kein Wald ist, liegt das braune, dürre Gras, zuweilen vom Pfluge gewendet, die heilige schwarze Ackererde. Einzelne Blockhäuser geben dem Tone von Einsamkeit, der über diesem Grasmeere klingt, noch besondere Resonanz. Ich habe auch diese baumlosen Steppen nie langweilig finden können. Etwas Großes erfaßt darin das Gemüt, wie auf dem Ozean. Der Eisenbahnzug scheint nicht imstande, die erhabene Ruhe der Natur zu stören; sie läßt ihn achtlos dahinrasen und blickt breit und weit und still in den breiten, weiten, stillen Himmel hinauf.

Dann kommt die Station.

Ein paar einstöckige Gebäude, sauber und solide aussehend mit ihrem braungelben Anstrich und grünen Dach. Die Aufschriften, Namen und sonstige Bezeichnungen geben uns Stoff zu russischen Leseübungen. Wenn etwas längerer Aufenthalt ist, springt man hinaus in die prachtvoll frische Frostluft. Da stehen schon die Bauernfrauen und bieten ihre gebratenen Hühner oder Gänse, auch Brot, Eier, Milch, oder was sie sonst haben, feil. Daneben lockt die Bude eines spekulativen Juden mit Eßwaren und allerlei Kleinkram Käufer an. Man sieht unter diesen Stationsmenschen, und dann freilich auch unter den Reisenden, besonders der dritten Klasse, immer neue Physiognomien, die dem Westen Europas ganz fremd sind. Arme Dorfkinder laufen umher, wohl noch barfüßig trotz Schnee und Frost, ein Sträußchen armseliger Herbstblumen oder eine Flasche Milch anbietend. Schließlich dürfen wir die Hunde nicht vergessen. Für den elenden sibirischen Dorfhund ist mit der Bahn eine neue Ära angebrochen, und hätte diese Hundewelt vorher geahnt, was der Bahnbau für sie bedeuten würde, so hätten sie vielleicht eifriger als die Menschen darum petitioniert, wie die Linie gelegt

werden sollte. Denn an der Station fällt für sie mancher Bissen ab, der dem bittersten Hunger, wohl gar dem Hungertode wehrt. Wie oft haben wir sie gefüttert, diese halbwilden „Gefährten des Menschen", die doch vor diesem eine so heilige Scheu hegen, daß eine Bewegung oft genügt, sie davon zu jagen. Sicher, ihr Los ist kein goldenes. So schleichen sie denn witternd auf den Schienen unter den Wagen durch, setzen sich auf und machen kleine Kunststücke, um das Herz des Reisenden zu rühren, das meist schon von ihrem bloßen Anblick gerührt ist.

Die Natur sorgt wenigstens doch für Erwärmung der Tiere in diesen winterlichen Breiten; alles trägt einen dickeren Pelz, Hunde, Pferde, Rinder und auch — was sich besonders drollig ausnimmt — die Schweine. So können Pferde- und Rinderherden auch in dieser kalten Jahreszeit noch recht gut auf freiem Felde weiden und beleben nicht selten die Landschaft. Sonst sieht man wenig Tierleben. Wölfe, Bären und Füchse halten sich von der Bahn fern.

Besonders schön ist die Durchfahrt durch den Ural. Von der Station Ufa an wurde es gebirgiger, auch lag der Schnee tiefer. Dann kam die Nacht und entzog uns den Ausblick. Aber als es am andern Morgen hell wurde, waren wir plötzlich von bewaldeten Höhen umgeben, die malerisch an die Bahn herantraten. Eine rechte Weihnachtslandschaft für mich, der ich Wald und Gebirge im Schnee seit sechzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Hinter Urschumka passierten wir die Grenze zwischen Europa und Asien (bezeichnet durch einen einige Meter hohen Grenzstein), und nun hatte mich der Erdteil wieder für einige Zeit, dem zehn Jahre meines besten Lebens schon früher gehört haben.

Bergschönheit beginnt dann von neuem erst wieder in der Gegend von Irkutsk, also schon im östlichen Sibirien.

Die Umfahrt um das südliche Ufer des Baikalsees, wo das Gebirge in einer Herrlichkeit, die mit der Schweiz wetteifert, sich an das Wasser drängt, wurde uns leider von der Nacht verdeckt. Aber auch nachher noch genossen wir Freude genug an der folgenden waldigen Berglandschaft, die sich bis zu unserer Endstation, Werchne Udinsk, in fesselnder Abwechslung hinzog.

Ich würde etwas Wesentliches von Natureindrücken unterschlagen, wenn ich nicht wenigstens ein kurzes Wort übrig hätte für die Flüsse, die wir berührten. Riesenflüsse sind es ja, einer nach dem andern, und wenn man mit dumpfem Gepolter über die kolossalen Eisenbahnbrücken hinfliegt und die Wassermassen unter sich, zum Teil schon von den Brocken des ersten Eises bedeckt, sich hinwälzen sieht, so empfindet man sie als die ausdrucksvollsten Wahrzeichen dieses ungeheuren Landes. An die Wolga kamen wir in der Nacht, aber in einer Mondnacht. Lange begleiteten wir sie auf dem rechten Ufer, dann hob sich das Zauberwerk der Wolgabrücke aus dem verschleierten Lichte, und wir fuhren — 6 ½ Minuten gebrauchte der allerdings langsamer fahrende Zug — über Rußlands altheiligen Strom hinüber. Später folgten ähnlich, von den kleineren zu schweigen, der Irtysch, der Ob, der Jenissei und die Angara. Ungeheure Wasserwege, obgleich heute noch wenig nutzbar gemacht. Wird es wohl einmal dazu kommen, daß jenes Projekt, mit dem man sich jetzt ernstlich beschäftigt, den Ob durch das arktische Meer hin und um das Nordkap herum zu einem Aus- und Einfuhrkanal für Mittelsibirien zu machen, sich verwirklicht? Diese unermeßlichen Wassermassen scheinen noch ihrer Bestimmung zu harren.

* * *

Merkwürdig, wieviel herzlich hilfreiches Entgegenkommen wir von wildfremden Menschen hier in Rußland erfahren. Ich erwähnte es schon oben kurz, aber es verdient nachdrücklicher hervorgehoben zu werden.

Der Zug hält auf einer Station. Wir beide, meine Frau und ich, sehen uns an, unschlüssig ob Zeit genug ist, auszusteigen und etwas zu essen. „Wie lange mag hier Aufenthalt sein?“ fragte ich unwillkürlich. „Fifteen minutes“ antwortet eine freundliche Stimme vom Gange her. Wir eilen hinaus. Am Büffet und Eßtisch des Wartesaales großes Gedränge. Wir versuchen eines Kellners habhaft zu werden. Aber nun, — was sollen wir sagen? Kein Wort Russisch steht uns zu Gebote, denn die schwierigen Vokabeln, die wir uns etwa vorher mühsam eingeprägt hatten, sind nun mit einem Male wie weggeweht. Während wir verlegen und doch fast lachend über die komische Situation vor dem wartenden Kellner stehen, springt ein Herr gegenüber vom Tische auf, kommt herum und fragt auf deutsch: „Kann ich helfen?“ Im Nu ist alles angeordnet. Wir essen, allerdings in etwas nervöser Eile, immer auf die Andern blickend, um den Zeitpunkt der Abfahrt nicht zu verfehlen. „Noch Zeit,“ ruft uns beruhigend derselbe Herr von drüben zu, und seine Dame lächelt uns ermutigend an. Wir steigen wieder ein. Ehe wir im Wagen sind, tritt unser Helfer nochmals heran: „Wenn Sie irgend etwas nötig haben, wenden Sie sich doch bitte an mich.“ Wir danken warm, und nun sitzen wir wieder im Zuge. Dort hat sich mittlerweile ein liebenswürdiges Komplott gegen uns gesponnen. Jene Stimme, die uns vorhin das „Fifteen minutes“ zurief, gehörte einem Generalmajor an, der mit seinem etwa zwölfjährigen Töchterchen im zweiten Kupee von uns aus fährt. Unser unmittelbarer Nachbar

aber ist ein deutsch-russischer Kaufmann. Die beiden haben sich verabredet, daß man uns als hilflosen Fremden ein wenig zur Hand sein müsse, der General, der nur wenig deutsch und englisch spricht, nimmt dabei den Kaufmann zum Interpreten. In der feinsten und liebenswürdigsten Weise haben sie sich schnell eingeführt, und nun stehen wir unter ihrer Obhut. Der Kaufmann verläßt in Taiga den Zug, nicht ohne uns vor dem Scheiden einem deutsch sprechenden Freunde, den er im Wartesaale trifft, empfohlen zu haben. Der General aber, der unsere ganze Strecke weiter mit uns reist, bleibt außerdem unser treuer Reisemarschall. Bald weiß er Näheres darüber, wer wir sind und was wir wollen. In Irkutsk, wo wir umsteigen müssen, vermittelt er uns durch seine Energie ein eigenes Kupee für uns, auf das wir zwar (mit einem Billet erster Klasse) Anspruch hatten, das man uns aber anfänglich nicht geben wollte. Als ich in Werchne Udinsk den Zug verlasse, werde ich von ihm auf dem Bahnhofe dem Direktor einer Bank vorgestellt, der ihn dort auf der Durchreise begrüßte, und bin nun mit einem Male an diesem Orte, wo ich sonst gar keine Anknüpfung hatte und wo doch wichtige weitere Dispositionen zu treffen waren, von gütiger Fürsorge umgeben. Außerdem trage ich noch von unserm Reisefreund warme Empfehlungsworte an eine andere einflußreiche Persönlichkeit in Kiachta in meiner Brieftasche. Ja, nicht genug damit. Wir erfuhren später, daß unser wackerer General P. hernach, als er zufällig den Polizeidirektor von Werchne Udinsk, der gerade auf einer Dienstreise war, traf, diesem von uns erzählt und ihn veranlaßt hat, ein Telegramm zu unsern Gunsten an sein Polizeiamt in Werchne Udinsk zu senden, das uns bei einer Reiseschwierigkeit sehr nützlich war.

Das sind nur einige Züge aus vielen. Es wäre nicht möglich, alles anzuführen. Überall umgab es uns wie eine gütige Vorsehung, die unsere kleinen oder größeren Besorgnisse im Handumdrehen zerstreute. Wie warm wir gar von solchen uns doch eigentlich auch ganz fremden Persönlichkeiten aufgenommen wurden, an die wir Empfehlungsbriefe hatten, davon will ich garnicht reden. Man behandelte uns von Anfang an wie alte Freunde.

Ohne Zweifel darf man dies allgemeine herzliche Entgegenkommen sich bis zu einem gewissen Grade aus dem russischen Nationalcharakter erklären. Er ist ungefähr der Gegenpol des englischen Wesens, jener ruhigen und bewußten Beschränkung auf sich und seine Angelegenheiten, die ich an sich durchaus nicht verurteilen und als unfreundlich bezeichnen will. Aber der Russe hat eine andere Art; er besitzt etwas harmlos Familiäres in seinem Wesen, womit er die Grenzen zwischen einem Fremden und sich sofort verwischt. Diese kordiale Gutmütigkeit gibt sich schon in gewissen Äußerlichkeiten kund. So kann es leicht geschehen, daß Mitpassagiere, die sich erst ein paar Stunden kennen, sich beim Morgengruße im Vorübergehen gleich die Hand schütteln. Es gehört wohl auch hierher, daß in Rußland einer den andern nicht mit „Herr" und dem Familiennamen, sondern einfach mit Vor- und Vatersnamen nennt. Auf uns macht das eigentlich den Eindruck von Verwandtschaft.

* * *

Was für ein Völkergemisch ist doch dies Rußland! Wir durchschneiden es nur in einer Linie, aber schon dabei, was für eine bunte Verschiedenheit von Menschentypen! Von den Russen selbst und ihren verschiedenen Elementen

sehe ich ab; aber die wirklichen Fremdstoffe, die dieser Volkskörper sich amalgamiert hat oder noch zu amalgamieren arbeitet! Tataren zunächst, die Reste der einst lange Zeit Rußland beherrschenden Mongolenhorden, durchsetzen das Land nach allen Richtungen. In den fruchtbaren Steppen zwischen Wolga und Ural treffen wir dann weiter die Kalmücken und Baschkiren. Hinter Petropaulowsk berühren wir das Kirgisengebiet. Von Nischne Udinsk an treten die Buriäten hervor, die um den Baikalsee herum bis nach der mongolischen Grenze hin immer mehr an Zahl und Bedeutung gewinnen. Außerdem könnte man noch allerlei Namen geringerer Stämme von Nomaden oder Halbnomaden nennen, deren Wege die Bahn kreuzt.

Aufgesogene Völkerreste! Ihr Schicksal erscheint zunächst recht trübe. Durch neue, fremde Lebensgewohnheiten in ihrer Existenz bedrängt und immer mehr eingeengt, ist ihnen schließlich fast ganz der Atem geraubt. Die Baschkiren waren früher reiche und starke Stämme, die auf weiten Gebieten mit ihren Herden hin und her zogen. Aber allmählich haben sie ihre Weidebezirke immer mehr eingebüßt, da sie in Tausch und Handel, oft für Kleinigkeiten, große Strecken Landes hingaben. Nun sind sie zu hilflosen, gedrückten, abhängigen Leuten geworden, denen nur die Nomadennot geblieben ist. Von Kalmücken, Kirgisen und Buriäten gilt Ähnliches, wenn auch nicht in demselben Grade. Die alte Freiheit und Wanderfreude ist unter dem Druck einer entwickelteren Kultur dahingesiecht. Auf der anderen Seite muß man doch zugeben, wenn man genauer zusieht, daß die russische Regierung viel für diese Fremdvölker tut und ihre Lage und Lebensbedingungen mit großer Sorgfalt behandelt. Die Gesetzgebung hat sich sehr eingehend mit den „Fremdstämmigen“ beschäftigt und

ihnen in Verwaltung und Organisation soviel eigene Rechte gelassen wie irgend möglich. Auch wird ihnen, soweit sie befähigt sind, der Übergang in das Kulturleben Rußlands vollkommen freigegeben. Die Kirgisen zum Beispiel können in Staatsdienst und Gilden eintreten, wobei ihnen noch gewisse Vorrechte bewilligt sind; ihre Kinder dürfen alle Unterrichtsanstalten des Reiches besuchen; ihre Häuptlinge haben Adelsrechte. Die Tataren stellen heutzutage schon eine nicht geringe Zahl höherer Beamten und Offiziere. So herrscht hier doch nicht nur Unterdrückung und Verkümmerung, sondern auch Fortschritt und Aufstieg. Frisches Blut fließt beständig aus jenen primitiveren Schichten in den Volksorganismus ein und hilft zu seiner Belebung. Ein Prozeß, der bei den Nationen Westeuropas schon in dunkler Vergangenheit liegt, spielt sich in dem russischen Reiche noch im vollen Lichte der heutigen Geschichte ab. Denn auch wir Westvölker sind doch ursprünglich wohl aus sehr heterogenen Elementen zusammengeflossen.

* * *

Dämmerstunden in der Bahn. Lindes, beruhigendes Halblicht über uns und der Welt, und der Zug fliegt dahin mit uns, Meile um Meile. An den Fenstern unseres Kupees sausen vorbei Äcker und Wüsten, Wälder und Häuser, Kuppelkirchen und Holzhütten, alles in den weichen Schleier des späten Abends gehüllt. Welch unermeßliches Leben, an dem wir so vorüberstreifen, und es ist eine Sphinx für uns. Wir schauen es an, wie es aus der Dunkelheit auftaucht und wieder in die Nacht verschwindet, aber verstehen wir es?

Ein kleinrussisches Volkslied summt mir im Kopfe, das ich neulich singen hörte. Eine einfache, süße, schwer-

mütige Melodie. Immer wieder fängt sie von vorne an und klingt mit derselben traurig-schönen Wendung aus, als wollten die wenigen einfachen Töne mir etwas ganz besonders Inniges, Tiefes, Wichtiges, Schmerzliches sagen. Und ich höre sie und höre sie, aber ich verstehe sie nicht. Denn ich kenne den Text dieses kleinen Liedes nicht. Ich hörte es singen, ohne die Worte fassen zu können, und nur die Melodie ist mit mir gegangen. Aber gerade dadurch hat diese stumme Melodie etwas besonderes Ergreifendes. Sie spricht zu mir mit mehr als ausdrücklichen Worten.

So ist dies ganze Rußland für mich. Ich verstehe es nicht. In jagender Eile führt mich die Lokomotive hindurch. Aber eine merkwürdige Melodie bleibt mir, ohne daß ich die Worte finde, eine Melodie, die mich tief bewegt, ohne daß ich sagen kann, warum. Durch diese Dämmerung um mich her zieht sie hin, in ihren einfachen, tiefen Tönen sich immer wieder erneuernd, die Melodie einer fremden Volksseele.

III.

Troika-Fahrt

„Nun, wo sind die Pferde?“ „„Ich hoffe, sie sind unterwegs.““ „Unterwegs! (Kleines schadenfrohes Lachen.) Jawohl, — ich habe es Ihnen doch vorher gesagt. Ich kenne die Fuhrleute hier.“ „„Aber es ist erst eben $^1/_2$9. Um 8 wollte der Mann kommen, und etwas mag er sich wohl verspätet haben.““ „Etwas verspätet?! bis Mittag wird er sich verspäten, und wenn Sie heute überhaupt noch über die Selenga kommen, dann können Sie von Glück sagen. Sie wissen nicht, was das heißt.“

Dies für mich wenig ermutigende Gespräch fand zwischen mir und dem Wirte meines Hotels in Werchne Udinsk statt, einem knebelbärtigen, redseligen Juden, bei dem ich vor ein paar Tagen, als die Bahn mich hier aussetzte, ein Obdach gesucht hatte. Das Obdach war für Ostsibirien so schlecht nicht; aber nachdem ich die notwendigen Vorbereitungen für die Weiterreise nach Kiachta getroffen hatte, hielt mich doch nichts mehr in dem zwar recht malerisch gelegenen, aber sonst ganz unbedeutenden Städtchen, dessen einstöckige Blockhäuser, ungepflasterte breite Straßen, reitende und fahrende Buriäten oder Kosaken den Reiz der Neuheit sehr schnell einbüßten. Der herrlich winterliche Morgen, klingender Frost mit strahlender Sonne, lockte außer-

dem gar zu sehr ins Weite, und ich seufzte innerlich bei dem Gedanken, daß die Verabredung von gestern vielleicht versagen könne. Da kamen Schritte den Gang entlang. Ein trat Herr K., Direktor der Russisch-Asiatischen Bank, der mir schon gestern und vorgestern vielfach behilflich gewesen war. Er brachte mir meinen Paß zurück, außerdem zwei wichtige Empfehlungsschreiben. Während ich mich noch mit ihm durch den dolmetschenden Wirt unterhielt, — horch! klinglingling! tönte es von der Straße herauf. Ein Blick durch das sorgfältig verklebte Doppelfenster: es ist unsre Troika! Die Treppe hinauf kommt schwerfällig der Fuhrmann, Georgi Nikolajewitsch Wodkoff, eine Hünengestalt mit gutmütigem Gesicht, um das Gepäck zu holen und festzubinden. Triumph! Herr S., der Wirt, scheint ein wenig betreten über den Fehlschlag seiner sicheren Prophezeiung, findet sich aber ins Unvermeidliche. Noch ein paar Minuten, Anordnung unserer Koffer, Einhüllen in Pelze und Decken, Abschieds- und Dankesworte, und — Trogai! Fahr zu, Kutscher! Wir sind unterwegs. —

Die Troika ist ein Dreigespann, dessen Mittelpferd im Krummholz läuft, während die beiden Nebenpferde lose angeschirrt sind, die Köpfe etwas nach außen geschnallt; sie begleiten das trabende Mittelpferd gewöhnlich in einem leichten Galopp. Unser Wagen (für Schlitten ist es noch zu früh in der Jahreszeit), eine zwar nicht überelegant aussehende, aber kräftig gebaute Kutsche, deren Inneres völlig leer und ohne Sitze ist, hat durch mehrere Koffer und Kissen bequeme Plätze für uns beide, meine Frau und mich, erhalten, während eine Lage Heu am Boden für Wärme der Füße sorgt. Wenn man dann gut vermummt und umwickelt, die Beine mit Filzstiefeln und Gummischuhen versehen, um den Kopf eine gestrickte Mütze, sich eingenistet hat, so ist

auch an einem sibirischen Wintermorgen eine schönere Reisemethode kaum denkbar.

Allein der Ernst des Lebens sollte nicht ausbleiben. Wir rollten munter durch die Sandstraßen des Ortes dem Flußufer zu, denn unsere erste Aufgabe war ja, den Fluß, die Selenga, zu überschreiten. Als ich in London meinen Reiseplan machte, hatte ich mir unter diesem Nebenflusse der Angara einen liebenswürdigen Bundesgenossen vorgestellt und gemeint, ein Dampfboot, das von Werchne Udinsk nach Kiachta fährt, würde uns schnell und bequem befördern. Allein das Erste, was ich an Ort und Stelle hörte, war die Hiobspost, daß das Dampfboot eben seine Fahrten eingestellt habe, weil der Eisgang begonnen hatte. Wäre nur der Fluß schon völlig zugefroren, dann lägen die Dinge wieder einfach, da der Wagen über das Eis fahren könnte. Aber leider trafen wir gerade die fatale Übergangszeit, Eis genug im Wasser, um die Fahrt zu hindern, aber der Fluß „stand" noch nicht. Doch ging zum Glück noch eine Fähre, die sich mühsam durch die entstehenden Schollen durcharbeitete. Also hin zu dieser Fähre!

Das hohe Ufer fiel schräg ab. Ein kümmerlicher Weg führte daran hinunter bis zum Wasser, wo man umbiegen und noch eine Strecke dicht am Flusse hinfahren mußte. Wir kamen unter bedenklichen Schwankungen bis an die Umbiegungsstelle, aber dort, beim Wenden, — krach! und der Wagen lag am Boden. Mit Koffern, Decken, Handtaschen und anderem Inhalt in einen wirren Knäuel gebettet waren wir unter dem Gefährt begraben, zum Glück unverletzt. Wir schälten uns heraus. Die Deichsel und eine untere Längsstange waren gebrochen. Doch der Fuhrmann schickte sofort einen Jungen, der ihn begleitet hatte,

auf einem Pferde nach Hause, eine neue Deichsel nebst Vorderrädern zu holen. Hilfreiche Hände waren außerdem am Flusse schnell bereit, ein paar Polizisten, buriätische und russische Arbeiter, so daß der notdürftig zurechtgebundene Wagen vollends bis zur Fähre transportiert werden konnte. Wir wandelten hinterdrein. Es war ein so herrlicher Morgen, daß Trübseligkeit trotz allem nicht aufkommen konnte. Der Sonnenschein lag auf dem breiten Tale und dem blauen Kranz der Berge, erster leichter Schnee funkelte sauber auf Feldern und Höhen, die Luft war ganz still, so daß man die Kälte wenig empfand. Eigentümlich zischend und knirschend schoben sich die glitzernden Massen des jungen noch lockeren Eises auf der Selenga und rieben sich aneinander im schnellen Dahintreiben. Etwas wie Mut und Lebensfreudigkeit pulsierte in dieser Winterlandschaft, Energie und Munterkeit dem Menschen mitteilend.

Bald war der entsandte Junge mit der neuen Deichsel da, Wagen, Pferde und Alles wurde auf die Fähre geladen, die schon eine Anzahl Menschen, Tiere und Gegenstände trug. Die Überfahrt war nicht leicht. Grade das diesseitige Ufer wurde vom Eise schon dicht umlagert, und die 8—10 Ruderer hatten gehörig zu tun, während der Mann am Steuer scharf ausblicken mußte, die rechten Durchwege zu finden. Aber in einer Viertelstunde waren wir an der andern Seite, freilich stark stromab getrieben.

Drüben wurde der Wagenschaden repariert, das Gepäck neu verladen, und nun konnten wir ins Land hineintraben. Die Straße zieht sich im Selengatale auf dem linken Ufer hin bis Selenginsk (etwa 110 Kilometer), wo man wieder auf das rechte Ufer hinübermuß. Schön geschwungene blaue Bergketten begleiten das Tal in der Ferne. Der Weg war gut, der Boden gefroren und ziemlich

eben, an beiden Seiten weiße Felderflächen. Luſtig läuteten die zwei Glöckchen am Krummholz des Geſchirrs in der reinen Winterluft; hinter dem Wagen folgte ein berittener Koſak, der uns als Eskorte eine Strecke weit begleitete.

* * *

Die feinſten Freuden des Lebens laſſen ſich leider am wenigſten beſchreiben. Man kann das Drum und Dran ſchildern, aber den Kernpunkt, in welchem Alles ſo warm zuſammenläuft, trägt man als ein ſchweigendes Erlebnis in ſich. So ging es auch mit dieſer Fahrt. Die Gegend war ſtill und menſchenleer. Man war allein mit den ſchneehellen Feldern, dem lachenden Sonnenſchein, der reinen, ſtählenden Winterluft, dem tiefblauen Himmel und den maleriſchen Bergketten. Nur unſres Kutſchers gleichmäßig wiederholtes Einreden auf die Pferde, die leicht dahinliefen, während er die Hand mit der Knute mechaniſch wieder und wieder erhob, ohne zuzuſchlagen, und das eigentümliche Surren und Zirpen des gefrorenen Schnees unter den Rädern unterbrach die große Stille. Wir ſaßen ebenſo ſtill in unſern Pelzen, und wer uns geſehen hätte, der hätte meinen können, wir träumten oder ſchliefen. Doch waren wir fern davon. Wir ſogen die Landſchaft in uns ein, das Diamantenflimmern des Schnees, jeden Stein, jeden Baum, jede Wendung und neue Ausſicht. Unmerklich vergingen die Stunden.

Gegen 2 Uhr machten wir Raſt in einem kleinen Orte und bekamen den erſten Eindruck vom Innern eines ſibiriſchen Bauernhauſes. Sibirien iſt für den Weſteuropäer der Inbegriff von Öde, Elend und Armut. Ein ſibiriſcher Bauer, möchten viele annehmen, grenze etwa an den Sa-

mojeden oder Eskimo. In Wahrheit ist der sibirische Bauer im allgemeinen wohlhabender als der Bauer des europäischen Rußlands, und die Bauernstube in Klutschi, welche wir betraten, verriet ebensowohl wie die ganze Anlage des Hofes behäbige Verhältnisse. Blauweiße, saubere Tapeten an den Wänden, Geranien und andere Blumen vor den Fenstern, zwei große Spiegel, auf dem Tische eine Nähmaschine, behaglich tickte eine Wanduhr. Ein Gewehr, das neben der Tür hing, zeigte, daß der Bauer auf die Jagd ging. In einer Ecke stand ein Bett, ein Teppich mit eingewebten Figuren bedeckte die Wand dahinter. Das eigenartigste Stück der Einrichtung war wohl eine Wiege, nämlich ein von der Decke herabhängendes Brett, an den vier Ecken von Stricken gehalten, auf dem in Kissen und Hüllen ein Kind schlief, während ein um die Stricke geschlungenes Tuch das Licht abhielt.

Die Häuser in Sibirien sind alle stark geheizt, so daß den Eintretenden sofort eine wohltuende, später vielleicht gar lästige Wärme umfängt. Riesige aus Backsteinen gebaute und weiß getünchte Öfen, die mit mächtigen Holzblöcken gespeist werden, bilden den Mittelpunkt der Zimmer. Häufig ist ein Raum hinter dem Ofen als Kammer durch ein Holzgitter abgetrennt, oder es liegt jenseits der Holzwand noch eine zweite Stube, so daß der Ofen doppelte Dienste tut. So war es in unserm Quartier. Ein sauberes geblümtes Tuch in frischen Farben zog sich an dem Holzgitter unter der Decke hin und gab dem Innern etwas sehr Freundliches. Als wir dort bei unserm schnell bereiten Samowar saßen und Tee tranken, kam uns Sibirien sehr erträglich vor.

Bald indes entführte uns der Wagen wieder. Früh ging die Sonne nieder und zauberte ein Farbenbild über

dem westlichen Horizonte herauf, das unsere Augen lange immer neu erquickte. Die Berge überkleidete ein unglaublich zartes und doch tiefes Blau; die Natur schafft hier Farben, wie man sie früher kaum meint gesehen zu haben. Im Dunkel passierten wir einen Nebenfluß der Selenga (hindurchfahrend durch eine seichte Stelle; Brücken sind seltene Erscheinungen in Ostsibirien) und kamen an das Dorf Nishni Ubuku, wo unsere Nachtherberge stand. Wieder war das Zimmer ansprechend und freundlich, Buntdrucke an den Wänden, Blumen vor den Fenstern. Nur ein Bett fehlte gänzlich. Auf einer Bank ließ sich ein Lager herstellen, das zweite bot der Fußboden.

In der Nacht sank das Thermometer auf — 17 Grad Celsius, doch war es windstill, wodurch auch hohe Kältegrade ganz erträglich bleiben. Und als am nächsten Morgen die Sonne wieder hervorgekommen war, halfen ihre starken Strahlen bald nach, eine angenehme Temperatur herbeizuführen.

Wir unternahmen an diesem Tage einen weiten Abstecher von der Poststraße, um ein buriätisches Buddhistenkloster zu besuchen. Die Buriäten, welche in der Gegend um den Baikalsee herum einen starken Prozentsatz der russischen Untertanen ausmachen, Mongolen von Herkunft und in Aussehen und Tracht sich deutlich von der übrigen Bevölkerung abhebend, sind zum größten Teile Buddhisten. Es existieren etwa dreißig buriätische Buddhistenklöster, deren Zentrum eben jenes von mir ins Auge gefaßte Ziel unserer heutigen Fahrt ist. Dort residiert das Oberhaupt der buriätischen Buddhisten, von der russischen Regierung offiziell anerkannt und bestätigt. Dieser geistliche Würdenträger führt den (tibetischen) Titel eines Khampo oder Abtes, und da die Mönche der Buriäten allgemein die gleichfalls

tibetische Bezeichnung Lama tragen, so spricht man von ihrem Oberhaupte als dem Khampo lama. Das Kloster des Khampo lama liegt an einem ziemlich bedeutenden See, dem sogenannten Gänsesee, Gussinoje osjero, wonach das Kloster gewöhnlich genannt wird. Um eine Einführung in das Kloster zu bekommen, suchte ich unterwegs erst die Wohnung eines Mannes auf, der mit dem Abte gut bekannt ist, Buriät und Buddhist, aber zugleich europäisch gebildet und Beamter in russischen Diensten. Dieser Herr hatte auch die Freundlichkeit, als ich ihm den Zweck meines Besuches auseinandergesetzt (er sprach ein wenig Englisch) und meine Empfehlungsschreiben gezeigt hatte, mir einige einführende Worte auf seiner Karte mitzugeben. Der Bruder dieses in russischer Uniform sich recht stattlich ausnehmenden Herrn B. M. war ein Lama, seine Frau eine Chinesin. Das Innere seiner Wohnung bot ein sonderbares Gemisch asiatischer und europäischer Einrichtung.

* * *

Es war Abend, als wir die Anhöhen über dem Gänsesee erreichten. Noch im Spätnachmittagslicht hatten wir Anzeichen wahrgenommen, daß wir uns einer buddhistischen Mönchsansiedlung näherten, sogenannte Mani-Steine, Platten, in die das heilige Om mani padme hûm mit tibetischen Schriftzeichen eingemeißelt war; ferner überdachte Gestelle, in denen ein mit Hilfe hölzerner Flügel vom Winde bewegter Gebetszylinder der bekannten tibetischen Art befestigt war, also gleichsam Gebetswindmühlen. Jetzt aber lagerte Dunkelheit und zugleich ein dichter durchkältender Nebel über den Hügeln, zu denen unsere drei Pferde den Wagen auf recht halsbrecherischer Straße, über mürbes

Eis und schiefe Wände hin, mühsam emporzogen. Der gute Georgi Nikolajewitsch kannte den Weg nicht mehr und war zuletzt fast ratlos; da wurde er glücklicherweise noch eines verspäteten Buriäten habhaft, der sich neben ihn auf den Bock schwang und uns durch die Nacht zu dem Kloster hinsteuerte. Dort war zunächst auch alles dunkel und still. Nach längerem Klopfen und Verhandeln öffnete sich uns aber ein Tor, der Wagen fuhr in einen umzäumten Bezirk, dann, wieder nach längerem Warten, wurde uns ein Häuschen aufgeschlossen, in dem wir Unterkunft finden sollten. Es war die Wohnung eines Lamas, der selbst mit großer Höflichkeit den Wirt machte. Wir bekamen schließlich sogar noch ein Abendessen vorgesetzt, eine Reissuppe mit Rindfleisch, worüber ich mich wunderte, da den Buddhisten das Schlachten von Tieren ja verboten ist. Noch höher stieg meine Verwunderung, als der Lama lächelnd eine Flasche — Madeirawein auf den Tisch setzte. Unsere mühsame Verständigung machte mir wenigstens soviel klar, daß diese buriätischen Buddhisten sich weder aus Fleischnahrung noch aus dem Genuß geistiger Getränke ein Gewissen machen. Das steht übrigens im Einklang mit dem Ursprung dieses Buddhismus, denn er stammt wie der ganze mongolische Buddhismus von Tibet her, das in den beiden Stücken auch sehr lax ist.

Die Wohnung des Lamas war einer sibirischen Bauernstube ähnlich, beherbergte einen mächtigen Ofen, hinter dem unser Wirt seinen Schlafverschlag hatte, und zeigte eine Sauberkeit und Ordnung, wie ich sie kaum je bei buddhistischen Mönchszellen — es sei denn in Japan — beobachtet habe. Wir schliefen daher in diesem gut durchwärmten Raume, wenn auch ohne Bettstellen, ganz vortrefflich.

Am andern Morgen nach dem Frühstück (zur Teebereitung stand uns ein richtiger russischer Samowar zur Verfügung) führte mich unser Gastfreund in der Ansiedlung umher und gab mir über dies und jenes Auskunft. Er sprach ein wenig chinesisch, ein seltener Fall unter Buriäten, aber günstig für mich, da ich sonst allein auf das Sehen angewiesen gewesen wäre. Das Kloster umfaßt gegen tausend zugehörige Mönche, die Novizen eingeschlossen; doch wohnen nicht alle beständig hier; nur zu bestimmten Feiern haben sie sämtlich zu erscheinen. Die Mönchswohnungen waren durchweg der unseres Lamas ähnlich, einstöckige Blockhäuser, je zwei oder drei in einer Umfriedigung beisammen liegend, so daß die Ansiedlung einen beträchtlichen Raum einnahm und den Eindruck eines großen Dorfes machte. In der Mitte, auf einem weiten freien Platze erhob sich der Haupttempel, im tibetisch-chinesischen Stile erbaut und eingerichtet. Die von 24 Säulen getragene Halle faßte nach den mit Kissen belegten Bänken zu schließen, auf denen die Mönche beim Kultus knieen oder sitzen, gegen sechshundert Menschen. Augenblicklich war nur ein einziger Lama darin, von ein paar Novizen begleitet; er brachte das tägliche sogenannte Mandala-Opfer dar. Der Versammlungsraum der Mönche war durch eine hölzerne Scheidewand von den Schreinen der Götterbilder getrennt, eine Einrichtung, die ich sonst nicht gesehen habe in buddhistischen Tempeln und die merkwürdig an das Ikonostas der griechisch-orthodoxen Kirchen erinnerte; vielleicht hat dabei russisches Vorbild eingewirkt. Vor dem Hauptschrein im Hintergrunde stand ein breiter reichgeschmückter Thronsitz mit Baldachin für den Khampo lama.

Die Götterbilder waren ganz und gar von tibetischem Gepräge, einige Darstellungen von so anstößiger (sexueller)

Natur, daß man als Europäer schwer begreift, wie derartiges an einem Orte religiöser Andacht den Blicken dargeboten werden könne. Nur von Indien aus, freilich nicht vom Buddhismus her, sondern aus dem Shiva-Kult, der auf den späteren Buddhismus abgefärbt hat, ist das zu erklären.

Der ganze buriätische Buddhismus gehört derjenigen Schule an, welche den offiziellen Lamaismus repräsentiert, nämlich der Gelugpa.

Neben dem Hauptheiligtum gab es noch mehrere kleinere Tempel, von denen ich mir einen zeigen ließ, ohne daß Besonderes darüber zu berichten wäre.

Um 11 Uhr hatte ich mit meiner Frau die Ehre, vom Khampo lama empfangen zu werden. Auch er wohnte in einem umhegten Gehöft, das mehrere Wohnungen sowie eine mongolische Jurte umschloß; sein Holzhaus unterschied sich nicht wesentlich von dem gewöhnlicher Mönche. Er selbst war ein gutmütig aussehender bejahrter Mann mit runzligem Gesicht, dem ich mehr als die 63 Jahre gegeben hätte, die er alt war. Über dem gelben Gewande trug er den roten Mantel. Sein Zimmer wies europäische Möbel auf, Schrank, Tisch, Stühle, Spiegel, daneben einen hübschen Götterschein, rote vergoldete Lackarbeit, mit vielen Bildnissen, und eine kleine tibetische Bibliothek. (Die heiligen Schriften der Buriäten sind sämtlich tibetisch abgefaßt.) Da der alte Herr außer seiner buriätischen Sprache nur noch tibetisch verstand, so beschränkte sich das Gespräch, durch meinen Lama-Gastfreund chinesisch vermittelt, auf unwesentliche äußere Angelegenheiten. Es waren außer meinem Dolmetscher noch zwei andere Lamas und ein Diener zugegen. Hübsch war es zu sehen, mit welcher natürlichen Würde der Abt sich benahm und bewegte, und

welche Ehrerbietung die Anwesenden ihm schon in Haltung, Blick und Rede bewiesen. Wir wurden schließlich mit Tee bewirtet, wechselten unsere Karten und schieden. —

Der buriätische Buddhismus besteht vollkommen unangefochten unter dem Fittich des russischen Doppeladlers. Zwar hat die orthodoxe Kirche schon lange versucht, Mission unter diesen Mongolen zu treiben, aber bisher mit sehr geringem Erfolg. Ich habe mehrfach die Ansicht äußern hören, daß der buriätische Lama im Vergleich mit dem russischen Popen nicht eben schlecht abschneide. Was ich sagen kann, ist nur dies, daß der Lama, dessen Wohnung wir für einen Tag teilten, einen durchaus sympathischen, ja feinen Eindruck machte. Doch sah ich auch manche Gestalten und Gesichter, mit denen ich weniger gern in Berührung getreten wäre.

* * *

Die Abende sind dem Wanderer in ferner Fremde gefährlich. Nicht äußerlich, meine ich; aber sie legen leicht Lasten auf die Seele. Rückert hat wohl recht, wenn er singt:

Froh im Morgenschimmer
Zieht der Wandrer aus;
Aber Abends immer
Möchte er sein zu Haus!

Ja, zu Haus! Wie oft zieht solch ein Verlangen leise oder stärker am Abend durch die Seele, wenn man draußen durch die fremde Welt fährt, und es dunkel und dunkler wird, und das Unbekannte so unwirtlich, so unheimlich, so unsicher erscheint. Zumal, wenn dann gerade noch Schwierigkeiten sich auftürmen!

Ich denke an einen Abend am Ufer der Selenga. Die Stadt Selenginsk mit ihren Menschen und Häusern lag schon hinter uns. Wir waren in der Abenddämmerung noch weiter gefahren, schneller und schneller, soviel die müden Pferde irgend leisten konnten, dem Flusse zu, um noch in letzter Stunde übergesetzt zu werden. Ob man uns übersetzen würde? Ob man konnte? Ob die Fähre in dem treibenden Eise noch ging? Der scharfe Nordwind blies um uns her. Die kalten weißen Felder im matten Schein des vergehenden Tages sahen uns schwermütig an. Der Wagen holperte über Stock und Stein, während es jeden Augenblick düsterer wurde.

Da taucht der Fluß vor uns auf. Noch eine kurze Anstrengung, und wir sind am Ufer. Eben will ein Fährboot abstoßen. Also gerade noch zur rechten Zeit. Aber — nein!

Die Fährleute, die ihren Vorteil bei der Situation schnell einsahen, verlangten eine unerhörte Summe, wenn sie uns übersetzen sollten. Und als ich auf diese Erpressung nicht eingehen wollte, stießen sie kaltblütig vom Ufer ab und ließen uns zurück.

Da hielten wir nun, einsam und hilflos. Die Pferde waren müde von der langen Arbeit des Tages, weit und breit war auf dieser Seite kein Obdach und kein Mensch zu entdecken. Im Grau der Dunkelheit sahen wir das Fährboot noch drüben anlegen, die Leute sich zerstreuen, dann verschwand auch dort jede Spur von Leben. Der Fluß allein rauschte, sein Eis schob sich knirschend dahin, und der Wind pfiff. Es war bitterkalt.

Uns blieb nichts weiter übrig, als nach Selenginsk zurückzukehren und dort nach einer Unterkunft zu suchen.

Bei solch einem Rückzuge, wenn man hungrig, frierend, müde durch den Schnee der Nacht fährt, ungewiß, wo und wie man unterkommt, ungewiß, wie man sich am andern Morgen helfen soll, da raunen die Geister der Fremde uns trübselige Worte zu. Das Kreischen des frierenden Schnees unter den Wagenrädern klingt wie höhnende Stimmen. Der Wind, der uns heftig ins Gesicht fährt, hat etwas Feindseliges. Selbst das letzte Verglimmen des Tageslichtes im Westen und die Ruhe der Dunkelheit auf dem Gefilde verrät etwas Drohendes, Drückendes. Die Zeit dehnt sich endlos; man meint nicht vorwärts zu kommen. Man fühlt sich so landfremd, so abgeschnitten und machtlos.

— — — — — — — — — —

Am andern Morgen suchte ich in Seleginsk die Hilfe der Polizei. Ein Empfehlungsbrief, den mir eine hohe Persönlichkeit in großer Freundlichkeit mitgegeben hatte, tat dort gute Wirkung. Immerhin schien man gegen die Erpressung der Fährleute nicht direkt einschreiten zu können. In dieser Zeit des treibenden Eises herrscht, wie man mir später sagte, gewissermaßen kein Gesetz für die Fähren, man kann sie nicht zwingen, Wagen und Pferde überzusetzen. Man riet mir daher, meinen Wagen und Kutscher von hier zurückzuschicken, nur mit dem Gepäck überzufahren und jenseits dann Postbeförderung zu nehmen, wofür mir ein Freischein ausgestellt wurde.

Doch dieser Rat sagte mir aus verschiedenen Gründen sehr wenig zu. Ich fuhr daher schließlich mit meinem guten Georgi Nikolajewitsch noch einmal zur Fährstelle hin, und nach langen Verhandlungen gelang es endlich, die Forderung von gestern etwas herunterzudrücken. Für eine immerhin noch ganz unverhältnismäßig hohe Summe wur-

den wir gegen Mittag doch mit Pferden und Wagen ohne allzu große Mühe übergesetzt.

* * *

Welliges Gebirgsland, kahle Höhen, einsam, stundenlang kein Mensch; Schneewehen, vom Nordwind zusammengefegt, dann kahler, hartgefrorener Boden; Sonne und blauer Himmel immer über uns. Nun Wald, dichter und dichter, Kiefern, Birken, vom Reif mit entzückend zartem Winterflaum geschmückt, sibirische Cedern, mächtige breitästige Stämme. Ein paar mongolische Reiter kommen uns entgegen. Wie Krieger aus den Horden Dschinghis Khans sitzen die sehnigen, abgehärteten Gesellen mit ihren spitzen Hüten, unter denen die schmalen schlauen Augen zu uns in den Wagen hineinlugen, auf ihren niedrigen, zottigen Ponies. „Sain!“ (Der mongolische Gruß.) Einige Worte mit dem Kutscher. Trab, trab, trab, und fort sind sie wie eine Traumerscheinung. Wir wieder allein auf der winterlichen Waldstraße. — — —

Am nächsten Tage waren wir am vorläufigen Ziele, in Troitzkosafsk. Dieser Ort ist den europäischen Lesern kaum auch nur dem Namen nach bekannt. Dagegen kennen sie Kiachta und vielleicht daneben das chinesische Maimatschin. Mit letzteren beiden gehört Troitzkosafsk zusammen, ist indes weitaus der bedeutendere Ort, zählt gegen 5000 Einwohner, während Kiachta nur etwa 900 aufweist. Kiachta, der eigentliche Grenzort zwischen Rußland und China, verdankt seinen bekannten Namen der Vergangenheit. Es war bis vor einem Jahrzehnt die große Vermittlerin des Teehandels und wurde als eine Stadt von Millionären betrachtet. Das ist vorbei. Den letzten Stoß hat dem Orte die mandschurische Bahn gegeben, welche

den Teehandel auf ganz andere Wege lenkte. Die ehemaligen Millionäre sind verflogen, nur Reste des alten Wohlstandes findet man. Dagegen ist Troitzkosafsk ein aufblühender Handels- und Ansiedelungsort. Es liegt leider eine reichliche halbe Stunde von Kiachta entfernt, und da beide Orte doch auf einander angewiesen sind, so muß man Pferd oder Wagen zur Verfügung haben, um bequem hin und her zu kommen. Auf der breiten, sandigen Landstraße, die von Troitzkosafsk nach Kiachta führt, galoppieren beständig die Ponies und rollen die Tarantasse, während lange Züge schwerfälliger Ochsenwagen oder auch schon eine Kameelkarawane sich dazwischen durchschieben.

Die kommerzielle Bedeutung dieses Berührungspunktes zwischen Rußland und China ist wohl für immer vorüber; denn selbst eine Bahnlinie Werchne-Udinsk-Kiachta-Kalgan, von der abendländische Zeitungen mit größerer Sicherheit reden als man hier darauf ausblickt, würde den alten Glanz nicht wieder herstellen. Aber es kann sein, daß dieser Gegend für die Zukunft eine ganz andere Richtung des Aufblühens bestimmt ist; denn hier scheint sich ein Ort von eminenter militärischer Wichtigkeit zu bilden. Rußland hat bereits starke Truppenmassen hierher geworfen. Überall sieht man die Uniformen, auf den freien Plätzen wird exerziert, auf den Straßen reiten die Ordonnanzen und marschieren die Kolonnen. Mittwegs zwischen Troitzkosafsk und Kiachta wird soeben eine gewaltige Kaserne gebaut, und es mag leicht sein, daß von dieser Kaserne aus nach beiden Seiten hin schnell weitere Verbindung entsteht, so daß in einigen Jahren die beiden Orte zu einer langgestreckten Stadt zusammengewachsen sind.

Ob China gleichfalls einmal in diesen Gegenden seine Streitkräfte energischer konzentrieren wird? Vorläufig ist

nichts davon zu spüren. Das chinesische Maimatschin ist nicht mehr als was sein Name besagt (genau: Mai-mai-tscheng, d. h. Kauf- und Verkauf-Stadt), ein Handelsplatz, und zwar neuerdings wie Kiachta ohne größere Bedeutung. Russen, Chinesen und Mongolen treiben sich dort in buntem Durcheinander umher, feilschen um Felle oder tummeln ihre Pferde. Auf einem breiten, freien Platze vor Maimatschin, über den die Straße hinführt, steht das Grenzmal, welches das Gebiet des russischen Adlers von dem des chinesischen Drachen scheidet. Als ich eines Tages an dieser Stelle die Grenzlinie überschritt, wachte in mir unwillkürlich eine fast unheimliche Frage auf: Von welcher Seite her werden wohl zum ersten Male Kanonen über diese Grenze fahren?

IV.

Weltfern

Der alte Sophokles singt: Viel Gewaltiges gibt es, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch. Auf Reisen möchte ich oft das Wort ein wenig variiren und sagen: Viel des Sonderbaren gibt es, aber nichts ist sonderbarer als der Mensch. Die Menschen drehen sich vor uns gleichsam im wunderlichsten Tanze, man sieht sie von allen Seiten, und wieviel Anlaß zum Nachdenken geben Menschenlose und Menschenlagen, die man so beobachtet! Können Menschen so leben? fragt man sich oft; können sie dauernd, jahrein, jahraus so existieren? Man möchte fast meinen, sie führten uns nur für den Augenblick ein Schauspiel vor, und wenn wir den Rücken kehrten, so sei das alles auch vorbei. Und man muß sich förmlich zwingen zu glauben, daß dergleichen dauernd ist.

An das ärmste, härteste, kläglichste Leben denke ich dabei zunächst, wovon einem in diesen halbwilden Gegenden so viel vor Augen kommt. Dann sind da aber auch andere Schicksale höher stehender Menschen, in die man vom Wege aus hineinschaut und über die man staunen muß. Manches davon ist nicht geeignet, weiter gegeben zu werden; aber einiges ist darunter, das verdient wohl, daß man es anderen zeige.

* * *

Wir hatten die russisch-chinesische Grenze hinter uns gelassen und befanden uns schon den zweiten Tag im Gebiete der echten Mongolei. Wellige Steppe, über die sich kräftige Bergzüge erheben; zwischen den Bergen hin sucht sich der Verkehr seinen Weg. Die Menschen, die wir sehen, sind nur Mongolen. An der Spitze und am Ende ihrer langen Ochsenwagenzüge wandern sie dahin, auf dem Reitkamel führen sie die Kamelkarawanen, auf hurtigen dicht und lang behaarten Ponies jagen sie an uns vorbei, und in den Jurten dort, aus denen weithin sichtbar der Rauch der offenen Feuer aufsteigt, wohnen, essen, schlafen sie. Manchmal auch sind sie wie vom Erdboden verschluckt. Man fährt stundenlang, ohne ein Menschenangesicht zu sehen. Dann fängt man ein stilles Zwiegespräch an mit der weiten Erde, der Mutter der Menschen, befragt sie über das Werden ihrer Kinder hier, warum sie ihnen ein so anderes Los beschieden hat als uns, und was die Zukunft dieser ihrer Sprößlinge sein wird. Die uralte Mutter lächelt. Was verstehst du davon, Stäubchen, das heute kommt und morgen geht? Ihr Kurzlebigen seht, was für einen Augenblick vor euren Augen ist. Ihr meint, alles müsse sein, wie ihr seid, und wie es heute bei euch ist. Aber so sind nicht die Maße meines großen Lebens. Das solltest du gerade lernen, wenn du durch diese Fernen fährst, o Menschenkind.

Wir verfallen in allerlei Sinnen und Träumen. Wieviel ähnlicher doch das alte Patriarchenleben der Bibel diesem Nomadenleben hier gesehen hat als unserm westlichen Leben und Treiben! Ob nicht Abraham vom beißenden Rauch eines solchen Jurtenfeuers aufstand und in die winterliche Sternennacht hinaustrat, als ihm sein Gott seine Zukunft zeigte? Was mag sich auch hier alles hin-

ter dem Gewande solchen Steppendaseins verbergen! Obwohl — — —, sieh, da weckt uns etwas aus unsern Träumereien, ein überraschender Anblick, da wir um diesen Bergkopf herumbiegen. Während wir mit den fremden Nomaden allein zu sein glaubten, zeigt sich da vor uns im Tale plötzlich eine Reihe von deutlich europäischen Gebäuden. Ja, etwas wie der Schornstein einer Fabrik ragt empor und die Dampfkraft scheint hier ihre Arbeit zu tun. Ohne Zweifel, das ist die „Farm", die wir unterwegs besuchen sollten. Noch eine halbe Stunde, und unser Wagen hält im Hofe eines stattlichen Besitztums, und aus der Tür des Haupthauses tritt uns eine Frauengestalt entgegen, eine Russin in mittleren Jahren mit freundlich mütterlichen Zügen.

Wir besaßen einen Einführungsbrief hierher, wurden mit der ganzen Herzlichkeit russischer Gastfreundschaft aufgenommen und brachten zwei Tage auf dieser Farm zu. Zeit genug, um uns einen Einblick in ein eigenartiges Menschenwesen zu geben.

Der Eigentümer dieses Landgutes, Herr K., war früher ein wohlhabender Kaufmann in Kiachta. Der Niedergang des Teehandels brachte ihn um sein Vermögen. Da zog er mit seiner Familie hinaus in die mongolische Steppe, wo er schon vorher durch eigentümliche Verkettung von Umständen von einem befreundeten mongolischen Häuptling ein Grundstück erworben hatte, und legte hier eine Getreidefarm an. Weitab von allem europäischen Verkehr (die Farm liegt nicht einmal nahe an der Karawanenstraße Kiachta-Urga) verbringt er hier seit Jahren ein stilles, weltfernes, tätiges Leben mitten unter Mongolen. Es ist ein singulärer Fall, daß ein russischer Untertan sich auf dem Boden der mongolischen Steppe angesiedelt hat, und die

Sache bot anfänglich nicht geringe Schwierigkeiten. Der Mongolenfürst, zu dessen Gebiete dieser Grund gehörte (die Mongolei, obwohl im allgemeinen politisch zu China gehörig, steht doch noch unter einer Anzahl eingeborener Fürsten, nach denen die Territorien oft benannt werden), lehnte sich heftig dagegen auf, und es gab lange diplomatische Verhandlungen zwischen Rußland und China darüber. Besondere Vertreter beider Länder wurden hergeschickt, den Fall an Ort und Stelle zu prüfen. Die Sache endete damit, daß Herr K. in Besitz seines Grundstücks blieb und ihm sein Recht daran verbrieft wurde.

Das Haus steht an der Stelle eines ehemaligen buddhistischen Klosters, von dem die Legende Folgendes berichtet. Dies Kloster enthielt ein berühmtes, wundertätiges Buddhabild, und ein mongolischer Fürst, welcher davon hörte, wollte das Bild für sich gewinnen. Er schickte einen Diener hin, das Bild dort wegzuholen. Der Abgesandte aber erkrankte gefährlich und konnte sein Vorhaben nicht ausführen. Der Fürst schickte einen zweiten, der aber starb. Er schickte einen dritten, den traf dasselbe Schicksal. Da nun keiner mehr gehen wollte, das gefährliche Bild zu holen, wurde der Fürst zornig, zog selber mit seinen Kriegern hin, zerstörte das Kloster und trug das Bild davon. Er stellte es in einem seiner Heiligtümer auf. Aber am ersten Morgen, nachdem man das Götterbild dort aufgestellt hatte, bemerkte man, daß es sich auf seinem Platze umgedreht und sein Angesicht nach der Richtung des alten, zerstörten Klosters gewendet hatte. Und das geschah immer wieder, so oft auch das Bild zurechtgerückt wurde. Noch heute steht es so gewendet an seiner Stätte. —

Das Vertrauen der umwohnenden Mongolen haben sich diese russischen Ansiedler durch freundlichen Umgang

und allerlei Hülfeleistung allmählich in hohem Grade erworben. Das Verdienst dabei fällt vor allem Frau K. zu. Diese merkwürdige Dame hat sich, seit sie in dieser Weltabgeschiedenheit lebt, mit sehr regem Interesse dem Studium der Nomaden rings umher gewidmet, soweit ihr großer Haushalt und ihre Familie nur irgend Zeit dazu ließ. In beständigem nahen Verkehr mit dem Volk, auch vor allem mit den Klöstern und Lamas, hat sie eine Reihe beachtenswerter Einzelheiten aus dem Gebiete des mongolischen Buddhismus gesammelt und aufgezeichnet. Mehrere Arbeiten von ihr sind in Petersburg und anderswo durch Vermittlung von Gelehrten in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht. In engeren Kontakt mit den Mongolen ist sie auf besondere Weise gekommen. Da sie nämlich mit ihrer Familie fernab von Arzt und Apotheke wohnt, so hatte sie sich schon vor Jahren soviel ärztliche Kenntnisse angeeignet, daß sie mit Hilfe ihrer kleinen Apotheke in einfacheren Krankheitsfällen den Ihrigen zu helfen verstand. Dies ihr Wissen wandte sie mit der Zeit auch auf die Mongolen an, und diese brachten ihr schnell soviel Zutrauen entgegen, daß sie für die ganze Gegend eine stark in Anspruch genommene medizinische Autorität geworden ist. Täglich hat sie ihre Besuchsstunden für Patienten. Sie erzählte uns von merkwürdigen Kuren. Während unseres Aufenthaltes behandelte sie unter andern gerade einen Lama, der vom Pferde gefallen war und dabei einen Schlag des Pferdehufes an der Stirn über dem linken Auge erhalten hatte, der sehr gefährlich schien. Frau K. hatte den Fall zuerst ablehnen wollen und den Mann nach Kiachta an den Arzt gewiesen. Allein er ließ nicht nach, sie zu bitten, daß sie ihn doch heilen möge, und es schien in der Tat gut zu gehen. Kuriose Erfahrungen machte

sie freilich auch oft mit ihren Patienten. Gerade an dem ersten Tage, als wir dort waren, kam der erwähnte Lama (dessen Wunde noch frisch, erst fünf Tage alt, war) nicht zur gewohnten Behandlung. Als er am folgenden Morgen dann erschien, fragte ihn Frau K., warum er gestern nicht dagewesen sei. Nun, da war eben etwas Wichtigeres zu tun gewesen. Was denn? Der Lama war mit mehreren seinesgleichen an den Ort gezogen, wo ihm jenes Unglück widerfahren war, und hatte dort durch eine lange, umständliche Zeremonie die bösen Geister des Platzes, die ihm dies Unheil angetan hatten, beschworen. Das ging selbst der medizinischen Behandlung vor! Frau K. bat ihn, ihr doch den Ritus der Beschwörung genau zu schildern, und er versprach auch, an einem der nächsten Tage mit dem nötigen Material zu kommen und ihr die Geisterbannung in ihrem Hause vorzuführen. Vielleicht wird sie in einer der ethnographischen Zeitschriften von Petersburg den Hergang demnächst schildern.

Frau K. ist eine durchaus gebildete Dame. Sie spricht Englisch, musiziert, besitzt mehr als gewöhnliche Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten. Dabei aber hatte diese Dame bis vor Kurzem noch nie eine größere Stadt gesehen, war nie in einem Theater, einem Konzerte gewesen, nie in einer Eisenbahn gefahren. Geboren in Kiachta, war sie auch dort aufgewachsen und erzogen, hatte einen dortigen Kaufmann geheiratet, und ihr ganzes Leben hatte sich fern von der großen Welt, die wir von Jugend auf um uns her sehen, abgespielt. Erst im vorigen Jahre, als sich ihre zweite Tochter verheiratete, war sie auf dringenden Wunsch aus ihrer mongolischen Einsamkeit hinaus nach Wladiwostok gefahren, hatte Eisenbahnen, Städte, das Kulturtreiben gesehen. Es zog sie aber bald zurück in ihre Stille. —

In ihrer kleinen Bibliothek befanden sich wertvolle und seltene gelehrte Werke (mongolisch und tibetisch) von Autoritäten wie Schmidt, Kowalewski und Popoff. Unter den Merkwürdigkeiten, die sie gesammelt hatte, sah ich auch eine eigenhändig geschriebene Bemerkung des Dalai Lama, der ihr bei seinem Durchzug durch diese Gegend (als er 1908 von Peking nach Lhassa zurückkehrte) auf eine durch Vermittlung von Lamas ihm vorgelegte Frage schriftlich geantwortet hatte. Von dem, was sie mir aus ihren Erlebnissen und Beobachtungen unter Buddhisten mitteilte, ist manches sonst wohl schwerlich je zur unmittelbaren Kenntnis von Europäern gelangt. Ich besuchte in ihrer Begleitung eines der in der Nähe ihres Landgutes gelegenen buddhistischen Klöster und ließ mir dessen Einrichtung zeigen. Den obersten Lama dieses Klosters, in dessen Jurte wir als Gäste einkehrten, hatte sie auch als Patienten behandelt.

Die Farm, auf welcher diese Menschen ihr abgeschiedenes, stilles Dasein führten, umfaßte außer dem Wohngebäude natürlich eine ganze Anzahl Wirtschafts- und Vorratsräume. Eine Dampfmaschine war aufgestellt und wurde für verschiedene Zwecke benutzt, augenblicklich gerade zum Dreschen. Ein Schuppen diente zur Aufbewahrung von landwirtschaftlichen Geräten und zeigte durch seinen Inhalt, daß man auch in dieser Ferne Fühlung behielt mit modernen Arbeitsmethoden und Erfindungen. Zwei Vorratsräume enthielten gedörrte Fische, ein wichtiges Nahrungsmittel hier; der Boden war fußhoch völlig mit ihnen bedeckt. Unwillkürlich fragt man, woher die unumgänglichen Arbeitskräfte für solch einen Betrieb kommen? Das war für den Besitzer in der Tat kein leichtes Problem gewesen. Die Mongolen hier sind zu seßhafter Arbeit so gut

wie garnicht zu erziehen. Das Nomadenblut ist unüberwindlich. So hatte Herr K. denn Chinesen herangezogen und mit ihnen, wenn auch unter Schwierigkeiten, Erfolge gehabt. Erst in neuerer Zeit war es ihm gelungen, auch einige russische Bauern als Kolonisten auf seinem Hofe anzusiedeln und damit nicht nur eine wertvolle Arbeitshilfe zu gewinnen, sondern auch die Einsamkeit des Lebens etwas zu mildern.

Briefe und Pakete oder sonstige Sendungen konnten ihren Weg hierher natürlich nur finden, wenn man einen eigenen Boten zu diesem Zwecke nach Kiachta schickte, wo etwa angekommene Sendungen warteten, bis sie geholt wurden. Oder es verirrte sich einmal ein seltener Besucher in diesen Winkel und nahm beim Scheiden Briefe und Aufträge mit.

Es mag Leute geben, die solch ein Dasein wie eine schlimme Verbannung ansehen. Und doch erscheint es nur so aus der Ferne. Die Menschenpflanze faßt auf dem verschiedensten Boden Wurzel, und ist sie erst einmal eingewurzelt, dann sitzt sie fest an der Stelle und möchte nicht fort. Die dort in der Farm am Iro des Winters Frost und Schneegestöber, des Sommers sengende Glut alljährlich erleben, sie hängen doch an ihrer Einsamkeit, und ich weiß nicht, ob die erwachsenen Kinder, die von hier in die menschenvollen Städte gewandert sind, nicht bisweilen Heimweh nach der stillen Steppe ihrer Jugendzeit ergreift, wenn die Briefe der Mutter bei ihnen eintreffen. Viel des Sonderbaren gibt es, aber nichts ist sonderbarer als der Mensch.

V.

Der Sitz des Chutuktu

Es war eine schier endlose Fahrt. Morgens um sieben waren wir aufgebrochen und ohne Aufenthalt den Tag hindurch unterwegs gewesen, jetzt wollte die Sonne untergehen, und noch immer kein Zeichen der Nähe von Urga. Aus den prächtig bewaldeten Bergen, die wir auf zwei Pässen mit vieler Anstrengung überstiegen hatten, waren wir in ein breites Hochtal eingemündet. Hier endlich wird der Verkehr lebhafter, Herden, Reiter, auch sogar einmal ein Wagen mit Europäern: leider konnten wir uns ihnen nicht verständlich machen, da sie weder Deutsch noch Englisch noch Französisch verstanden. Es muß aber nun doch das Ziel nahe sein. Links in den Bergen liegt ein größeres Kloster. In der Ferne tauchen Gebäude auf, die wir für Urga halten; es ist aber nur ein anderer bedeutender Klosterbezirk. Als wir an ihm vorbei sind, breitet sich im Süden vor uns eine prächtige Silhouette von Bergkämmen aus, die im Lichte der schon versunkenen Sonne eine zaubrische Schönheit entfalten, die oberen dunklen Partien durchsichtig violett, die unteren schneebedeckten von zartestem Rosa, während westlich der Abendhimmel in reinem Goldgelb leuchtet. In diesem wie überirdischen Farbenhintergrund zeichnet sich jetzt etwas ab wie Umrisse hoher

Dächer und Gebäude. Aber als wäre es eine Fata Morgana bleibt es lange in derselben Entfernung, und wir scheinen es nicht zu erreichen. Dennoch — während das Tageslicht immer tiefer hinter den Bergen hinabsinkt und die Farben schnell wechseln und verblassen — wir kommen näher, und es ist Urga.

Wir hatten an dem Abend noch allerlei Schwieriges und Peinliches durchzumachen, wovon ich hier nicht weiter reden will, bis wir einquartiert waren und nach dem recht kalten Tage im Freien wieder Ofenwärme spürten. Aber da waren wir doch! In diesem Urga, das für die Mongolen soviel bedeutet wie etwa Lhassa für Tibet, als Sitz des für hochheilig gehaltenen Oberhauptes der mongolischen Buddhisten, des sogenannten Chutuktu.

Die Lage von Urga ist malerisch. Es breitet sich in einem von Ost nach West gestrecktem Tale hin, rings von Bergketten umlagert, zwischen denen sich die Straße nach Kiachta im Nordwesten, die nach Kalgan im Südwesten und Südosten verliert. Besonders bedeutend tritt die Bergkette hervor, welche uns in solch wunderbarer Beleuchtung erschienen war bei der Annäherung, der sogenannte Götter- oder Herrscherberg, schön geschwungene Linien mit mannigfachen Vorhöhen und Abfällen, meist waldbedeckt. In dieser Zeit der kurzen Tage geht die Sonne am Ostende des heiligen Berges auf und beschreibt ihren kurzen Bogen über seinen Kamm hin bis zum Westende. Der Berg steht unter dem Schutze des Buddhismus, dort soll kein Tier getötet werden, und Europäer müssen bei einem Ausflug dahin Waffen und Jagdgelüste zu Hause lassen. An seinem Fuße strömt der Fluß von Urga, der Tola, hin, und an dessen Ufern liegen die zwei Paläste des Chutuktu, abgesondert von der Stadt,

in jener Isolierung, die dem Übermenschlichen gebührt. Dem Übermenschlichen! Und doch wie menschlich, allzumenschlich erscheint er bei näherem Zusehen!

Der Chutuktu gilt als die Verkörperung eines überirdischen Wesens, das früher einmal in der Gestalt des tibetischen Gelehrten und Mönches Târanâtha (um 1600) gelebt habe. Diese Theorie der Verkörperungen beherrscht ja den ganzen tibetischen Buddhismus, und der mongolische Buddhismus ist nichts anderes als ein Import aus Tibet. Aus der Lehre von den Bodhisattvas, götterartigen Wesen, die das Bedürfnis der Menge dem ursprünglich götterfremden Buddhismus abgezwungen hat, entsprang jene Idee, daß gewisse Bodhisattvas sich immer von neuem in bestimmten menschlichen Persönlichkeiten unter die Irdischen mischen, um ihnen das Heil, die Erlösung zu bringen. Der Chutuktu gehört zu diesen verkörperten Überirdischen, ein „lebender Gott", wie die Europäer in Urga ihn wohl bezeichnen. Studieren kann man an dem jetzigen Chutuktu, wie eine solche Idee, wenn sie erst einmal in den Massen Geltung gefunden hat, auch durch die flagrantesten Widersprüche und den krassesten Mißbrauch nicht ertötet werden mag.

Der Chutuktu ist ein Mann in den Vierzigen, nicht ohne Begabung und Interessen, aber durch Leidenschaften und Launen, zugleich auch durch üblen Einfluß von allerlei Persönlichkeiten, europäischen sowohl wie mongolischen, gründlich verdorben. Er ist von Jugend auf gewöhnt gewesen, daß er jedem Einfall die Zügel schießen lassen konnte. Durch russische Kaufleute, die seit langem in Urga wohnen, wurde er mit allerlei europäischen Erfindungen und Genüssen bekannt und gefiel sich darin, alles, was ihm als neu und merkwürdig angepriesen wurde, zu kaufen, um sich

damit eine Weile zu ergötzen. So kam er auch zu dem Automobil, von welchem Barzini in der Schilderung der Fahrt des Grafen Borghese berichtet. Es war aber nicht nur dergleichen kostspielige Tändelei, der er so verfiel, sondern es erwachten auch böse Leidenschaften. Dieser Mann, der eine Idealgestalt des Buddhismus sein soll, der Religion, die unter ihren elementarsten Geboten das Verbot berauschender Getränke und die Forderung absoluter Keuschheit aufstellt, ist mit der Zeit zu einem notorischen Trinker geworden und lebt ohne Scheu und Rücksicht auf seine Gläubigen mit mehreren Frauen. Zu vertuschen sind solche Dinge nicht; aber erstaunlich bleibt es, daß seine Anhänger doch Wege finden, ihr Oberhaupt reinzuwaschen, mit Sophistereien, die uns nicht der Erwähnung wert scheinen, und die dort stichhalten. Schwergewicht des Bestehenden! Die Existenz gar zu Vieler um ihn her, daneben ein Bedürfnis der großen Massen, das man sich fast scheut religiös zu nennen und das doch etwas von Religion in sich schließt, verlangt diesen „lebenden Gott", und so verbleibt ihm sein Glorienschein, auch wenn ihn seine Diener betrunken vom Gelage hinwegtragen müssen. Übrigens heißt es, daß die chinesische Regierung, die schon bei der Inthronisierung des jetzigen Chutuktu Neigung zeigte, dem ganzen Dinge ein Ende zu machen, bestimmt erklärt habe, dies solle die letzte Inkarnation sein, so daß mit dem Tode des jetzigen Würdenträgers das ganze Institut des Chutuktu aufhören würde[1]).

Urga ist der Zentralpunkt buddhistischer Studien und

[1]) Mittlerweile ist nach dem Ausbruch der Selbständigkeitsbestrebungen im ganzen chinesischen Reiche die Lage vorläufig so verändert, daß China bei der Neubesetzung des Chutuktu-Thrones wohl wenig zu sagen haben wird. Der Chutuktu hat sich von China gelöst und will sein Land allein regieren.

der Mönchsbildung für die ganze Mongolei. In der eigentlichen Stadt, welche Kurön (chinesisch Kulön) heißt (die Bezeichnung Urga umfaßt außer Kurön noch den Handelsplatz Maimatschin und die lange Straße, welche Kurön und Maimatschin verbindet und an der russische Wohnungen, Konsulat und Bank sich hinziehen), sind zwei große Stadtteile ganz ausschließlich den Lamas reserviert. Der eine enthält den besonderen Tempel des Chutuktu sowie eine große Zahl sonstiger Heiligtümer, während der andere, auf einer Anhöhe über der Stadt sich erhebend, der Ausbildung der Mönche dient. Das Oxford der Mongolei nannte ein Begleiter diese Stätte scherzend, man könnte auch sagen: das Quartier latin von Urga. Hier „studieren" die Jünger des Buddha, vor allem die Novizen, welche später einmal als Mönche aufgenommen werden wollen, aber auch ältere Lamas, die einen besonderen Grad erwerben möchten, um etwa als Äbte die Leitung eines Klosters übernehmen zu können. Der Anblick dieser mongolischen Universitätsstadt ist eigentümlich. Alles ist aus Holz gebaut. In langen schmalen Straßen ziehen sich die Wohnungen der Studenten hin, sämtlich von mehr als mannshohen Palliſaden umgeben, so daß man beim Hindurchgehen von den Gebäuden nichts wahrnimmt und den Eindruck bekommt, als wandle man durch Gänge hin, wie sie Insekten sich in die Rinde von Bäumen graben. Tritt man durch eine Tür hinter die Palliſaden hinein, so steht man in einem kleinen Hofraum, dessen Mitte ein oder zwei Jurten, meist kultischen Zwecken dienend, einnehmen, während sich ringsherum eine Anzahl einfacher Wohnräume, Mönchszellen, erheben. Die einförmige Masse dieser Studentenbehausungen wird an einigen Stellen von breiten und freien Plätzen unterbrochen. Dort sind pracht-

volle Tempel errichtet und neben ihnen, was man Auditorien nennen könnte, die Räume, in denen die Mönche gemeinsam lernen und sich in ihrer Gelehrsamkeit üben. Diese Auditorien sind in der Form mongolischer Jurten erbaut, also kuppelförmig überdachte, aus Holzgestellen und Filzüberzug hergestellte Räume, aber in ganz gewaltigen Dimensionen, so daß sie wohl 500 und mehr Menschen fassen. Im Innern stehen Reihen niedriger Bänke, auf denen die Lernenden hocken, während sie im Chore heilige Texte rezitieren und auswendig lernen oder in den Fragen ihrer buddhistischen Scholastik geprüft werden. An einigen Stellen sind höhere Sitze errichtet für die Studienleiter. Um diese Hörsäle und die Tempel herum sieht man auf den freien Plätzen eine Menge kleiner Holzhütten, welche riesige Gebetszylinder enthalten; ferner liegen da lange Bretter auf dem Erdboden, Sprungbrettern ähnlich, welche die Lamas benutzen, um sich darauf unter Ausrufung von Gebetsformeln langhin niederzuwerfen; überall aber schleichen und rennen die Geschorenen, den Rosenkranz in den Händen, umher, vom übermütig lachenden Jungen bis zum zahnlosen gebückten Greise alle gleichermaßen eingespannt in das Joch einer aus tiefsinnigsten Gedanken und blödestem Aberglauben zusammengeschweißten Religion.

Die Bildung der Lamas ist nach Form und Inhalt ganz und gar die des tibetischen Buddhismus. Die heilige Sprache, in welcher der Kanon und alle wichtigeren religiösen Schriften geschrieben sind, ist tibetisch. Das Mongolische hat als Literatursprache nur eine geringe Rolle gespielt. Wie der Lamaismus von Tibet die Mongolen zum Buddhismus bekehrt hat, so ist ihm auch der gestaltende Einfluß bis auf den heutigen Tag geblieben. Viele der mongolischen Lamas, die auf eine gründliche theologische

Schulung Wert legen und später selbst einen Ruf als Lehrer gewinnen möchten, begeben sich für mehrere Jahre nach Tibet und studieren etwa an einem der berühmten Heiligtümer in Lhassa oder Taschi Lhumpo, gewinnen dort einen Grad und kehren dann zurück. Die Zahl der Lamas in Urga soll gegen 14 000 betragen. Vergleicht man damit, daß nach einer Angabe, welche der chinesische Amban (Gouverneur) mir als zuverlässig mitteilte, die chinesische Bevölkerung mit etwa 35 000 Seelen der mongolischen ziemlich gleichkommt, so ergibt sich, daß etwa jede fünfte Person in Urga ein Lama ist.

Das ist das geistliche Urga. Und daneben das weltliche. Auf der langen Straße von Maimatschin nach Kurön hin ziehen vom Morgen bis zum Abend die Karawanen, Kamel an Kamel oder Ochsenwagen an Ochsenwagen, die ganze zusammengekoppelte Linie wie Ein riesig gedehntes Tier erscheinend, das sich mühsam und bedächtig vorwärts windet. Das ist der Handel, der durch die Gobi von Peking und Kalgan hierher seinen Weg findet. In diesen Ballen, die wie automatisch immer neu von der Wüste her gleichsam ausgestoßen werden, birgt sich das unendliche Vierlerlei, was nachher als Luxus oder notwendigstes Bedürfnis in den Häusern der Europäer und den Jurten der Mongolen wieder auftaucht, vom Ziegeltee bis zum Pianino oder Phonographen. Auf dem Markte von Kurön und in den daran stoßenden russischen Magazinen breitet viel davon sich zur Schau aus. Umgeben von Herden kleiner mongolischer Ponies oder schwerschreitender Kamele sind dort die Verkaufsstände aufgerichtet, an denen zähe Chinesen oder fröhlich schwatzende Mongolinnen (denn die Frauen sind hier die arbeitsameren und erwerbenden) feil halten, was Nachfrage findet. Der Nord-

westwind bläst eisig dazwischen hinein, aber diese abgehärteten Naturen hüllen sich nur etwas fester in ihre Lammpelze und lassen Schnee oder Sturm über sich ergehen, bis wieder die Sonne scheint. Sie fristen ihr armseliges Leben lachend und mit Vergnügen, und wenn ihnen das Glück über die Kargheit des Notwendigsten hinaus etwas in den Schoß wirft, dann gehen sie zum Tempel und opfern ihr Übriges auf jenem Altare, von welchem ihr „lebender Gott" den Becher seiner Berauschung nimmt.

Daß die Mongolei einmal ganz oder teilweise Rußland zufallen wird, ist mir nicht unwahrscheinlich. Unter den Mongolen selbst ist Stimmung dafür vorhanden, was sich besonders deutlich während des russisch-japanischen Krieges gezeigt hat. Vorläufig ist die Frucht wohl noch nicht reif; aber der russische Einfluß ist schon heute in Urga nicht gering. Die russische Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 800 Seelen. Außerdem liegt eine Kosakentruppe von 100 Mann mit zwei Offizieren hier. Das russische Konsulat sowie die russische Bank sind hervortretende Bauten an der Straße von Kurön nach Maimatschin. Sollte der Anschluß an Rußland einmal eintreten, so wird, zumal auch nach Herstellung der die Gobi durchquerenden Bahnlinie, Urga sicher einen starken Aufschwung erleben. Aus den vereinzelten Häusern der Europäer, die heute zwischen Kurön und Maimatschin an der Heerstraße liegen, mag dann schnell genug eine volle russische Stadt werden, so daß die Lage der Russisch-Chinesischen Bank und des Konsulats daraufhin vorzüglich gewählt wäre. Jenes malerische Treiben auf dem heutigen Bazar in Kurön aber, wo die Mongolinnen mit frischen, schlaudreisten Gesichtern in ihrem phantastischen Kopfputz und buntem Gewande an den Verkaufsständen lehnen, wo ab und zu ein Vornehmer, ein

„Fürst", stattlich durch die Menge sprengt, gefolgt von seiner Gemahlin oder Tochter, die, nach Männerweise reitend, ihr Tier mit beneidenswerter Kraft und Sicherheit regiert, wo alte und junge Lamas in Rot und Gelb umherschwärmen und ihren Gebetszylinder schwingen oder den Rosenkranz durch die Finger gleiten lassen, wo Kamelkarawanen in die Höfe einbiegen und die wunderlichen Tiere eins nach dem andern sich niederfallen lassen, daß man die fernhergebrachte wertvolle Last ihnen abnehme, während der sonderbare Ton von langen Posaunen aus den Tempeln herüberschallt, den Anfang des Kultus verkündend — dies malerische Bild, wie es mir jetzt vor Augen steht, wird in jener vielleicht nicht allzu fernen Zukunft freilich verblassen. Denn malerischer und urwüchsiger macht die Kultur des Westens die Länder nicht.

* * *

Ich stand in der russisch-chinesischen Bank am Fenster der leeren, stillen Wohnung, die uns an Stelle ihres abwesenden Besitzers für ein paar Tage aufgenommen hatte, ich stand dort am Fenster in tiefer Nacht, während der Mondschein draußen durch die eisige Kälte hinflimmerte. Über den Götterberg ging er in weitem Bogen dahin, der „Wanderer", wie die alten Hebräer ihn nannten, dessen Glanz die Welt so magisch verändert. Dort nach Westen zu mußten die Paläste des Chutuktu in der Ebene liegen. Man sah sie aber nicht. Man sah überhaupt kaum etwas, so hell es zu sein schien. Alles war dämmrig unklar, unfaßlich, ein geheimnisvolles Bild, das die Strahlen selbst, die es beleuchteten, zu verhüllen schienen. Und so ist auch dieses Volk, diese Volksseele. Wer beleuchtet ihr Inneres klar, wer macht ihr Empfindungsleben uns faßlich? Fast

ist es, als ob jedes Licht, das wir dahinein zu tragen suchen, uns nur mehr Unverständliches, Unerkennbares sehen ließe. Dennoch können wir nicht davon lassen, hineinzuleuchten und hineinzusehen, und immer von Zeit zu Zeit ist es uns doch, als ob wir unter all dem Fremden, Unfaßlichen ein Stück von uns selbst wiederfänden, Gepräge des allgemein menschlichen Wesens im Guten wie im Schlimmen. Aber man errät es mehr, als man es deutlich sieht, es ist wie fremde Gegend im Mondlicht. —

VI.

Winterreise durch die Gobi

Die Reise durch die Gobi von Urga nach Kalgan (oder Tschang tchia kou, wie die Chinesen den Ort nennen) kann man in verschiedener Weise machen. Eine Möglichkeit ist, daß man sich einer Karawane anschließt, sei das nun eine gewöhnliche Handelskarawane oder die sogenannte schwere Post, welche in Zwischenräumen von 3 bis 4 Wochen zur Beförderung von Frachtgut die Wüste durchquert. Die Karawanen gebrauchen für die Strecke 22 bis 30 Tage, auch wohl noch länger, je nach Wetter und Umständen. Man kann auf einem Kamel reiten oder sich von Kamelen in einem chinesischen geschlossenen Karren ziehen lassen. Zur Winterzeit ist eine solche Beförderung höchst unbehaglich. Die Kälte steigt in der Gobi sehr hoch, mein Maximal- und Minimal-Thermometer hat mehrfach auf —25 Grad Celsius gestanden, einmal gar auf —30 Grad. Dazu herrscht oft ein starker Wind, der den Frost doppelt empfindlich macht. In solchem Wetter sich den Tag über auf dem Kamelrücken wiegen zu lassen, das vermeidet ein Europäer besser, wenn er irgend kann. Auch die geschlossenen Karren sind kalt, eng und unbequem, dazu benehmen sie dem Reisenden fast jede Aussicht.

Eine andere, schnellere Reisemethode ist das sogenannte

Urtonsky-(Stationen-)System (chinesisch-mongolisch Uolatchi). Der Reisende besorgt sich einen eigenen Wagen und läßt sich von den Mongolen stationenweise mit mongolischen Pferden befördern. Man braucht so 12 bis 15 Tage. Will man auf diese Weise reisen, so muß man sich von dem chinesischen Amban (Gouverneur) in Urga vorher eine Genehmigung und einen besonderen Freibrief erwirken, da diese Art der Beförderung zunächst nur Regierungsbeamten zusteht. Die Stellung der Pferde für die von der Regierung geschickten Persönlichkeiten ist eine Pflichtleistung der mongolischen Bevölkerung und hat eigentlich unentgeltlich zu geschehen. Die Reisenden pflegen indes ihre Reiter freiwillig so zu belohnen, daß eine ganz normale Bezahlung herauskommt.

Ich spreche eben von Reitern. Es handelt sich nämlich in der Tat mehr um Reiten als um Fahren, und das Reiten dieser Mongolen vor dem Wagen geht wild und blind über Stock und Stein. Man befestigt vorn an der Deichsel des Wagens eine Querstange, deren beide Enden zwei Reiter vor sich auf den Sattel nehmen. So schleifen sie den Wagen hinter sich her, mit ihren Pferden, wenn der Boden es irgend gestattet, schnell trabend oder galoppierend, gleichgültig gegen Weg und Steg. Die Pferde, mongolische Wüstenponies, sind sehr scheu und an solch Wagenziehen nicht gewöhnt. Sie machen daher viel Schwierigkeiten, brechen oft seitlich unter der Stange heraus oder gehen gradeaus durch, wobei die Querstange den Reiter vom Sattel wirft. Wir haben derartige Katastrophen wieder und wieder erlebt, und es war nur zu verwundern, daß sie ohne ernste Verwundung oder Lebensverlust abgelaufen sind.

Wie hiermit schon angedeutet, haben wir für unsere

Reise die Urtonsky-Methode benutzt. Ein Paß vom Auswärtigen Amte in Peking, durch die Güte unseres Gesandten mir vermittelt, verschaffte mir eine Audienz bei dem Amban in Urga und einen Freibrief für acht mongolische Pferde und fünf Reiter von Station zu Station. Man bedarf so vieler Pferde, weil die Ponies das Rennen vor dem Wagen nicht lange aushalten und häufiger abgelöst werden müssen. Unser Wagen war ein in Urga gekaufter russischer Tarantaß, stark gebaut und groß genug, um außer uns selbst vorn und hinten unser sämtliches Gepäck mit aufzunehmen.

* * *

Als wir in Kiachta, an der sibirisch-mongolischen Grenze, und auch später in Urga mit unsern russischen Gastfreunden und anderen neuen Bekannten von unserem Vorhaben sprachen, im November und Dezember durch die Wüste zu reisen, war meistens die erste Frage: „Warum grade in dieser Jahreszeit? Warum nicht wenigstens vier Wochen eher?“ Freilich, der Oktober wäre wohl günstiger gewesen; dringliche Umstände daheim hatten uns indes verhindert, früher aufzubrechen. Im Ganzen sind wir übrigens zu der Überzeugung gelangt, daß die Reise durch die Gobi im Winter viele Vorteile vor der im Sommer bietet und das zwar Unangenehme aber nicht Ungesunde der Kälte dadurch völlig aufwiegt. Wir hatten während unserer Fahrt von Urga bis Kalgan fast immer klares, sonniges Wetter. Der Wind ist allerdings in dieser Jahreszeit in der Gobi gewöhnlich recht scharf, doch bläst er von Norden oder Nordwesten her, und so hatten wir ihn stets im Rücken. Wir saßen durch das Verdeck unseres russischen Tarantaß ganz geschützt vor dem Winde und genossen, in unsere Pelze

und Felldecken gehüllt, so recht die köstlich reine Luft und die schrankenlose Weite der Wüste. Eine große Annehmlichkeit der Reise im Winter war es weiter, daß uns keinerlei Insekten plagten, weder Mosquiten und Fliegen im Freien, noch andere schlimmere Quälgeister der Nacht in den mongolischen Jurten, in denen wir gewöhnlich mit vielen andern Menschen zusammen schlafen mußten. Vor allem ist man aber im Winter sicher vor üblen Miasmen aller Art und vor Krankheiten, die die heiße Zeit bei der Unreinlichkeit der mongolischen Lebensweise für den Verkehr so gefährlich machen. Die Proviantfrage erledigte sich gleichfalls in dieser Jahreszeit leicht. Unsere russischen Gastfreunde hatten mehrere große Stücke Fleisch, unter ihnen auch zwei köstliche Rehkeulen, das Jagdergebnis des Hausherrn, für uns braten und eine tüchtige Quantität Bouillon kochen lassen. Letztere war in gefrorenem Zustande bequem transportabel und ließ sich leicht am Feuer zu jedesmaligem Gebrauch stückweise auftauen, um darin die Pelmenie zu kochen, ein sehr schmackhaftes russisches Nationalgericht: kleine Klöße aus Mehlteig, mit gehacktem Fleisch gefüllt. Auch mehrere große Brote nahmen wir mit, die sich, wie das Fleisch, in der Kälte tadellos hielten. Freilich gefroren auch sie und mußten zum Gebrauch erst jedesmal am Feuer aufgetaut werden, schmeckten dann aber wie frisch gebacken. Gegen die Kälte, vor der sich unsere russischen Freunde für uns so sehr fürchteten, konnten wir uns doch besser schützen als es gegen die Hitze des Sommers möglich gewesen wäre. Wir trugen über unseren gewöhnlichen Anzügen Pelzmäntel, hatten Pelzkappen auf auf dem Kopf, die man auch über die Ohren herunterklappen konnte, pelzgefütterte Filzstiefel an den Füßen. Unser Bettzeug diente dazu, den Sitz auf den niedrigen

Koffern im Wagen weich zu machen; zum Zudecken, sowohl tags im Wagen, wie nachts in den Jurten, taten uns zwei große weiche Schaffelldecken gute Dienste. Diese hatte unser Gastfreund in Kiachta, der Bankdirektor S., von dessen unermüdlicher Güte und Hilfsbereitschaft auch Graf Borghese nach seiner Automobilfahrt durch die Wüste rühmend spricht, mit uns auf dem Markt in Maimatschin erstanden.

* * *

Der Mongolenmissionar Gilmour bemerkt einmal in seinem Buche Among the Mongols, wenn man von Kalgan durch die Bergschluchten heraufsteige zur Gobi, so sei man überrascht, nach dem letzten Emporklettern mit einem Male keine Berge weiter vor sich zu sehen, sondern eine weite Fläche, „eben wie eine Tischplatte". Wer sich aber nach dieser Äußerung die Gobi vorstellen wollte wie eine gleichmäßig platte Hochebene, den würde die Wirklichkeit sehr korrigieren. Strecken flacher Wüste mit kreisrundem Horizont finden sich zwar immer wieder, aber sie werden doch auch sehr stark von Hügeln und Bergzügen durchsetzt, und es vergeht kaum ein Tag, an dem man nicht Höhen um sich her sähe oder ihre Sättel zu überschreiten hätte. Dies bergige Terrain bringt eine der Schwierigkeiten der Reise mit sich. Der Boden ist dort häufig übersäet mit Steinen, von riesigen Blöcken bis zum kleinsten Geröll, die den Transport eines Wagens beinahe zur Unmöglichkeit machen. Jetzt zur Winterzeit kam dazu, daß sich in den Bergsätteln oft tiefe Schneewehen gebildet hatten. In den südlichen Teil der Wüste ragen ferner die eigentümlichen Lößbildungen hinein, welche bekanntlich einen großen Teil von Nordchina beherrschen. Im Lößboden aber zeigen

sich überall gefährliche Spalten und Risse, oft von großer Tiefe, an denen mit unruhigen mongolischen Ponies vorüberzukommen eine Nervenprobe sein kann.

Auch wo der ebene Wüstenboden sich ausbreitet, ist das Fortkommen nicht ohne Schwierigkeiten. Einmal hemmt der Sand in manchen Gegenden. Die Tiere sinken tief ein und die Räder sind nicht vorwärts zu bringen. Zum Glück sind solche Sandwehen verhältnismäßig selten. Lästig ist aber auch die sehr holperige Beschaffenheit des Erdbodens, welche durch die Knollen des Steppengrases hervorgerufen wird. Das Steppengras, das an der Karawanenstraße fast überall noch irgendwie fortkommt, wächst in Büscheln, die sich auf kleinen Sanddünen erheben. So ist ein kleiner Hügel neben den andern getürmt, und der Leser kann sich denken, was es heißt, von lebhaften, galoppierenden Pferden in einem Wagen ohne Federn über solch ein Erdreich hingerissen zu werden.

Daß der Boden von Steppengras bedeckt ist, das allein ermöglicht es den Mongolen, in diesen Gegenden auch im Winter auszuhalten. Und dem hatten wir es zu danken, daß wir Stationen fanden, Tags über und am Abend. Es ist wirklich erstaunlich, wie die Kamele, Schafe und Pferde der Wüstenbewohner, hin und wieder auch eine Rinderherde, mit diesem kargen Wintergras der Wüste, dürren, braunen, holzigen Hälmchen, bestehen können. Und doch gedeihen sie dabei, sehen gut aus und bieten ihren Besitzern die Grundlage der Existenz. Der Durchschnittsmongole ist ja nichts weiter als Viehhirte, er versteht sich auf nichts anderes und läßt sich auf Nichts weiter ein. Ein Leben von beneidenswerter Bedürfnislosigkeit! Kennt er doch nicht einmal das feste Haus. Im Sommer lebt er in seinem Zelte, im Winter in der Jurte.

Die Jurte hat es an uns verdient, daß ich ihr ein eigenes Wort widme. Dieser rußgeschwärzte, niedrige, enge Hohlraum, in dem der beißende Rauch so oft die Tränen aus den Augen zwang und sich erstickend auf die Brust legte, sobald die Öffnung in der Mitte der Decke ganz oder beinahe geschlossen war, und hatte man sie geöffnet, daß die blanken Sterne des Himmels hineinfunkelten, da fuhr auch der eiskalte Wind von oben herein und verjagte das Bißchen Wärme am offenen Feuer; dieser enge Raum, in dem wir oft mit acht, zehn oder zwölf Menschen zusammen kauerten oder uns zum Schlaf auf den Boden streckten, dann aus Träumen auffahrend in der Mitte der Nacht, wenn das Feuer erloschen war, unfähig zu fassen, wo wir eigentlich seien; diese Jurte, nach der wir doch so sehnsüchtig aussahen, wenn die Dämmerung kam, oder aushorchten, wenn es längst zu dunkel war etwas zu sehen, und nur das Anschlagen der zottigen Hunde, etwa auch der eigentümliche Geruch des Dungfeuers uns eine Andeutung ihrer Nähe gab: — was hat die Jurte uns für die achtzehn Tage der Gobireise doch bedeutet! Wir entschlüpften ihr aufatmend, wenn wir gelegentlich am Abend oder in der Nacht hinter dem Filzvorhang, der die Tür vertrat, hinauskrochen in die Winternacht und die reine eisige Luft dort draußen die verräucherten Lungen erquickte, oder wenn wir am frühen Morgen aus dem besonders beißenden Rauch des neu entzündeten Feuers uns retteten und das matte Licht der letzten Sterne mit dem wundervollen Kranz des Frührots am weiten Wüstenhorizont kämpfen sahen; und doch, — wie froh und dankbar kehrten wir abends bei ihr ein oder kehrten wir nach kurzer Abwesenheit draußen aus dem schneidend kalten Winterwinde wieder in ihre Enge zurück, und wie behaglich hörten wir drinnen des

Nachts den scharfen Nordwest um die Wandung pfeifen und heulen, geborgen vor ihm, wenn auch hier und da ein Riß und Loch im Filz dem wilden Gesellen gestattete, uns unsanft anzupusten. Am Jurtenfeuer tauten die frostgelähmten Glieder auf, über dem Jurtenfeuer kochte unser Teewasser, das uns wieder innere Wärme brachte, in die Glut dieses armseligen Dung- und Dornenfeuers schauten wir träumend und dachten an Vergangenheit und Ferne.

Die Jurte ist der Übergang vom Zelt zum Hause. Sie läßt sich noch zusammenpacken wie das Zelt, auf Kamele laden und an beliebigem Orte wieder aufrichten. Dennoch hat sie schon etwas von der Festigkeit und Bauanlage des Hauses, etwas wie Wände und Dach. Ein Holzgestell, aus kreuzweise an einander befestigten Stöcken hergestellt, bildet das Gerippe des kreisrunden Unterbaues, 1—$1^1/_2$ Meter hoch; darüber laufen andere, längere Stangen schräg nach oben zu, das Gerüst des Daches bildend, und vereinen sich um ein radartiges Mittelstück; das Ganze ist dann mit Filz umkleidet und wird unten am Boden durch außen aufgeschüttete Erde oder angehäuften Schnee dichter gemacht. Im Innern ist der Mittelraum, die Feuerstelle, offener Erdboden; rings herum aber sind Filzdecken auf den Boden gebreitet zum Sitzen oder Liegen. In besser ausgestatteten Jurten hat man den Platz der Türe gegenüber wohl durch ein Brettergestell ein wenig über den Erdboden erhöht. Das schützt dann etwas mehr vor der Kälte, liefert freilich auch dem unerbittlichen Rauche stärker aus, der seinen Abzug selbst aus dem halboffenen Mittelstücke des Daches nur sehr teilweise findet, sich aber höchst unangenehm verdichtet, wenn jene Öffnung der Wärme halber geschlossen wird.

* * *

Ein Augenblicksbild.

In einer Jurte, abends 1/2 11 Uhr. Vor Kurzem sind wir nach schwerem Tage in diesem „Orte“ eingetroffen, der aus etwa einem Dutzend Jurten besteht. Unser Tarantaß wurde, wie gewöhnlich, von fünf oder sechs lachenden und schreienden Mongolen in Empfang genommen, die Pferde liefen seitwärts unter der Stange fort, die Mongolen aber zogen den Wagen eigenhändig bis vor den Eingang der Jurte, welche uns beherbergen sollte. Jetzt bläst ein Mongole zu meinen Füßen eifrig das Feuer an, das zunächst mit Gestrüpp entzündet, später mit Kamelmist (Argol) weiter unterhalten wird. Schon bevölkern zwölf neugierige, in Felle gehüllte Mongolen diesen kleinen Raum, — nein, sechzehn sind es bereits nach eben angestellter Zählung, — und starren staunend auf mein Schreiben und auf die vor mir liegende Karte der Gobi. Sie unterhalten sich lebhaft in ihrer drolligen Sprache, die das r von den Mecklenburgern und das ch von den Zürchern geborgt zu haben scheint. Einer von ihnen brütet, einen großen Holzlöffel in der Hand, über einem Haufen Kameldünger, dem er von Zeit zu Zeit einige Kugeln entnimmt, um sie kunstgeübt an den Rand des Feuers zu legen (denn so muß dies unterhalten werden). Über dem Feuer, dessen Rauch vorläufig noch ziemlich abziehen kann, steht auf einem einfachen Gestell ein eiserner Topf. Dieser Topf ist das einzige Inventarstück in der Jurte. Es ist nämlich eine sogenannte Beamtenjurte, für die Benutzung Durchreisender reserviert und gewöhnlich nicht von Mongolen bewohnt. Sie war für uns, da immer von Station zu Station ein reitender Bote vorauseilt und uns anmeldet, gereinigt und mit Filz belegt. Beim Anmachen des Feuers überraschte sie unsere Ankunft.

Ein Mann tritt herein mit ein paar gewaltigen Blöcken gefrorenen Schnees. Er stellt sie in den eisernen Topf, zieht sein Messer, das am Rücken im Gürtel steckt, hervor und zerstückelt den Schnee, so gut es geht. Die anfangs rein weiße Masse färbt sich gelblich unter dem Rauch des Feuers und löst sich schließlich in eine bräunliche, wenig appetitlich aussehende Flüssigkeit auf. Schneewasser ist auf vielen Stationen das einzig erhältliche Wasser, und wir können dem Winter danken, daß wir es haben. Im Sommer ist der Wassermangel oft eine schwere Sorge. Mag das Wasser auch nicht ganz rein sein, es wird ja gekocht.

Unter den Leuten, die hier um das Feuer herum kauern, sind auch die fünf Mongolen, welche uns hierher gebracht haben. Sie warten, ob ich ihnen eine Belohnung spende. Ich überlege mit Yang, dem getreuen Chinesen, welcher uns begleitet, wieviel ich ihnen wohl gebe (was von ihrer Führung und der Länge des Weges abhängt). Yang schlägt vor: zwei Rubel. Gut. Ich händige dem Ältesten der Fünf zwei chinesische Silberstücke ein. Er nimmt mit zeremonieller Handbewegung, die Ärmel des Gewandes zurückschiebend, das Geld entgegen. Dann neigt er sich, zieht die untere Hälfte seines Pelzrockes nach vorn, daß er vor ihm wie ein Teppich die Erde deckt, kniet nieder und berührt auf seinem Pelz dreimal mit dem Kopf den Boden. Das ist der formelle Dank. Bald darauf ziehen die fünf ab. Sie kehren noch in der Nacht zu ihren eigenen Jurten zurück.

— — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später. Wir haben getafelt. Als das Schneewasser kochte, wurde zunächst Tee bereitet. Dann wurde eine gefrorene Lammkeule in das kochende Wasser

gelegt, daß sie auftaue, und der gefrorene Laib Brot wurde ans Feuer gestellt, damit er schneidbar werde. Nach einiger Zeit war alles bereit. Am Feuer auf dem Filze kauernd haben wir Fleisch, Brot und Tee ohne große Umstände, aber mit dem Appetite verzehrt, den eben nur Winterluft in der Wüste geben kann. Auch die Mongolen um uns her bekommen jeder ein Stück Brot in die Hand, denn wie sie selbst sehr gastfrei sind, muß man ihnen auch gastfrei begegnen und ihnen mitteilen von dem, was man hat.

Unser Chinese Yang liegt derweile schon auf seiner Decke, schläft und schnarcht. Es ist aber nur ein vorläufiger Schlaf. Wenn wir mit unserer Mahlzeit fertig sind, kommt er an die Reihe und bereitet sich sein chinesisches Mahl, dessen Bestandteile er mit sich führt.

Nachdem wir uns gesättigt haben, breiten wir unsere Felle und Decken zum Schlafen hin. An Ausziehen ist in den Jurten natürlich nicht zu denken. Selbst die doppelten Filzstiefel, die ich den Tag über trug, behielt ich nachts an den Beinen, und meine Pelzmütze hatte ich öfter auf dem Kopfe. Denn sobald das Feuer erloschen war, stieg die Kälte recht empfindlich.

Die Mongolen sitzen noch plaudernd am Feuer. Yang erwacht allmählich und geht daran, sich sein Abendessen zuzurüsten. Sein Hantieren und die murmelnden Laute der mongolischen Unterhaltung verwischen sich aber in meinem Empfinden schon mehr und mehr und vermengen sich mit Traumbildern. Bald ist alles, Wüste, Jurte, Mongolen, Chinesen, ausgetilgt in tiefem Schlummer.

Späterhin wache ich noch einmal auf und sehe mich um. Am Feuer sitzt noch ein einziger Mongole und unterhält es, alle andern liegen schlafend in ihren Pelzen am Boden. Von draußen her höre ich das eigentümliche

Schreien eines Kamels durch die Nacht tönen. Eine Karawane lagert nämlich in der Nähe dieser Jurte. Das unruhige Tier ist ein Mutterkamel, dem man sein Junges weggenommen hat. Der sonderbare, gereizte und leidenschaftliche Ton der Kamelstimme in der Stille der schlafenden Wüste hält mich eine Zeitlang wach; ich sehe dem Manne zu, wie er hin und wieder etwas Feuerungsmaterial am Rande der Glutmasse aufbaut; das regelmäßige schwere Atmen der anderen erfüllt den kleinen Raum. Dies also ist die Gobi, die weltferne, weite, stille Öde der Nomaden. Man braucht solch eine wache Nachtstunde, um sich dessen voll bewußt zu werden.

* * *

Wir sind nicht ohne Schwierigkeiten und selbst ernste Gefahren durch die Gobi gekommen.

Über die Capricen unserer Pferde und Reiter will ich nicht reden, die uns fast täglich mehrmals in heikle Situationen brachten, vom ersten Anfang an, wo wir bei der Abfahrt in Urga auf einer Brücke gleich nahezu scheiterten, ein Mann am Brückengeländer gequetscht, ein anderer vom Pferde gerissen wurde, die Ponies wild davonliefen und der Wagen soeben vor dem Hinabstürzen in die Tiefe des Flußbettes bewahrt blieb. Doch derartige Vorgänge liefen alle schließlich noch gut ab. Anderes aber war fataler.

Gleich am vierten Tage unserer Fahrt verirrten wir uns in einem Schneesturm. Es war im Dunkel des späten Abends, als der immer heftiger gewordene Nordwestwind uns mit Schnee überschüttete, der schließlich so dicht wurde, daß man keine Richtung mehr beobachten konnte. Unsere Leute hielten zuletzt an, und Yang teilte mir die betrübende

Botschaft mit, daß sie den Weg völlig verloren hätten. Sie unternahmen noch zwei kurze Rekognoszierungen in der Nähe, aber erfolglos. Yang meinte, es bleibe nichts anderes übrig, als daß wir die Nacht dort an Ort und Stelle im Wagen zubrächten. Bei der Kälte und dem Schneetreiben war das keine erfreuliche Aussicht, aber wir mußten uns in das Unvermeidliche fügen. Eine Stunde lang hatten wir etwa an dem Platze gewartet, als unsere Leute, die immer von Zeit zu Zeit mit aller Kraft ihre Stimmen erhoben und in die Dunkelheit hinausschrien, die Aufmerksamkeit einer unweit vorüberziehenden Karawane erregten, die ein paar Leute zu uns herüberschickte und uns wieder auf den rechten Weg half. So erreichten wir an dem Abend doch noch gastliche Jurten.

Mehrere Tage später passierte uns das erste Unglück mit unserm Wagen.

Wir waren an einem ganz armseligen Orte über Nacht gewesen, dessen Leute uns für die Weiterreise keine Pferde stellen konnten. Sie hatten nur Kamele anzubieten. Was sollten wir machen? Weiter mußten wir, und wenn es keine Pferde gab, so hieß es, sich mit Kamelen helfen. Da die Kamelrücken zu hoch waren, um die Deichsel an der Querstange, so wie die Pferde es getan hatten, zu tragen, mußte mit Stricken eine längere Verbindung von der Querstange aus nach dem Ende der Deichsel hergestellt werden, so daß letztere von der Querstange herabhing . So zogen wir los, während die zwei Kamele, als ahnten sie Unheil, arg trompeteten und spuckten. Die erste halbe Stunde, auf ebenem und ansteigendem Wege, ging es gut. Dann aber kamen wir an einen ziemlich steilen Abhang. Hier rollte der schwere Wagen vorwärts, schob die Deichsel mit der Stange, die die

Reiter festzuhalten suchten, hoch, die Kamele wurden scheu und gingen durch, während der Wagen, die Deichsel mit der daran hängenden Querstange senkrecht emporgerichtet, schnell und direktionslos bergab schoß. Im Tale war in dem Lößboden ein breiter Riß. Dieser hemmte den Wagen mit jähem Ruck, aber bei dem plötzlichen Innehalten schlug die Deichsel mit dem schweren Querbalken hart auf den Boden, und ein Krach verkündete mir, was geschehen war: einer der Deichselarme war gebrochen!

Ein derartiger Unfall mitten in der Wüste, wo man allein ist mit zwei Mongolen, deren Sprache man nicht versteht, ist bedenklich. Gerade an diesem Morgen hatte unser wackerer Chinese Yang zurückbleiben müssen, weil er sein Pferd noch nicht hatte bekommen können. Ich mußte also sehen, wie ich fertig wurde. Die Mongolen, so gut sie mit Pferden umgehen können, verstehen vom Wagen und seiner Behandlung rein gar nichts. Meine beiden Leute, als sie ihre Kamele endlich wieder zur Raison gebracht hatten, standen hilflos wie die Kinder vor dem Unglück. Ich untersuchte den Schaden und fand, daß sich mit Hilfe unseres Instrumentenkastens vielleicht soviel reparieren ließ, wie nötig war, um uns wenigstens irgendwie von der Stelle zu bewegen. Das gelang auch nach längerer Arbeit. Kaum sahen meine Mongolen, daß ich Hand anlegte, den Schaden zu bessern, als auch ihre ganze Bestürzung vorüber war. Gemütlich hockten sie auf der Erde nieder, zogen ihre Pfeife heraus, rauchten sich eins und schauten mir in aller Seelenruhe zu.

Mit Mühe und großer Vorsicht kamen wir dann endlich um 2 Uhr an die nächste Station, wo Yang, der uns mittlerweile eingeholt hatte, den Schaden in längerer geschickter Bemühung gründlicher heilte. Er wurde dabei

unterstützt durch die sehr anstelligen und eifrigen Bewohner der Stationsjurte. Es war eine größere Familie, von der wir besonders mit dem alten Vater und seinen vier kräftigen, klugen und hilfreichen Söhnen in Berührung kamen, Leuten von einem so sympathischen Schlage, wie wir sie in der Mongolei sonst selten getroffen haben. Sie umwickelten die Bruchteile der Deichsel mit dem Blech unserer Teebüchse und trieben Nägel hindurch. Als dann noch ein Hilfsstrick die Deichsel entlang gezogen war, ging die Sache vorläufig wieder.

Von dieser Mongolenfamilie, bei der wir den Nachmittag zubrachten, erfuhren wir, daß unsere Aussichten für das Weiterkommen ziemlich übel seien, denn die nächste Station hätte ein Brand vor Kurzem vernichtet, Menschen und Pferde gebe es dort nicht. Nach längerer Beratung machten unsere Gastfreunde uns den Vorschlag, sie wollten uns morgen auf einem Umweg an eine vereinzelte Jurte in der Steppe bringen, mit deren Bewohnern sie bekannt seien; dort sollten wir übernachten und sie wollten versuchen, in der Nähe Pferde zusammenzubringen. —

Was für ein eigentümlicher Schein auf das ganze Leben fällt, wenn man in solcher Lage, da unser Los mit dem dieser Nomaden auf einmal wie zusammengeworfen ist, in tieferer Besinnung um sich schaut! Wir wanderten an dem stillen Nachmittag, der wenig zu tun bot, in der Umgegend des Jurtenlagers umher. Der letzte Glanz der Wintersonne, der früh verschwindenden, lag schwermütig über der öden Fläche. Gleich hinter unsern Jurten nach Norden zu erhoben sich zerwaschene Steinwände, der Grat eines unbedeutenden Höhenzuges, in dessen Schutz man sich angesiedelt hatte. Doch der scharfe Nordwest blies empfindlich genug darüber hin. Knochen von allerlei Tieren,

wohl von Wölfen und Hunden abgenagt, bleichten zwischen dem Gestein, der Vorderfuß eines Kamels war noch deutlich zu erkennen. Ich erkletterte die Anhöhe. Weithin schweifte der Blick über starre Öde, hier und da ein paar Büschel Gras und dorniges Gestrüpp mit goldglänzenden Stengeln (Lasiagrostis splendens; die Chinesen nennen es Goldpflanze), das den Mongolen neben dem Argol als Brennmaterial dient. Öde! Und doch etwas unsagbar Großes, Freies, Reines wehte mich aus dieser endlosen, gleichmäßigen Fläche an. Eine Ahnung überkam mich, daß man sich an solchem Leben, ungebunden in Zeit und Raum, trotz aller Entbehrungen festsaugen könne, festsaugen mit der ganzen ungebrochenen Naivität des Naturmenschen, so daß man verdorrte und unterginge, wenn man diese Wüstenluft nicht mehr atmen dürfte. Wir atmeten sie in langen tiefen Zügen. Es ist eine wunderbare Luft, diese Luft der Gobi in Winterfrische! Man trinkt Arznei. Diese Luft ist es, die mangelnde Nahrung ersetzt, die Mensch und Tier unter so kargen Lebensbedingungen prachtvoll gedeihen läßt und den Mongolen ihre kräftig roten Wangen schafft. Aber freilich, wenn die Sonne scheidet, die sich jetzt schon dem gefärbten Horizonte zuneigte, dann wird der Hauch dieser Luft unter 20—25 Grad Kälte gar zu schneidend. Dann ist selbst der geringe Schutz des Jurtenobdachs willkommen. Auch wir zogen uns bald an das abendliche Feuer unserer Gastfreunde wieder zurück. —

Am andern Morgen kamen wir mit guten Pferden und Reitern schnell vorwärts und erreichten gegen 11 Uhr die ganz einsam liegende Jurte, von welcher unsere Gastfreunde tags zuvor gesprochen hatten. Sie war verschlossen; offenbar von den Bewohnern momentan verlassen. Unsere

Leute aber erbrachen ohne große Schwierigkeit den Eingang (es war ausnahmeweise eine Tür aus Flechtwerk), und wir machten es uns im Innern bequem. Die Jurte war voll von Hausgerät, offenbar bis vor Kurzem bewohnt, sogar eine hölzerne Pritsche mit Decken, eine Art Ruhebett, stand dem Eingang gegenüber. Die Bewohner schienen für mongolische Begriffe wohlhabend. Nachdem wir uns häuslich eingerichtet hatten, stellten unsere Leute aus Tau, das wir ihnen gaben, und Stöcken, die sie in der Nähe der Jurte einer Umzäumung entnahmen, sich jene Fangstangen her, mit denen sie die Pferde einfangen, lange, schwanke Stäbe (an einander gebundene Stecken), an deren Ende Schlingen befestigt sind, die sie den Pferden über den Kopf werfen. Mit ihnen entfernten sich mehrere der Mongolen für den Nachmittag auf den Pferdefang.

Ein anderer von ihnen ritt inzwischen nach jener abgebrannten Station hinüber, die wir nicht aufgesucht hatten, um zu sehen, ob dort noch irgendwie Menschen oder Pferde aufzutreiben seien. Er kam aber zurück mit der Nachricht, dort gebe es nichts mehr, und dasselbe bestätigten uns bald darauf zwei Chinesen aus Kalgan, die in einiger Entfernung lagerten und neugierig auf Besuch zu uns kamen. Durch sie hörten wir, daß es auch aus einem andern Grunde in dieser Gegend jetzt eben schwer sei, Pferde und Leute zu bekommen. In Peking war nämlich vor Kurzem ein hoher Beamter mongolischer Herkunft gestorben, und mehrere Vornehme, mongolische Häuptlinge, reisten deshalb zur Kondolenz nach der Hauptstadt und nahmen für sich und ihr Gefolge die Hilfe der hiesigen Nomaden stark in Anspruch.

Als es dunkelte, kam die Familie, welcher die von uns okkupierte Jurte gehörte, heim. Es war eine Frau, eine

Witwe, mit zwei Knaben von 8 und 12 Jahren. Sie schien sich über die Insassen ihrer Wohnung nicht weiter zu wundern, warf uns Europäern kaum einen Blick zu, sondern ließ sich einfach in unserem Kreise am Feuer nieder, ihre beiden Kinder zu beiden Seiten, und fing an heftig zu stöhnen und zu klagen. Yang erklärte mir, sie sei den ganzen Tag auf der Suche nach verlorenen Kamelen gewesen. Von dem Wind und der Kälte war ihr Gesicht geschwollen und sie litt an starken Kopfschmerzen. Meine Frau gab ihr Aspirin und rieb ihr das Gesicht mit Salbe ein, was sie dankbar zu empfinden schien. Sie trank dann den Tee, den einer der Mongolen ihr bereitet hatte. Mit ihren Kindern war sie sehr zärtlich, küßte den Kleineren sehr liebevoll, und die beiden Jungen hingen offenbar auch sehr an ihr. Sie hatten, was ich früher von Mongolen noch nie gesehen, einen kleinen Hund mit in die Jurte gebracht, ließen ihn zwischen sich am Feuer liegen und streichelten ihn öfter. Das ist nicht die übliche Weise der Mongolen, mit ihren Hunden umzugehen. Sie werden sonst unbarmherzig aus den Jurten hinausgejagt, selbst wenn sie bei bitterster Kälte oder nachts bei Schneesturm drinnen Zuflucht suchen.

Wir waren eine bunte, sonderbare Gruppe dort am Feuer unter dem Filzdach, über dem nun allmählich die Nacht hereinbrach. Das Abendessen und die Vorkehrungen zum Schlafen brachten allerlei gewohnte Beschäftigung. Spät in der Nacht kamen die auf den Pferdefang ausgezogenen Mongolen wieder, leider ohne Erfolg. Sie versprachen, es am anderen Morgen früh nochmals zu versuchen.

Am nächsten Vormittage erlebten wir dann ein sonderbares und höchst malerisches Schauspiel.

Wir hatten schon mehrere Stunden ungeduldig und in recht gedrückter Stimmung auf die Rückkehr der Wiederentsandten und die Ankunft von Pferden gewartet, als wir mit einem Male starkes Getrappel draußen vernahmen. Beim Hinaustreten aus der Jurte sahen wir, wie eine Herde von etwa hundert Pferden, prächtige, aber wilde und scheue Tiere, von unseren Leuten gejagt, über die Steppe an unserer Jurte dahinraste. Aus dieser Herde, die sie von fern hergetrieben hatten, begannen die Mongolen sich nun eine Anzahl der besten Tiere vor unseren Augen herauszufangen. Es war eine eigenartige, aufregende Jagd. Jeder nahm sich ein Pferd aufs Korn und sprengte in die Herde hinein, um dem ausersehenen Tiere die Schlinge der oben erwähnten Fangstange über den Kopf zu werfen. In wildem Sturm zerstreuten sich die geängstigten Tiere, um sich doch bald wieder zusammenzuballen, wenn dasjenige, auf welches der Reiter es abgesehen hatte, isoliert war. Nun begann ein rasendes Verfolgen dieses Einzelnen. Die große Geschicklichkeit der Mongolen als Reiter zeigte sich hier in vollem Glanze. Wenn es gelungen war, dem einzufangenden Tiere die Schlinge über den Kopf zu werfen, ließ sich der Reiter wohl von seinem Pferde herabgleiten und hängte sich, über den Boden schleifend, mit seinem ganzen Gewicht an das flüchtige Pferd, bis es zitternd stillstand. Besonders schwer wurde es, ein herrlich gewachsenes falbes Pferd von großer Schnelligkeit und Gewandtheit einzufangen, auf das zum Schluß, als man schon etwa fünfzehn Tiere gefesselt dastehen hatte, alle Reiter ihr Bemühen vereinigten. Immer wieder entging es ihnen, flog wie ein Pfeil zwischen den Verfolgern hinaus, aber je mehr es die Anstrengungen vereitelte, desto glühender schien der Eifer seiner Verfolger zu werden.

Doch alle Versuche waren vergebens. Da zuletzt schien das edle Tier selbst des Spieles müde zu werden: es näherte sich plötzlich trabend dem Haufen der schon eingefangenen Pferde, stellte sich ruhig in ihre Nähe und wartete das Weitere ab. Einer der Mongolen sprang vom Pferde, schlich kriechend nahe heran und warf dem Falben eine Schlinge um das Bein, — damit war der Kampf beendet.

* * *

Das ärgste Unglück traf uns an unserem fünfzehnten Reisetage. Unsere mongolischen Reiter, ganz junge Leute, jagten mit ihren Pferden wie toll darauf los. Der Boden war uneben durch viele Grasbüschel und knollige Anhäufung des Sandes um die Vegetationsflecken herum. Schon mehrfach hatte ich den Reitern zugerufen, sie sollten langsamer fahren, aber das half nur für Augenblicke. Hin und her geschleudert flog der Wagen, der doch schon viel durchgemacht hatte, wie ein Federball hinter den unruhigen Pferden her, immer wieder an Höckern und Steinen hart aufschlagend. Auf einmal gab es einen Krach, der Wagen neigte sich nach hinten und saß fest, die Pferde stürmten unter ihrer Stange weg und davon. Als ich zusah, war das linke Hinterrad total zerbrochen, die Speichen um die Nabe herum wie abgeknickt! Das war das Schlimmste, was uns passieren konnte, und guter Rat war nun teuer.

Im ersten Zorn wollte ich den beiden Reitern, die uns diesen Unfall durch ihr unsinniges Jagen zugezogen hatten, einen scharfen Denkzettel geben. Aber mein Chinese Yang hielt mich zurück und stellte mir vor, daß wir jetzt von dem guten Willen der Mongolen (sie hatten sich de- und wehmütig vor mir auf den Boden in die Knie geworfen) völlig

abhingen und es besser sei, sie nicht zu erbittern. Das war richtig, und ich hielt mich im Zaume. Die beiden Leute wurden zur nächsten Station vorausgeschickt, um von dort Hilfe zu holen. Wir waren nämlich nicht sehr weit von einem Orte Mingan, wo unter den Mongolen schon einzelne Chinesen lebten, so daß man hoffen konnte, durch sie einige jener primitiven chinesischen Karren zu bekommen, auf denen der Chinese reist und seine Habe transportiert. Es dauerte eine Stunde, aber von den Abgesandten war noch nichts wieder zu sehen. Da erbot sich mein treuer Yang, ihnen nachzureiten. In einigen Minuten war auch er hinter dem welligen Gelände am Horizonte verschwunden. Drei Mongolen waren anfangs noch bei uns geblieben, mit ihren Pferden in der Nähe unseres Wagens haltend, in welchem wir uns vor dem eisigen Winde wieder geborgen hatten. Als ich aber nach einiger Zeit, da alles so gar still war, Umschau hielt, waren diese drei Edlen sämtlich verschwunden. In einer Ahnung davon, daß die Situation für sie nicht eben verheißungsvoll sei, hatten sie französischen Abschied genommen.

So saßen wir beide in unserem zerbrochenen Tarantaß allein auf der weiten Fläche der Wüste und hörten nur den Nordwest mit immer erneuter Heftigkeit um das Verdeck unseres hilflosen Fuhrwerks blasen und pfeifen, als wollte er uns verhöhnen und uns drohende Dinge ankündigen. Sprechen taten wir nicht viel. Wir wußten wohl, klagen half nichts, hier mußte man einfach aushalten, bis Hilfe kam. Anderthalb Stunden vergingen so. Dann erschien die Hilfe. Mongolen von Mingan nahten unter Führung unseres Yang mit mehreren plumpen chinesischen Lastkarren, auf denen wir und unser Gepäck nach der Station befördert wurden. Unseren Tarantaß mußten wir aufgeben; er ist

eine Beute der Wüstenbewohner geworden. Denn meine späteren Versuche, ihn von Kalgan aus mit Hilfe der chinesischen Behörden zu reklamieren, sind mißlungen. Die letzten drei Tage der Reise wurden nun auf unsern zweirädrigen Lastwagen bestritten, bei deren urgrober Bauart wir freilich kein Zusammenbrechen mehr zu befürchten hatten, dafür aber die Unebenheiten des Bodens bedeutend stärker zu kosten bekamen. Sechzehn Stunden sich auf solchem Gefährt schütteln lassen, wie wir es gleich am folgenden Tage auf uns nehmen mußten, das stellte schon einige Anforderungen an Körper und Geist. Besonders quälend wurde der letzte Tag, die Strecke hinunter von der Höhe der Gobi nach Kalgan. Das ist ein wildromantischer Weg, meistens freilich nur ein mit Felsgeröll überstreutes Flußtal, der Abbruch des Gobiplateaus, großartige Bergformen und bizarre Schluchten. Der Fürst Borghese auf seiner bekannten Fahrt ließ sein Auto hier durch Kulihände hinaufschleppen. Was das bedeutet haben mag, kann nur der ermessen, der das Terrain selbst kostete. —

Unser Diener Yang erwartete uns — er war vorausgeritten — an dem Tore von Kalgan mit zwei besseren überdeckten chinesischen Wagen, damit wir in anständiger Weise nach der Stadt hineinfahren könnten. Besonders imposant war unser Einzug trotzdem nicht gerade, so wenig wie man das Wirtshaus in Kalgan imposant nennen konnte, dem Yang, wohl von Verwandtschafts- oder Freundschaftsbeziehungen zu dem Wirte bewogen, uns zuführte. Aber wir waren doch recht froh, als wir in dem armseligen Raume uns endlich einmal wieder gründlich säubern und nach achtzehn Tagen zum ersten Male wieder in der Nacht Kleidung und Stiefel ablegen konnten.

VII.

Geistige und religiöse Art der Mongolen

Meiner Erfahrung nach findet der Mongole der Gobi in seinem ganzen Wesen den nächsten Verwandten an dem Koreaner alten Stiles, der nun wohl bald verschwinden wird. Allerdings ist die Lebensweise hier primitiver, der äußere Zuschnitt des Daseins deshalb mannigfach verschieden. Aber die Grundzüge des Persönlichen liegen nahe bei einander. Große Kinder, auf den Augenblick gerichtet, heiter und harmlos, wandelbar und ohne dauernde Energie, gutmütig, anspruchslos, aber träge, unheilbare Tagediebe, Menschen, die im Zusammentreffen mit kräftigeren Nationen dazu bestimmt scheinen, zerrieben oder zu Sklaven gemacht zu werden, — so etwa ließe sich der Mongole wie der Koreaner charakterisieren. Sieht man den Mongolen in grünem oder rotem Gewand, den kecken Spitzhut auf dem Kopfe, Besteck und Pfeife im Gürtel, auf hübschem, lebhaftem Pony durch die Steppe galoppieren, so mag er den Eindruck von Mut, Tatkraft, kriegerischem Wesen erwecken. Sieht man weiter, wie er einfach und abgehärtet lebt, der Kälte wie der Hitze trotzt, mit geringster Nahrung zufrieden ist, so möchte man an Ausdauer und Willenskraft bei ihm glauben. Aber beides wäre Täuschung. Sie sind schwach und marklos, sobald es über ihre

alteingefleischten Lebensgewohnheiten hinausgeht. Auf dem Pferderücken schmauchend über die Steppe hintraben, die Bedürfnisse des Magens mit Hammelfleisch oder ihrer Teesuppe stillen, um das qualmende Feuer der Jurte sitzen und schwatzen, von Zeit zu Zeit einen geschickten Diebstahl ausführen, sich von dem Abenteuer bei einem Kruge saurer Stutenmilch erholen oder auch bei einer Schale Branntwein, — das ist das Treiben, zu dem der Mongole sich berufen fühlt. Um diese Lebensweise rankt sich als ein ornamentales Gewinde seine Religion, der Buddhismus. —

Man hat behauptet, der Buddhismus habe den heutigen Charakter des Mongolen geformt. Bekanntlich waren die Mongolen, als Temutschen (gewöhnlich Dschingis Khan genannt) sie zu kriegerischen Erfolgen weckte (um 1190 etwa) noch nicht Buddhisten; Temutschen selbst aber wandte sich seit seinem Feldzuge gegen Tibet (1206) dem Buddhismus zu, und diese Religion drang dann immer tiefer bei allen Mongolen ein. Nun meint man, sie müsse es gewesen sein, die aus den furchtbaren Bedrohern ganz Westasiens und Europas die heutigen unkriegerischen, unterwürfigen, kraftlosen Viehzüchter gemacht habe. Ich glaube das nicht. Wer den Charakter der mongolischen Rasse länger beobachtet hat, der weiß, daß die gewöhnliche Indolenz und Gefügigkeit unter Umständen bei starkem Druck und ungewöhnlicher Anstachelung plötzlich umschlagen kann in einen Zustand geradezu kochender Leidenschaft und blinden Rasens. Auch der weiche, rückgratlose Koreaner, den ich vorhin dem Nomaden der Gobi an die Seite stellte, zeigt das zu Zeiten. Dergleichen ergreift auch Stämme und Völker, und solch ein Explodieren der innersten Triebkräfte war es, was in den großen Mongolenzügen, entflammt durch Temutschen's Genie und Erfolge,

hervorbrach. Hernach sank die Blutwärme schnell wieder zur gewöhnlichen Temperatur herab, ohne daß der Buddhismus dabei viel zu tun gehabt hätte. Der buddhistische Mongole ist geblieben was er vor der Zeit Temutschen's war.

Obwohl man sagen darf, daß der Buddhismus, wenn man nach Bräuchen und äußeren Einrichtungen fragt, unter den Mongolen der Gobi eine so allgemeine und ausschließliche Geltung hat wie selten eine Religion in einem Volke beanspruchen kann, so gilt doch eben so gewiß auf der anderen Seite, daß die buddhistischen Ideen und ethischen Einflüsse viel zu wenig in die Gemüter eingedrungen sind, als daß man von einer buddhistischen Umgestaltung des Volkscharakters reden dürfte. Der Mongole besitzt seinen Buddhismus wie er seine Schnupfdosen und seine Schmuckgehänge besitzt: wertvolle und unentbehrliche Bedürfnisse des Lebens, die aber eben nur zur Schau getragen werden. Die bekannten, häufig kostbaren, aus Nephrit oder anderem teurem Material hergestellten Schnupfgefäßchen sind oft genug leer, auch wenn sie zeremoniell dem Gaste angeboten und scheinbar verwendet werden; die Religion ist vom Standpunkt des Innenlebens angesehen ebenfalls nur gar zu oft leer, so zeremoniell sie präsentiert werden mag. Die äußeren Merkmale des Buddhismus trifft man überall, wo Menschen sind oder gewesen sind. Den Rosenkranz führt der Reiter auf dem Pferde mit sich; der Gebetszylinder, dessen mit heiligen Formeln gefüllte Kapsel rege gedreht wird, findet sich in aller Händen; Gebetsflaggen flattern von Zelten und Jurten; Steine mit heiligen Inschriften oder Steinhaufen (Obo) mit Lappen und Fetzen krönen die Hügel und Bergpässe; Pilger auf der Wanderung nach heiligen Stätten trifft man überall;

Götterbilder gehören in die Jurte jedes Mongolen, der nur etwas mehr besitzt als zur Fristung des baren Lebens nötig ist; Opferspenden für „hungrige Geister" oder Gottheiten begleiten jedes Mahl; Amulette werden von allen am Körper getragen. Auch Tempelanlagen finden sich, zum Teil von beträchtlicher Ausdehnung, nicht nur in Urga, dem Rom oder Jerusalem der Mongolei, sondern durch die ganze Wüste hin verstreut, wo immer nur der Boden eine solche Ansiedlung gestattet. Sie erinnern mit ihren niedrigen, langgestreckten dicken Lehmwänden, den flachen Dächern und den kleinen rechteckigen Fenstern, wie sie gelb und kahl unter dem blauen Himmel von der grauen Erde aufragen, an altägyptische Heiligtümer. Das Innere ist meistens im Stile des tibetischen Buddhismus ausgestattet, natürlich ziemlich roh und einfach; selten einmal spürt man in der Darstellung der Götterbilder, eher schon im Baustil etwas von chinesischem Einfluß. Diesen Tempeln strömt ein gut Teil der mongolischen Jugend als Lamas zu, ohne daß diese Geistlichkeit sich übrigens in ihren Lebensgewohnheiten von dem Wege der „Laien" sehr weit entfernte. Man schätzt die Zahl der Lamas unter den Mongolen auf sechzig vom Hundert der Seelen. Es gibt also wohl wenige Völker, die so „geistlich" sind wie die Mongolen.

Aber Kirche und innere Frömmigkeit sind auch in der Mongolei zwei verschiedene Dinge. Jenem kräftigen äußeren Gepräge der buddhistischen Kirche entspricht nicht eine gleiche innere Lebendigkeit und Bewußtheit des Religiösen bei dem Einzelnen. Die persönliche religiöse Energie geht so ziemlich auf in der Ergebenheit an die Lamas und in der Unterstützung der Tempel. Das private Verhalten, das Nachdenken, das Gemütsleben wird vom Buddhismus wenig erreicht. Vielleicht könnte man hierher

rechnen, daß der Mongole sorgfältig gute und böse Tage unterscheidet bei Vornahme der meisten wichtigeren Handlungen; daß er unbegrenzte Gastfreiheit übt; daß er Tiere schont und freundlich behandelt. Doch läßt sich bei allen diesen Zügen nicht sicher entscheiden, ob sie dem Buddhismus ihren Ursprung verdanken oder der natürlichen Anlage und älteren religiösen Voraussetzungen. Auch die Überzeugung von dem Fortleben der Seele nach dem Tode und von Vergeltung im Jenseits wird nicht erst durch den Buddhismus eingepflanzt sein, wenn sie auch ihre heutige Formung dieser Religion verdankt. Auf der andern Seite ist die Masse des Volkes, solange sie auch schon unter dem Einflusse des Buddhismus steht, doch bis heute in einem Zustande ungebundener Halbverwilderung geblieben, der für ihre Zukunft wenig erhoffen läßt. Ackerbau haben sie nur selten gelernt. Selbst in der Viehzucht stecken sie in den elementarsten Anfangsgründen, so daß sie zum Beispiel von Mästung und Züchtung so gut wie nichts verstehen. Intellektuelle Bildung, völlig den Tempeln und Lamas überlassen, erreicht bei den Laien höchstens das Niveau von Lesen und Schreiben, und dabei verdrängt dann das Tibetische, die Sprache des heiligen Kanons, noch sehr häufig die mongolische Muttersprache.

Von Erziehung und Entwicklung des Volkes durch den Buddhismus kann man also nur in höchst bescheidenem Maße reden. Leider ist die weltliche Macht, nämlich die chinesische Regierung, hier in gleicher Verdammnis mit der geistlichen. Von Peking aus hat man niemals einen nachdrücklichen Versuch gemacht, den Bewohnern der Gobi chinesische Bildung einzuprägen. Man überwachte ihre Religion, in der man mit Recht etwas wie ein Gängelband dieser Nomaden erblickte, man gliederte die einzelnen

Stämme und ihre Häuptlinge locker dem Organismus des chinesischen Reiches ein und setzte chinesische Beamte an die Hauptplätze. Aber den einzelnen Mongolen ließ man wie er war, und der Chinese gefällt sich bis auf den heutigen Tag darin, hochmütig auf den barbarischen Wüstensohn herunterzusehen. Durch Entsendung von Kolonisten, die sich im neunzehnten Jahrhundert langsam von Kalgan her nach Norden in die Steppe hineingearbeitet haben, nahm man freilich das Land für China mehr in Beschlag, aber nur auf dem Wege der Verdrängung, nicht der Volkserziehung. Diese Taktik wird erst ganz neuerdings abgelöst durch ernsthaftere Bemühungen, den Mongolen zu bilden und geistig zu heben, wie sie die höhere mongolisch-chinesische Gesellschaft in der Reichshauptstadt, unterstützt von der Regierung, aufzunehmen beginnt. Sogar an Schulen für die mongolischen Kinder denkt man. Doch ist zu fürchten, daß dergleichen zu spät kommt, da sich eine Abneigung gegen China und eine Hinwendung zu Rußland in der Mongolei bereits so festgesetzt hat, daß schwer dagegen anzukommen sein wird. —

VIII.

Alte Freunde mit neuem Gesicht

Die schrägen Sonnenstrahlen der kürzesten Tage des Jahres fallen warm und freundlich auf die Marmorplattform des Himmelstempels im Süden von Peking. Man ist geschäftig hier. Morgen ist „Wintersanfang", der Tag, an dem eins der großen kaiserlichen Opferfeste an dieser Stätte abgehalten wird. Morgen wird der Prinz Yü, dem bei der Minderjährigkeit des jetzigen Kaisers die Vollziehung der wichtigen Handlung zusteht, auf der Marmorplattform unter dem freien, weiten Himmelsdome knien und mit dem Haupte den kalten weißen Stein berühren, um der höchsten Macht die Ehrerbietung und Verantwortung des Kaisers, des „Himmelssohnes", zu bezeugen.

Ein paar Diener aus dem kaiserlichen Palaste, einfache, harmlose Leute, sind mit den Vorbereitungen beschäftigt. Sie lassen uns gern heraufkommen auf die Plattform, und ein alter Mann erklärt mir die Einzelheiten. Hier, an dieser Stelle, wo das bronzene Räuchergefäß mit der sonderbaren siebenzackigen Gabel steht, wird „Yü Wang" morgen in dunkler Frühe niederknien. Sieh, zu beiden Seiten sind je vier zeltartige, nach der Mitte zu offene Verschläge hergerichtet. In ihnen sitzen während des Opfers acht Mitglieder der kaiserlichen Familie, der

feierlichen Handlung zu assistieren. Dort unten, zur Seite der Plattform, siehst du rechts und links noch je zwei Zelte. Sie sind errichtet für Darbringung von Opfern an die kaiserlichen Ahnen und an die Naturkräfte Donner, Wolken, Wind und Regen. Jene zwei hohen Gestelle da hinten, wozu die da sind? Um mächtige Laternen daran aufzuziehen und durch die Nacht leuchten zu lassen. Und dies hier sind die Musikinstrumente, welche die heilige Handlung an gewissen Stellen begleiten. Beachte die acht aufgehängten Glocken! Ja, schlage sie nur an, welch ein reiner, feiner Ton! Das ist die eigentümliche uralte Skala, die ihr Westländer mit eurer wirren Musik nicht kennt noch auffassen könnt.

Ich klopfe leise mit dem Fingerknöchel an die acht Bronzeglocken. Zart und heimlich, wie aus der Ferne oder hinter einem Vorhang her, klingen die Töne, in Abständen, die uns allerdings recht fremdartig vorkommen, durch die stille, sonnige Winterluft. In dieser Tonleiter spricht das musikalische Empfinden einer vergangenen Welt. Es spricht gleichsam zaghaft und zurückhaltend, als wage es sich nicht recht mehr lautbar zu machen in diesen Tagen so anderer Tongesetze und Harmonien. Es hat etwas Unabgeschlossenes, unklar Tastendes, wie diese Töne vorwärtsschreiten in ganz anderen Intervallen, als wir sie gewohnt sind, und der achte Ton schließlich nicht den ersten wiederfindet im Einklang der Oktave, sondern darüber hinausgewachsen ist und wie in die Unendlichkeit sich verliert. Uralt und urkindlich klingt es.

Der Blick schweift weiter umher. Rechts, ein wenig hinter uns, erhebt sich der Brandopferaltar, auf dem bei solchen Feiern das Ganzopfer, ein geschlachtetes Rind, von den Flammen verzehrt wird. Ich steige die

Stufen zu dem Altar hinauf. Er stellt nichts weiter dar als einen großen tiefen Behälter, der mit Brennmaterial bereits gefüllt ist. Oben darauf wird man morgen in der Frühe das Opfertier legen, wird Feuer herzubringen, und die Flammen werden, Holz und Fleisch verzehrend, durch die Nacht zum Himmel auflodern. Ich stehe in Gedanken versunken, suche mir vorzustellen, wie das aussehn wird, wie es vor tausend, vor zweitausend, dreitausend Jahren ausgesehen haben mag. Der alte Diener bückt sich derweilen und sucht etwas unten neben den grünglasierten Ziegeln des Altarofens. Als ich die Stufen hinabkomme, reicht er mir lächelnd ein Stück halbverbrannten Knochens, eine Erinnerung, — einen Rest vom früheren Opfer.

Still liegt alles ringsumher und hat etwas von schlafender Vergangenheit an sich. Der mattblaue Himmel wölbt sich, die ernsten Zypressen sonnen sich, die Kuppel des Tsi-nien-tien da drüben mit ihrer Goldkugel über den dunkelblauen Ziegeln ragt wie ein Gemälde in die Luft, ganz fern sieht man etwas von den Mauern, die diesen heiligen Bezirk abschließen gegen die profane Welt. Der Schritt der Arbeitenden, die noch dieses und jenes zurechtrücken, schlürft über die Marmorplatten, und einzelne Worte von ihnen schlagen an mein Ohr. Sonst alles lautlos; etwas Gedämpftes und Verhülltes ist der ganzen Szenerie eigen, als müsse hier Jeder leise und rücksichtsvoll auftreten. Unwillkürlich kommt mir der Eindruck, wie wenn ich an einem Sterbebette stehe. Stirbt hier wohl wirklich Etwas und haucht in diesen klaren Wintertag seinen letzten Atem aus?

— — — — — — — — — —

Noch stiller fast ists drüben, in dem Nachbartempel

an der andern Seite der breiten Straße, die von Peking herausführt, im Tempel des Ackerbaus. Er ist ähnlich angelegt wie der Himmelstempel: eine weite, von Mauern umhütete Fläche, ein Park von alten Zypressen und andern Bäumen, vier offene Terrassen aus weißen Marmorplatten, vereinzelte Gebäude für besondere Opfer oder zur Aufbewahrung von Gerätschaften. Das alles steht da wie aus dem Boden gewachsen und wie von der Natur selbst hervorgebracht. Die Marmorterrassen sind überwuchert von Gras und Unkraut. Die Baumzweige neigen sich über die geschweiften Dächer der Gebäude, die Mauern sinken hier und da zusammen. Zwei alte Bauern fegen irgendwo abgefallenes Laub zu Haufen und lesen dürre Zweige auf, sonst keine Menschenseele.

Alles zeugt auch hier von der altchinesischen Verehrung der großen Naturmächte. Der Hauptaltar ist dem „ersten Ackerbauer" gewidmet, nämlich dem mythischen Kaiser Shennung, der als Begründer des Ackerbaus gilt. In der Bestellung des Erdbodens liegt etwas Heiliges, der Ursprung dieser wichtigsten Menschenarbeit verliert sich ins Überirdische. Ehrfurcht gebührt diesem Ursprung und dem Urheber, Ehrfurcht und Anbetung. In engem Gedankenzusammenhang damit steht die Sitte, daß der Kaiser hier im Ackerbautempel um die Frühlingszeit selbst den Pflug in die Hand nehmen und eine Anzahl Furchen durch die Erde ziehen muß. Es geschieht noch heute. Dort liegt das braune Feld in der winterlichen Sonne, über das der kaiserliche Vertreter (da der jetzige Kaiser ein Kind ist) wie so mancher Kaiser vor ihm dahingeht, die Hand an dem goldgelben Pfluge, der mit einem gelbbraunen Rinde bespannt ist, acht Furchen von Osten nach Westen ziehend, der Finanzminister die Peitsche haltend zur Rechten, der

höchste Beamte der Provinz Tschili mit der zu säenden Saat an seiner Linken. Drei Prinzen des kaiserlichen Hauses haben nach dem Kaiser je zehn Furchen an der nördlichen Feldseite zu pflügen, neun hohe Würdenträger je achtzehn Furchen an der südlichen Seite. Alte ehrenhafte Bauern aus der Provinz, die besonders dazu erwählt sind, vollenden die Bestellung des Feldes dann. Die Ernte dieses kaiserlichen Ackers wird nur zu Opfern verwendet.

Die andern Altarterrassen sind dem Himmel, der Erde und den heiligen Bergen und Gewässern gewidmet. Große graue Granitsteine finden sich vor der einen Terrasse aufgerichtet, primitive Darstellungen von Bergen, Flüssen und Meereswogen darin eingegraben. Auch hier werden Ganzopfer unter freiem Himmel dargebracht.

Im Norden des heiligen Bezirks liegt ein Tempel, der dem Planeten Jupiter geweiht ist als dem wichtigsten der Sterne, dem großen Zeit- und Jahrmesser des Altertums.

— — — — — — — — — —

Ich meine, ich könnte stundenlang auf und abwandeln unter den Bäumen dieses einsamen Opferplatzes und den sinnenden Geist dabei durch das alte China schweifen lassen, das hier noch so greifbar vor uns steht. Was für große Gedanken liegen doch am Grunde dieses alten Staatswesens, und was für eine Tragkraft haben sie gehabt! Der Himmel über uns, die Erde unter uns, der Mensch zwischen inne, — so sahen sie die Welt, so erfaßte ihr tieferes Nachdenken und ihre Verehrung sie. Der Himmel, — die unermeßlich gewaltige Obmacht, unsere Bahnen gerecht, heilig, doch rätselhaft lenkend, den Fürsten als des Himmels Sohn und Vertreter an die Spitze des Volkes stellend, aber ihn zugleich besonders zur Verantwortung

ziehend. Die Erde, — mit ihren geheimnisvollen Kräften und Erscheinungen Grundlage aller Existenz, durch Land und Wasser, Wind und Wolken und Gewitter, Saat und Ernte, Tag und Nacht, Sommer und Winter das Werden und Vergehen der Sterblichen bedingend. Der Mensch, — die Kräfte der Natur ehrfürchtig benutzend, im Anbau des Bodens eine heilige Pflicht erfüllend, nach Sonnengang und Sternenbahn seine Zeiten teilend, dem Himmel Rechenschaft schuldig für Gutes und Böses, den Mächten des Weltalls Verehrung zollend im Gefühl seiner Abhängigkeit. Auf solchen Grundgedanken wächst dann eine Volksgemeinschaft zusammen, die früh und sicher die entscheidenden Formen ihres gemeinsamen Lebens findet und trotz aller Erschütterungen in diesen Formen verharrt, drei, vier, vielleicht gar fünf Jahrtausende hindurch; eine Volksgemeinschaft mit reichen Schöpfungen inneren und äußeren Lebens, mit Leistungen, die den, der ernstlich und tief darin eindringt, immer aufs neue überraschen und fesseln.

Das ist das alte China. Acht Jahre lang hatte ich es nicht gesehen. Als zuerst wieder seine geschweiften Dächer vor mir auftauchten, seine Schriftzeichen zu mir redeten, seine Art und Weise mich umgab, tausend Erinnerungen weckend, wie stark und geschlossen erschien mir sogleich wieder dies „Reich der Mitte" in seiner Sonderprägung. Aber doch, — vom ersten Augenblick an fühlte ich auch, daß ein Auflösungsprozeß im Gange ist, und wie mächtig er schon gearbeitet hat. Es zog ein Fremdes durch alles Chinesische hin, unverkennbar sich Bahn brechend und das Alte bei Seite schiebend.

Noch stehen die alten Grundmauern dieses seltsamen Völkerbaues, so gut wie die Stadtmauern von Peking mit ihren massigen, malerischen Toren noch stehen, und so gut

wie morgen noch Yü Wang auf den Marmorquadern dort drüben sein Haupt im Namen des Kaisers vor dem Himmel beugen wird. Noch furcht der kaiserliche Pflug den Grund dieses Tempels, und den fünf Bergen, den vier Flüssen und vier Meeren sowie dem Drachen des Gewölks werden ihre Opfer dargebracht. Aber es ist vielleicht ein kurzes Noch. Ist es nicht wirklich wie an einem Sterbelager hier? Und rauscht der Winterwind nicht in den alten Zypressen dieser Heiligtümer deutlich das Wort: Alles hat seine Zeit?

* * *

In Peking tagt jetzt eine Art Vorparlament, der sogenannte Reichsausschuß.

Wenn man diese Nachricht daheim in den Zeitungen liest, so geht man wohl achtlos darüber hinweg oder hat eben ein leises Lächeln und einen kleinen Spott dafür übrig. Wie ganz anders, wenn man in Peking selbst Zeuge der konvulsivischen Anstrengungen dieser jungen Volksvertretung, Zeuge der Aufregung ist, die ihr Zusammenstoßen mit der Regierung hervorruft!

Wir nehmen eine „Jinrikshaw", einen jener zweirädringen, leichten, von Menschen gezogenen Wägelchen, wie sie auf den Straßen der Hauptstadt jetzt zu Hunderten verkehren, und fahren vom Hotel bequem und schnell (denn wie verändert sehen heute die Hauptverkehrsadern der Kaiserstadt aus gegen die Zeit vor acht bis zehn Jahren!) an der südlichen Mauer der inneren oder Tataren-Stadt entlang, vom Hatamen nach Westen. Der Weg führt zunächst durch das Gesandtschaftsviertel und an jenen denkwürdigen Plätzen vorbei, wo 1900 so verzweifelt gekämpft wurde. Vieles ist hier stark umgestaltet; aber wie manche

Erinnerung spricht doch noch für den Kundigen aus dem, was wir heute sehen! Das Tchienmen, das damals in Flammen aufging, erhebt sich jetzt im frischen Farbenschmuck eines Neubaues, eine imposante Krönung der breiten Stadtmauer. Unendliches Verkehrsgewühl läuft unter ihm durch. Wir durchschneiden es, weiter westlich fahrend. Endlich ganz im Südwestwinkel der Tatarenstadt, zwischen dem Stadttempel und dem Palaste des Prinzen Tschun, des jetzigen Regenten, erreichen wir unser Ziel. Ein von Mauern umschlossener Platz, vor dessen Eingang bereits Wagen in Menge halten, drinnen mehrere Gebäude in europäischem Stil, am Tore eine Anzahl Offiziere und Beamte, deren einer mir höflich meine Visitenkarte abfordert, ein lebendiger Verkehr hinein und heraus, — hier tagt das Tzï tscheng yüen, der Reichsausschuß. In dem hinteren der zwei Hauptgebäude ist der Sitzungssaal. Die von unserm Gesandten mir freundlichst vermittelte Karte gibt mir freien Zutritt zur Galerie. Sie ist in verschiedene Abteilungen geteilt; die Europäer (und Japaner) nehmen einen Flügel für sich ein, sie sind nicht zahlreich; dagegen drängt es sich auf jener Seite, wo die rein chinesische Bevölkerung ihre Plätze hat.

Ich hatte gefürchtet, zu spät zu kommen, da der Anfang der Sitzung auf 1 Uhr anberaumt war und die Uhr schon $^3/_4$ 2 zeigte. Aber unten im Saale war noch alles leer. Erst gegen $^1/_2$ 3 füllten sich die Doppelpulte. Es blieb also noch Zeit, sich zu besinnen und die Situation zu erfassen.

Der Reichsausschuß ist eine beratende Versammlung von ungefähr 200 (genau 202) Mitgliedern, welche dazu dienen soll, provisorisch, d. h. so lange man noch kein Parlament hat, dem Volkswillen und Volksbedürfen einen gewissen Ausdruck zu verschaffen im Wirbel der heutigen

Umgestaltungen. Er will das Parlament in gemeinsamer Arbeit mit der Regierung vorbereiten. Er setzt sich zusammen zur Hälfte aus Delegierten der Provinziallandtage, zur Hälfte aus Persönlichkeiten, die die Regierung ernannt hat. Alle drei Jahre (so ursprünglich; jetzt ist bestimmt: jährlich) soll er für drei Monate zusammentreten, und eben ist seine erste Arbeitsperiode. Sie läßt sich nicht grade harmlos an. Sehr schnell nämlich hat sich eine scharfe Kritik der Regierung unter den Rednern dieser Versammlung hervorgewagt, und es sieht beinahe nach einem bösen inneren Konflikte aus. Reibungsflächen sind mehrere da. Ein großer Teil des Reichsausschusses sympathisiert mit jenen unruhigen, vorwärtsdrängenden Elementen im Volke, welche die Eröffnung des Parlaments bereits im künftigen Jahre verlangen, nicht zufrieden mit dem Entgegenkommen der Regierung, die den Termin von 1917 bereits auf 1913 vorgerückt hat. Dabei stößt man indessen auf entschlossenen Widerstand der höchsten Instanzen. Die Sache hat sich so zugespitzt, daß man in Hofkreisen nicht ohne Besorgnis vor blutigen Kollisionen ist und Vorkehrungen für solchen Fall getroffen hat, da eine Anzahl radikaler Unruhstifter von Mukden her in der Hauptstadt erschienen sind, von denen das Gerücht sagt, daß sie geschworen hätten, mit Einsetzung ihres Lebens den Forderungen des Reichsausschusses Nachdruck zu geben. Ein Attentat auf den Prinzen Tching, den Ministerpräsidenten, scheint manchen nicht unmöglich.

Ein anderer Streitpunkt wichtiger Natur ist der Staatsrat, jenes aus kaiserlichen Prinzen und höchsten Beamten zusammengesetzte Kabinett, das täglich unmittelbaren Verkehr mit dem Herrscher hat und unverantwortlich ist. Der Reichsausschuß möchte diese Unverantwort-

lichkeit beseitigen, ja, im Grunde wohl den Staatsrat überhaupt stürzen.

Außer solchen ernsten Kontroversen beschäftigt den Reichsausschuß noch mancherlei Anderes, wobei Meinungsverschiedenheiten mit der Regierung hervortreten können, Dinge, die uns mitten in den Umschmelzungsprozeß der chinesischen Kultur hineinführen. So wird jetzt die Frage der Abschaffung des Zopfes lebhaft erörtert. Europäische Leser lachen vielleicht über den Gegenstand. Es ist aber in Wahrheit nicht solch eine Kleinigkeit und Äußerlichkeit. Ein chinesischer Beurteiler bemerkte neulich ganz recht, die Abendländer sollten nur einmal bedenken, was es heißen würde, wenn man bei uns den Richtern und Geistlichen ihre Talare, oder in England dazu noch den Juristen ihre Perücken nehmen wollte. Und doch sei das nur die Gewohnheit eines kleinen Bruchteils der Bevölkerung. Mit der Abschaffung des Zopfes hängt zudem in China die Einführung europäischer Kleidung eng zusammen, und die wiederum würde für Gewerbe und Handel ohne Frage eine gefährliche Krisis herbeiführen können. Dennoch scheint der Reichsausschuß energisch der Abschaffung des Zopfes zuzusteuern. Sodann berät er über die wichtige Frage eines neuen Gesetzbuches. Auch da ist es von weittragender Bedeutung, ob man sich rückhaltlos (im Strafmaß zum Beispiel) an europäische Vorbilder anschließen oder möglichst chinesische Anschauungen und Maßstäbe festhalten soll. Weiter ist da die Opiumunterdrückung, die viel Erwägungen hervorruft. Es kommen ferner allerlei Anträge aus der Mitte des Volkes an den Reichsausschuß heran: so jüngst eben die überraschende Mahnung eines progressiven Frauenbundes, Konkubinat und Polygamie in China gesetzlich abzuschaffen!

Dergleichen gibt mehr zu denken, als man in einer kurzen Warteſtunde zu Ende denken kann. Der Anfang der heutigen Reichsausſchußverhandlungen überraſchte mich mitten im Nachſinnen über dieſe Probleme.

Etwa eine Stunde lang verweilte ich bei der Sitzung. Es wurde lebhaft, zum Teil leidenſchaftlich geredet, von manchen Rednern mit Geſchick und unter Beifall. Eigentlich ſtanden zunächſt Etatsfragen zur Verhandlung. Dieſen Gegenſtand ſchoben die erſten Redner aber als nebenſächlich bei Seite, um die brennendſte Frage der Verantwortlichkeit des Staatsrates in den Mittelpunkt der Diskuſſion zu ſtellen. Es wurde dann von mehreren Seiten ſehr nachdrücklich der Standpunkt vertreten, ſolange kein Kabinett gebildet ſei, müſſe der Staatsrat dem Reichsausſchuſſe in gewiſſem Grade verantwortlich ſein. Eine dahinzielende Eingabe ſei dem Throne vorzulegen.

Es war ein eigenartiger Eindruck, unter dem ich ſtand, während ich dieſe erſten Vertreter des chineſiſchen Volkes in dem Saale da unten an ihren Pulten ſitzen und einen nach dem andern, oft mehrere zugleich, von ihren Plätzen aufſpringen ſah, um heftig das Wort zu ergreifen. An die Anfänge der franzöſiſchen Revolution — sit venia verbo — fühlte ich mich erinnert. Natürlich, — das war ungezügelte Phantaſie. Aber manches ſieht doch ähnlich aus. Auch hier ſpürt man jene eben entfeſſelten Kräfte aus der Volkstiefe, die mit einer Art Exploſion an die Oberfläche treten. Auch hier wird ſich das Volk mit einem Male deſſen bewußt, daß es etwas *will*; die dumpfe, ſtumpfe Maſſe regt ſich und öffnet den Mund, indem ſie ihre Sprecher in den Sitzungsſaal ſendet, ungeſtüme Sprecher. Auch hier tauchen jene Perſönlichkeiten auf, welche Begabung und Ehrgeiz antreibt, im Dienſte des Volkes oder

auch durch geschickte Benutzung der Menge Einfluß, Berühmtheit, Größe, Macht zu gewinnen, die Mirabeau, Danton, Robespierre. In Peking heißen sie Tchi Tschung-yen, oder Yü Pang-hua, oder Yi Tsung-kuei; aber ist das ein großer Unterschied?

Immerhin mag das bloße Einbildung sein. Zwar habe ich tüchtige Kenner der Lage gesprochen, die überzeugt waren, daß eine friedliche Verständigung der so verschiedenen Strömungen unmöglich sei, und daß China immer mehr einer inneren Katastrophe entgegentreibe. Doch sind das vielleicht Schwarzseher. Es kann wohl auch eine ruhige Reform bleiben, die das Neue schafft. Eins nur ist sicher: anders wird es in China, von Grund auf anders.

* * *

Schon als ich von der Mongolei herniederstieg, sah ich es in Kalgan, dem Grenzstädtchen, daß eine neue Ära anbricht, sah es an Äußerlichkeiten sowohl wie an Tieferem. Auf den Straßen die Polizisten, den japanischen nicht unähnlich; Laternen brannten des Abends; Soldaten exerzierten auf einem Platze mitten in der Stadt; ausländische Waren überall auf den Verkaufsständen; das alte durchlöcherte Kupferstück vom geprägten Silber- und Kupfergeld verdrängt; irgendwo sogar ein europäisch eingerichtetes „Hotel" mit beschränktem Englisch und unbeschränkten Preisen. Der höchste Zivilbeamte der Stadt, ein Mandschu (wie sein Name zeigte), der sich mir sehr freundlich erwies, sprach auch Englisch, war lebhaft interessiert für alles Europäische, mußte dagegen gelegentlich seinen chinesischen Sekretär zu Hilfe rufen, wenn das Gespräch auf einen selteneren Namen aus der chinesischen Geschichte oder Kunst oder auf einen ungewöhnlichen Buch-

titel kam. Das schon am Rande der Mongolei! Auch die Bahn hörte man dort schon pfeifen, die Peking-Kalgan-Bahn, die bald weiter geführt werden soll durch die Gobi, diese Bahn, die ein chinesischer Ingenieur ohne alle europäische Hilfe mit chinesischem Gelde gebaut hat und weiterbauen wird! Ein Meisterwerk der Eisenbahnbaukunst, sagen selbst europäische Sachverständige, und man glaubt es schon, wenn man mit ihr die wilden Bergschluchten entlang fährt und durch die vielen Tunnels bis zum Nankou-Passe hinuntergleitet. Man begreift, daß jeder Chinese stolz darauf ist. Das war keine leichte Arbeit, die hier chinesischer Geist und chinesische Hände getan haben.

Ja, es wird Vieles anders in China, unbestreitbar. Aber soll man sich darüber freuen?

Es ist doch ein eigentümlicher Prozeß, wenn so eine andere Kultur von der europäischen überwältigt und verdrängt wird, neulich erst die japanische, jetzt die chinesische. Ich empfinde besonders eins dabei. Wären es echt geistige Werte, die siegten, wäre es ein inneres Wohlgefallen an unserm Besitz, was die Asiaten zu uns herüberzöge, dann wäre der Wandel mir schon sympathischer. Aber es ist nichts als der Nutzen, der bare äußere Profit, und die äußere Notwendigkeit, sich zu behaupten, was entscheidend wirkt. China fühlt, daß es in den alten Bahnen sich gegen all die europäischen Mächte nicht zu halten vermag, darum denn also neue Wege, neue Einrichtungen, Heere, Arsenale, Fabriken, Eisenbahnen, Schulen, und dann nur auch gleich weiter, europäische Tracht, europäische Sitte, Sprache, Hauseinrichtung und was es sonst sei: Denn nur so werden wir wieder eine Macht!

Ist richtig. Kann wenigstens sein. Und doch wird einem traurig dabei zu Mute. Es scheint mir immer, als

seien es nicht die schlechtesten Elemente im chinesischen Volke, die sich der Umbildung ins Europäische hinein heute widersetzen, die selbst den Zopf nicht wollen fallen lassen. Diese Menschen wurzeln eben zu tief und zu herzlich in dem Gewordenen. Und ist dies kein Boden hier, der altchinesische, um darin zu wurzeln?

Seit etwa achtzehn Jahren kenne ich China aus eigener Anschauung, habe Chinas Sprache, Sitte, Geschichte, Kunst studiert, soweit man das neben einem andern Berufe her tun kann. Meine Urteile im Einzelnen haben sich vielfach gewandelt; aber der Gesamteindruck ist geblieben und wurde nur immer stärker, der Eindruck, daß in der chinesischen Kulturwelt Menschheitswerte vor uns liegen, die so nie wieder zu finden sind. Ich bin kein Sinologe, und das Lesen chinesischer Texte macht mir noch immer beträchtliche Schwierigkeiten. Aber doch, — so oft ich hineintauche in das chinesische Schrifttum, umfängt es mich mit seinem eigenen Reiz und löst, z. B. in den Dichtungen des alten Liederbuches oder auch in modernen Poesien, durch Sprache und Vorstellungswelt in mir Empfindungen aus, die mir sonst von nirgendwoher so geweckt werden. Ich bin kein Kunsthistoriker und fasse die Werke der chinesischen bildenden Kunst nur von der Seite her auf, wie sie eben zu mir sprechen und mir das Herz erfreuen. Aber, — je öfter ich mich hineinsehe in ein gutes chinesisches Gemälde, desto lebendiger wird der Reiz jener geistigen Welt, aus der solche Schöpfungen hervorgegangen sind, und zwar einer geistigen Welt, die im Kreise der abendländischen Kultur so nicht zu finden ist. Wenn ich dann durchs Land wandere, wenn ich in einem einfachen Bauernhaus einkehre und mir von einer freundlichen Alten Tee einschenken und ein gutes Wort geben lasse, wenn ich auf

der Stadtmauer eines kleinen Ortes umherspaziere und mir all die Dächer und Höfchen und Gärtchen und Tempel von oben herab anschaue, wenn ich im Gedränge der Straßen den Arbeitsernst und die Genügsamkeit und Fröhlichkeit dieses Volkes sehe, wenn ich in ihre Werkstätten eintrete und mich an den einfachen, aber doch geschickten Methoden und den festen Traditionen ihrer Arbeit freue, wenn ich in ihrem Verkehr und Benehmen jene uralte Gebundenheit in Formen und Ausdrücken wahrnehme, die dem Einzelnen wie zur zweiten Natur geworden ist, dann spricht mich aus dem Allen immer wieder der Geist eines merkwürdigen Werdens, einer besonderen Menschenschöpfung an, vor dem man unwillkürlich Achtung haben muß.

Aber das Alles geht nun dahin. Als ein Lebendiges, Wachsendes hat es seine Zeit gehabt. Das Europäertum wird es von jetzt an immer mehr in den Hintergrund schieben, ins Altenteil drängen, und schließlich wird es sich eines Tages in Museen eingesperrt finden wie das alte Griechenland und Rom. Es mag noch einige Zeit dauern bis dahin, aber die Wende des Schicksals scheint mir jetzt da zu sein. Man kann das nicht ohne Trauer miterleben.

Zwar zeigt der prüfende Blick, daß in der chinesischen Kulturwelt selbst seit dem achtzehnten Jahrhundert (Tchienlungs Regierung) ein durch innere Ursachen bedingter Zerfall eingesetzt hat, und es mag zweifelhaft sein, ob die Auflösung nicht doch von selbst gekommen wäre, und ob nicht diesem ältesten und dauerndsten Gebilde der Menschengeschichte schließlich auch eben bereits die Stunde schlug, die einmal allem Irdischen schlägt. Aber das ist doch nur ein Vielleicht, und außerdem fehlt dem natürlichen Nieder-

gang einer Kultur jenes Gewaltsame, Verletzende, was darin liegt, wenn eine fremde Macht erstickend und auslöschend sich über das Heimische wirft.

Doch was hilft da alles Bedauern? Es ist ein Vorgang von fast naturgesetzlicher Unerbittlichkeit.

Mir steht ein Bild vor Augen, das ich auf der Fahrt von Kalgan nach Peking sah und das auch von einem Photographen in Kalgan durch den Apparat festgehalten ist, ob mit bewußter Erfassung des Symbolischen darin oder nicht, entzieht sich meiner Kenntnis. Über die Berge bei dem Nankou-Passe, dort wo die Ebene des nördlichen Tschili an die Bergwelt stößt, läuft jene alte Schutzmauer gegen die Räuberheere an den Grenzen, die große Mauer Chinas, die der merkwürdigste Herrscher dieses Landes etwa zweihundert Jahre vor Christo aufführen ließ. Als ein sonderbarer Überrest des alten China steht sie da, einst ein staunenswertes Werk, die Energie und den Zusammenschluß des damaligen Reiches bekundend, heut samt ihren Türmen zerfallen und längst ohne praktische Bedeutung. Gerade durch die Berge aber, deren Kamm die lange Mauer krönt, dringt der Tunnel der neu gebauten chinesischen Eisenbahn, und unmittelbar unter den Resten der alten Mauer öffnet sich die Erde, um Lokomotive und Wagen hervorzuspeien aus dem Innern. Ich sagte vorhin schon, daß gerade diese Bahn ein Zeugnis rein chinesischer Leistungsfähigkeit sei, da sie von einem chinesischen Ingenieur und ohne fremdes Geld gebaut ist. Also ein rechter und tüchtiger Beleg der Lebenskraft des erwachenden modernen China. In einer wirklich packenden Symbolik stößt auf diese Weise Vergangenheit und Zukunft des Landes an diesem Flecke mit einander zusammen. Da steht die alte Grenzmauer, bestimmt das Fremde abzu-

wehren, aber unter ihr hin braust die Eisenbahn durch das Gebirge, in die fernste Ferne den Verkehr vermittelnd.

Dem Völkerverkehr und der Völkergemeinschaft gehört die Zukunft. Das steht auch über Chinas Schicksal geschrieben. Wenn dadurch das Begraben einer alten Kultur notwendig wird, so mag man das tief beklagen, aber es ist eins der Opfer, die geschichtliches Werden eben fordert. Je inniger man das Schmerzliche eines solchen Vorgangs fühlt, um so mehr sollte man dadurch angetrieben werden, wenigstens mitzuwirken, daß aus dem Neuen, was sich jetzt in China erhebt, auch wirkliche Werte entstehen, dauernde, innerlich wurzelnde Werte, daß also die Chinesen mehr eingeführt werden in die Innenseite unserer Kultur, und daß sie das Beste, was wir haben, wirklich verstehen lernen. Dazu bedarf es freundlicher Berührung in Geistes- und Gemütsleben. Hier liegen unendlich schwierige, aber auch unendlich lohnende Aufgaben. Ihre Lösung bedeutet auch eine Art durchbohrenden Tunnels, der eine trennende Grenzscheide wirkungslos macht.

IX.

Intimes Leben

„Wenn Jemand mit seinen Gefährten nicht Schritt hält, so geschieht es vielleicht, weil er einen andern Trommler hört. Laßt ihn zu der Musik marschieren, die er hört, wie auch ihr Takt und wie fern sie selbst auch sei."

Thoreau, Walden.

Am Bergabhang hin läuft mein schmaler Pfad, und hundert Fuß unter mir schäumen die Wellen des Ozeans an das felsige Ufer. Es grollt zu mir herauf, das Branden und Prasseln, das Reiben der Flut an den schwarzen Blöcken, fast betäubend füllt das Gedonner des Meeres mein Ohr. Da wendet sich der Weg und zieht sich hügelan tiefer ins Land hinein. Vorsprünge der Höhen lagern sich zwischen mir und dem Gestade. Wie still es mit einem Male geworden ist! Gleich fernem Murmeln einer Volksmenge klingt die Brandung noch einige Minuten zu mir herüber, dann schweigt sie ganz. Besinnlich wird es, so schweigsam und besinnlich. Plötzlich fühle ich, wie allein ich bin. Felsgestein unter mir, Himmel über mir, sonst nichts. Mein Gang nach der Bergeshöhe wird unwillkürlich zu einem Gang in mich hinein, denn hier habe ich niemand als mich allein. Die innern Töne wachen auf, da alle äußern schweigen.

So erlebte ichs, und als ich es erlebte, da wurde es mir zum Abbild meiner ganzen jetzigen Lage. Denn gerade

so ist es hier mit mir, in diesem taoistischen Kloster, wo ich nun seit mehreren Wochen hause. Das Branden und Wogen des Lebens da draußen hört man hier nicht, es wird zuerst ganz still, und dann — feinere und feinste Töne aus dem Innern melden sich, und feinere, feinste Töne aus dieser Schweigsamkeit um mich her. Die Leere beginnt Form und Gestalt anzunehmen. Wie sagt doch jenes alte Buch des Laotze, des sonderbarsten Tiefdenkers, den dies Volk hier gehabt hat:

Dreißig Speichen treffen sich in einer Nabe, —
Die Leere gibt dem Wagen Brauchbarkeit.
Man knetet Ton und formt daraus Gefäße, —
Die Leere gibt dem Gefäße Brauchbarkeit.
Türen und Fenster bricht man in die Wand, daß ein Haus werde, —
Die Leere gibt dem Hause Brauchbarkeit.
Darum: das Sein gibt Stoff, die Leere Brauchbarkeit[1]).

Du hast wohl Recht, alter Seher: Leere gehört ins Leben, damit aus der Fülle des Daseins Etwas werde. Und so ist es mir beschieden. Ich bin in eine Leere eingetreten, die mir viel zu geben hat.

— — — — — — — — — —

Der Taoismus ist unter den Religionen der geschichtlich hervorgetretenen Völker wohl die unbeachtetste. Daß in China neben dem von Indien herübergekommenen Bud-

[1]) Bei dieser und späteren Uebersetzungen aus dem Tao te king schließe ich mich stark, wenn auch nicht bis in jede Einzelheit, der Verdeutschung an, die R. Wilhelm in Kurzem bei Diederichs in Jena wird erscheinen lassen und die mir soeben in den Druckbogen zugängig geworden ist. Sie ist im Ausdruck prägnant wie keine andere. (Diese Uebersetzung ist unterdessen erschienen: Laotze, Tao te king, Vom Sinn und Leben, 3, gebunden 4 Mk.)

dhismus der Taoismus als eine uralt eingeborene Religion die Massen beherrscht, liest man hin und wieder in den Büchern und liest darüber hinweg. Wen es treibt, sich bei dem Worte Taoismus etwas Greifbares vorzustellen, der mag lange suchen, ehe er sein Genüge findet. Ja, eine wirklich ins Breite und Tiefe der Sache gehende Darstellung gibt es überhaupt nicht. Die Bücher, welche vom Taoismus handeln, beschäftigen sich überwiegend mit jenem Philosophen Laotze aus dem sechsten Jahrhundert vor Christo und mit seinem Buche Tao te king. Soweit sie den Taoismus als eine gegenwärtige Religion berühren, begnügen sie sich mit einem tadelnden Hinweis auf die Verkommenheit der modernen Vertreter dieses Glaubens, und mit oberflächlichen Bemerkungen über Beschwörung, Alchimie, Lebenselixir und den Großexorzisten Tschang tien ß' in den Drachen- und Tigerbergen der Provinz Kiangsi[1]). Gibt es doch sogar Religionstheoretiker, die den heute die chinesischen Volksmassen durchziehenden Taoismus gar nicht als eine Religion ansehen wollen, weil Geisterbannen, Naturmythologie und Gespensterfurcht noch keine Religion ausmache. Sicherlich nicht. Wer aber nicht sieht, daß diese und ähnliche Erscheinungen auch im Taoismus nur das äußerlich Hervortretende sind, nur Symptom, wenn auch sehr breit sich vordrängend, der schaue sich die Sache doch erst einmal näher an. Die theoretische Elle, mit welcher der Taoismus sich nicht als Religion messen läßt, gehört zum alten Gerümpel.

---

[1]) Eine Ausnahme macht das empfehlenswerte Buch des kürzlich verstorbenen Berliner Sinologen W. Grube, „Religion und Kultus der Chinesen" (Leipzig, Haupt 1910), wo in dem Kapitel Taoismus wirklich einmal Näheres, besonders über taoistische Gottheiten geboten ist. Freilich den oben weiterhin erwähnten Klostertaoismus tut auch Grube mit wenig Worten (S. 114) ab.

Insbesondere der Klostertaoismus ist bisher der näheren Beobachtung entgangen. Die Bahn des Taoismus verläuft nämlich in zwei getrennten Linien. Da ist einmal ein sozusagen weltlicher Taoismus, vertreten durch Leute, welche die Funktionen des taoistischen Experten als einen Beruf wie andere Berufe und Erwerbszweige erlernen und üben, die auch mitten im gewöhnlichen Leben stehen, verheiratet sind, sich kleiden und benehmen wie alle Welt. Sie stellen somit das Exorzistengewerbe dar. Diese Berufsexorzisten allein sind es, die in einer gewissen Beziehung zu jenem Großexorzisten der Drachen- und Tigerberge stehen, indem letzterer das Recht hat, sie zu ernennen, ihnen Grade und Diplome zu erteilen. Dagegen von ihm ganz unabhängig, in das Exorzistenwesen weniger verwickelt, vielmehr seine eigenen Kreise ziehend, existiert in China seit alters ein Klostertaoismus. Man nimmt gewöhnlich an, daß die klösterliche Lebensweise im Taoismus durch das Beispiel des Buddhismus Eingang gefunden habe, was an sich wahrscheinlich ist, ohne daß indes die Frage irgend gründlicher untersucht wäre. Wie überhaupt die Geschichte dieses Klostertaoismus verlaufen ist, wie seine Einrichtungen, seine Organisation, seine Heiligtümer, seine Lebensweise aussehen, wieweit sich, wenn er auf dem Buddhismus beruht, Abhängigkeit von letzterem äußert oder wieweit er in Form und Ideen seine eigenen Wege geht, das hat noch niemand dargelegt.

Daß es bei diesem Stande der Dinge für mich einen gewissen Reiz hatte, mich einmal auf mehrere Wochen (vielleicht werden es selbst Monate; ich weiß es heute noch nicht) in ein taoistisches Kloster zu begeben, um mit dem Tun und Treiben dort vertrauter zu werden, läßt sich gewiß verstehen. Ich finde hier aber mehr als ich suchte. Ich finde

hier eine jener schönen, unvergeßlichen Stätten auf der Lebensbahn, wo es in uns und um uns so recht still wird, wo man sich selber und die weite Welt ringsum in solcher Stille wirklich wieder erfaßt, wo das Leben „brauchbar wird durch Leere", wie der alte Weise es ausdrückt.

* * *

Eine Meeresbucht, nach Süden offen. Täglich wölbt sich der Sonnenbogen quer über sie hin, höher oder niedriger je nach dem Kommen und Schwinden des Jahres. An den Seiten und im Hintergrunde steigen Berge schroff empor, ihre Abhänge übersät mit phantastisch geformten Steinblöcken, zwischen denen Kiefer und Eiche, Esche und Bambus aufschießen. Wo das Meer die Kiesel rollend hin und her schiebt, schließt eine Mauer etwas wie einen kleinen Hafen ab, in welchem meistens einige Lastfahrzeuge, wie sie hier an der Küste verkehren, ihre Wimpel flattern lassen. Späht man von da ins Land hinein, so hält eine grüne Wand auch jetzt im Winter den Blick wie wehrend auf, ein Bambushain, mit wundervollen Kiefern untermischt. Hinter dieser grünen Wand sich bergend liegt das Kloster Tai tsing kung.

Wir sind im Lauschan, jenem Gebirge der Provinz Schantung, das sich im Norden unseres deutschen Schutzgebietes Kiautschou hinzieht, zur Hälfte noch in das Schutzgebiet einbeschlossen und den Bewohnern von Tsingtau als schönster Sommeraufenthalt wohl bekannt. Die äußersten Gipfel des Lauschan erreichen etwa die Höhe des Brockens; doch macht er im ganzen einen wilderen und bedeutenderen Eindruck als der Harz, schon weil er sich mit seinen Kämmen unmittelbar aus dem Ozean erhebt. Auch sind seine Formen bizarrer und trotziger. Das Gestein ist Granit.

Zackig und zerrissen, in malerischer Abwechslung heben sich die Berglinien gegen den Himmel ab; von den Gipfeln sind Geröllmassen wieder und wieder heruntergestürzt und haben die Talwände mit einer Unzahl von sonderbar gestalteten Felstrümmern überschüttet. Auf einander getürmt bilden diese Trümmer Schlünde und Höhlen, durch die sich das Bergwasser gurgelnd und zischend ergießt. Aus den Ritzen der Steine wachsen Gerten und auch kräftige Bäume hervor. Zwischen den Bergen hindurch brechen sich Flüsse die Bahn, auch ihre Betten von überraschender Wildheit und Großartigkeit durch die Menge und Riesigkeit der Klippen und Felsblöcke. Es ist so recht ein Gebiet, in dem die aus der Natur schöpfende Einbildungskraft ihre Nahrung findet.

Über den Lauschan hingestreut liegt eine größere Zahl taoistischer Klöster, unter denen Tai tsing kung wohl das bedeutendste ist. Vielleicht auch das am schönsten gelegene, obwohl da die Entscheidung schwer wird, denn man ist immer wieder bei Entdeckung eines neuen Klösterchens irgendwo an einem Felsenhang oder in einem Flußspalt durch den Reiz der Lage überrascht. Daß dies Gebirge mit seinem Reichtum an Naturschönheit und Groteskerie den taoistischen Mönchen von jeher besonders zugesagt hat, ist tiefer begründet, wie uns klar werden wird, wenn wir etwas mehr in der Stimmungswelt dieser Leute zu Hause sind.

Kehren wir zunächst in Tai tsing kung ein.

Versteckt, als wolle es nicht gekannt sein, liegt es da, und unübersichtlich, in einer Menge einzelner, niedriger Häuslein sich verteilend, als wolle es nicht durch ein geschlossen hervortretendes größeres Bauwerk die Gebilde der Natur störend unterbrechen. In der Tat schmiegt sich dies

Menschenwerk, auch wenn man von Bergeshöhe darauf herunterſieht, durchaus harmoniſch in Farbenton und Form an Geſtein und Baumwelt an, dem Beobachter faſt entgehend durch ſeine ſtille Einordnung in die natürlichen Bildungen. Wohl an dreißig verſchiedene Gebäude zähle ich, jedes einſtöckig, einfach und ſolide aus dem Stein des Gebirges erbaut und mit einem uns Norddeutſche ſo anheimelnden braunſchwarzen Strohdache verſehen. In der Bauanlage iſt übrigens bei näherem Zuſehen eine beſtimmte Anordnung klar erkennbar. Die Häuſer gruppieren ſich zu einer Reihe an einander geſchloſſener Rechtecke, je mehrere um einen Hofraum herum. Das Ganze zerlegt ſich außerdem in zwei Quartiere, da die Wohnung des Abtes nebſt gewiſſen Tempeln und Mönchsbehauſungen von dem übrigen Bezirk geſondert liegt.

Wir ſuchen das für Gäſte beſtimmte Gebäude auf. Es iſt gleichfalls ein einſtöckiges, ſtrohgedecktes Haus, ſauber und anſprechend; die Mitte nimmt ein größerer Raum mit Tiſchen und Stühlen ein, an jeder Seite dieſes Raumes iſt eine kleinere Zelle abgetrennt als Schlafgemach. Daß der Fußboden aus Stein oder vielmehr aus hartgeſtampfter Erde beſteht, daß die Fenſter keine Glasſcheiben beſitzen, ſondern nach chineſiſcher Weiſe mit halbdurchſichtigem Papier überklebt ſind, daß ferner kein Ofen oder ſonſt eine Heizvorrichtung vorhanden iſt, das ſind freilich drei von Europäern zur Winterzeit vielleicht zunächſt etwas übel vermerkte Mängel der Wohnung, zumal wenn man länger zu bleiben gedenkt; aber übrigens iſt man hier, wenn man ſich auf ein einfaches Leben verſteht, vorzüglich aufgehoben. Die Front des Hauſes iſt nach Süden gerichtet, der Sonne zu. In dem Hofraum ſtehen Büſche und Bäume, von denen einige Knoſpen und ſelbſt Blüten zeigen, obwohl es

Februar ist. Dieser Hofraum wird von niedrigen Mauern umgrenzt, nur an einer Seite durch die Rückwand von andern Gebäuden. Er liegt nach der Außenseite des Klosters zu. Die grauen Berglehnen allein schauen in unsern Hof herab, und ein prachtvoller alter immergrüner Baum grüßt uns von jenseit der Mauer über einem malerischen Holztore. Raben, Sperlinge, Meisen üben Besuchsrecht, bald auch die Klosterhunde; aber im übrigen sind wir hier ungestört. Keine Neugier belästigt uns wie sonst so viel in China.

Das Leben um uns her geht einen ruhigen Schritt. Den Tag über ruft die Tempelglocke dreimal (um fünf, zwölf und sechs Uhr) zur Pflicht der Verehrung der Götterbilder auf, aber für gewöhnlich brauchen nur einige wenige von den etwa zwanzig Mönchen, die hier leben, dieser Pflicht nachzukommen. Weiter sind da verschiedene Ämter, die einzelnen von Jahr zu Jahr neu übertragen werden und ihnen etwas zu tun geben, so das Amt des Hausverwalters, des Rechnungsführers, des Aufsehers über die Vorräte und dergl. Indes viel Arbeit macht das auch nicht. Man erlebt hier, was Thoreau in seinem „Walden" ausführt, daß der Mensch, wenn er sich auf einfache Befriedigung der wirklich notwendigen Bedürfnisse beschränkt, wenig Mühen und Sorgen daran zu wenden braucht. Diese Leute leben einfach, sie kleiden sich einfach (selbst im feierlichsten Kultus in der Ahnenhalle am Altjahrsabend oder am Neujahrsfeste, wovon ich Zeuge war, sieht man kein Prachtgewand und keinen Schmuck, auch bei dem Abte nicht), sie essen einfache, aber gesunde Kost, sie wohnen einfach, und für alles, was sie nötig haben, bedarf es darum nur geringer Anstrengung.

Womit bringen sie denn ihre Zeit hin? Was schaffen

sie Nützliches? Nun, bei dieser Frage kommt der Europäer allerdings wenig auf seine Rechnung, der atemlos schaffende, rastlos arbeitende Europäer. Hier wird nichts erfunden und fabriziert und patentiert, wird nicht studiert und neue Weisheit in Druckerschwärze umgesetzt, hier wird kein Börsenspiel getrieben und keine Eisenbahn gebaut. Beschäftigung und Gedankenleben kann trotzdem aber doch wohl vorhanden sein, und man braucht nicht gleich nach Bezeichnungen wie Müßiggänger und Tagedieb zu greifen. Man lebt hier im Grunde doch das Ideal des Tao te king, jenes stille, geruhige, sich beschränkende, wenn man will primitive Leben, zu dem auch mancher der Unsrigen bis hinab zu dem schon genannten Thoreau sehnsüchtig und nachdrücklich aufgerufen hat. Wenn das Ideal nun hier, wo es in die Wirklichkeit übersetzt ist, auch nicht mehr so lockend aussieht wie auf dem Papier und in Worten, — lernen kann man immerhin einiges davon.

* * *

Neulich fand ich einen eigentümlichen Stein am Meeresufer, den ich mir als Erinnerung aufheben wollte, und bat den Abt, mir ein paar Worte darauf zu schreiben. Ich wählte hierfür einen Satz aus dem fünften Kapitel des Tao te king, der mir immer als Ausspruch eines Menschen jener alten Zeit merkwürdig erschienen ist: „Die Natur kennt kein Erbarmen; darum sind ihr alle Wesen wie Strohpuppen.“ Der Abt versprach meinen Wunsch zu erfüllen. Dann wurde er nachdenklich, sah mich an und sagte, er kenne einen besseren Spruch aus dem Tao te king, um ihn sich als Merkwort aufzuschreiben. Ich fragte, welchen. Da zitierte er die Stelle (Kap. 67): „Ich habe drei kostbare Besitztümer, die ich hege und pflege. Das erste ist Menschen-

liebe. Das zweite Bedürfnislosigkeit. Das dritte ist, daß ich in der Welt nichts gelten will."

Ich habe mir nun zwar doch jenen ersten Spruch auf meinen Stein schreiben lassen. Aber seltsam berührte mich und ging mir noch lange durch den Sinn, daß der Abt gerade dies zweite Wort aus dem Tao te king hervorhob. Man kann in ihm wirklich das Ideal des Laotze treffend zusammengefaßt finden. In der Welt nichts gelten wollen! Wieder und wieder tönt durch sein Buch der Ruf hin, der vor Stolz, Eitelkeit, Aufgeblasenheit warnt. Der wackere Mann, sagt er, gleicht dem Wasser, das, indem es allen unentbehrliche Dienste tut, doch immer dem tiefsten Punkte zustrebt (Kap. 8 und 66, vergl. Kap. 32). Das Tao, sagt er, ist darin unser großes Vorbild, daß es alle Dinge erhält und doch nicht den Herrn spielt, sondern das Größte ganz unscheinbar vollbringt (Kap. 34). Ich kenne in der Tat unter all den ewigen Büchern der Menschheit keines, das mit solchem Nachdruck auf diesen Grundfehler der menschlichen Natur hinweist, daß man mit seinem Tun etwas vorstellen, vor den Leuten auftreten, den Großen spielen will. Die Erzählung, welche der chinesische Historiker Sz'-ma Tchien (im 1. Jahrh. v. Chr.) über das Zusammentreffen des Konfuzius mit Laotze aufbewahrt hat, mag sie auch Sage sein, gibt doch darin ganz gewiß den Geist des Weisen sehr treffend wieder, daß sie ihn dem Konfuzius die Mahnung geben läßt: „Stehe ab von deinem hoffärtigen Gebahren, deinen vielen Wünschen, Ansprüchen und hochfliegenden Plänen. Das tut dir nicht gut. Darin liegt alles beschlossen, was ich dir zu sagen habe." — Mit dieser Forderung des stillen Zurücktretens ist die andere der Bedürfnislosigkeit nahe verwandt. Der rechte Mann wird darum geschildert als Herr seiner Begierden und mit We-

nigem zufrieden. „Der Fehler schlimmster ist seinen Begierden nachgeben; das ärgste Unheil ist kein Genügen zu kennen; der größte Verderb ist die Habgier“ (Kap. 46). Jene berühmt gewordene Schilderung eines Idealzustandes staatlichen Lebens in Kap. 80 beruht gänzlich auf der Anspruchslosigkeit des Einzelnen. Und mit wie scharfen Worten wird (in Kap. 53) Eleganz und Üppigkeit mit innerem Verfall ohne weiteres zusammengestellt und jene Zustände, „wo die Kleidung schmuck und prächtig ist, wo jeder einen scharfen Dolch im Gürtel trägt, wo man heikel ist im Essen und Trinken, wo sich die Güter im Überfluß finden,“ ohne weiteres als „Räuberwirtschaft“ bezeichnet. Dann weiter: mit der Beschränkung seiner Ansprüche und mit dem stillen Zurücktreten im Bunde die Menschenliebe, echte Güte! Hier wird immer das größte Wort, welches Laotze gesprochen hat, jener Vorklang des Evangeliums Jesu bleiben: „Es gilt, Feindseligkeit mit Güte zu vergelten“ (Kap. 63). Doch dies Wort steht im Tao te king nicht vereinzelt. Es ist nur die prächtigste Äußerung einer Grundstimmung des ganzen Buches. So sagt das 49. Kapitel ganz ähnlich: „Dem Guten begegne ich gut; dem Nichtguten begegne ich gleichfalls gut; Tugend ist eben Güte.“ Und viele andere Stellen atmen den Geist herzlicher Teilnahme mit allen Nebenmenschen und des eifrigen Strebens, gerade den Geringen und Vernachlässigten beizustehen. Daher auch die ernste Bekämpfung alles mutwilligen Krieges (Kap. 30, 31).

Man kann also diese drei: Menschenliebe, Bedürfnislosigkeit und schlichte Zurückgezogenheit, wohl als das praktische Ideal des Laotze bezeichnen.

Haben nun nicht diese Mönche in ihrer Weise es unternommen, sein Ideal zu verwirklichen?

Vom Hervortreten in der Welt kann bei ihnen natürlich nicht die Rede sein. Aber auch innerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft gilt der Eine nicht mehr als der Andere. Zwar steht der Abt unter ihnen als die leitende Persönlichkeit da, doch man kann in unserm Kloster jedenfalls nicht sagen, daß er auf Ansehen und Ehre, ja nur auf besondere Beachtung unter gewöhnlichen Verhältnissen Anspruch machte. Er sieht aus wie sie alle und treibts wie alle, von Auszeichnung merkt man nichts. — Die Lebensansprüche dieser Leute ferner sind ohne Frage so gering wie denkbar. Sie besitzen, was eben nötig ist zum Dasein, aber auch nicht mehr. Der einzige Schmuck ihres Äußeren, wenn man das einen Schmuck nennen will, ist die eigentümliche, aber aus gewöhnlichem Holz hergestellte Spange, mit der sie, wenn feierliche Handlungen im Tempel vorgenommen werden, den Haarknoten oben auf dem Kopfe zusammenhalten, ein Stück der Ausstattung, das jedem Mönche bei der Aufnahme in das Kloster vom Abte gegeben wird. Übrigens gehört diese Spange (Kuan tze) als integrierender Teil zu ihrem ganzen Anzuge, der die Tracht der alten Zeit, der Ming- und Yüen-Dynastie festhält. Damals gebrauchte man solche Haarhalter allgemein, denn das Haar wurde noch nicht nach heutiger Manier auf dem Vorderkopf rasiert und hinten zum Zopf geflochten, sondern man band es in der viel malerischeren Weise, die die taoistischen Mönche eben beibehalten haben, zu einem Knoten oben auf dem Kopfe zusammen. — In ihren Wohnungen weiter sieht man von überflüssigem Luxus gewiß nicht viel, man müßte denn die an den Wänden aufgehängten Sprüche oder ein einfaches Bild oder sonst kleine Liebhabereien wie Musikinstrumente und dergl. dahin rechnen. — Die Nahrung ist ganz überwiegend vegetarisch (Mehlspeisen,

Bohnenkuchen, Gemüse, Maisbrot), die meisten Mönche sind sogar, wie der Abt mir sagte, völlige Vegetarier, was die Satzung ihres Klosterkanons auch eigentlich fordert. — Überblickt man die ganze Lebensführung, so muß man gestehen, daß diese Mönche an Besitz und Genüsse ihr Herz nicht hängen.

Wie steht es aber mit der Erweisung der Menschenliebe, die Laotze doch so lebhaft fühlt und betont? Liegt nicht im Mönchtum an sich schon eine Abkehr von den in dieser Richtung vorliegenden Aufgaben? Gewiß, ich will dem Mönchtum hier nicht das Wort reden. Und doch überkommt mich in diesem Zusammenhange eine Erwägung, die ich auch nicht ganz unterdrücken kann.

Es ist ein eigentümlich Ding um unser europäisches Betätigen von Menschenliebe und Nächstenhilfe, wenigstens von dem was man gewöhnlich besonders so nennt. Eine kleine Anzahl von Glücklichen, eine begünstigte Auslese, eignet sich an Gütern, Genüssen und Vorrechten so viel an wie immer nur möglich, mehr und mehr von Tage zu Tage. Dann wirft diese Auslese auch einmal einen Blick auf all die andern, die weit hinter ihr zurückbleiben, und meint (nämlich die menschenfreundlichen unter ihnen): etwas sollt ihr auch haben! hier ein wenig, da ein wenig! hier freie Schulen, dort freie Hospitäler, hier Ferienkolonien, dort Altersfürsorge, hier Unfallversicherung, dort Mutterschutz — und was es sonst sei. Man tut damit allerlei für die Massen, und es sieht sich sehr hilfreich und nett an; aber es mindert *den Abstand* nicht, der die Einen von den Andern trennt, und man merkt nicht, *daß in diesem Abstande gerade der springende Punkt liegt*. Es kommt mir so vor, wie wenn Leute einen steilen Weg eine Anhöhe hinauf sollen, und

einige unter ihnen haben gute Rennpferde und prächtige Wagen und kommen schnell voran. Andere, die zu Fuß gehen, schleppen sich müde weiter, und noch andere liegen lahm und krank am Wege. Da sagen die flotten Reiter: oh, ihr sollt auch mit, und lassen den Lahmen Krücken geben den Erschöpften einen plumpen Karren. Aber derweilen jagen sie davon und enteilen ihren Blicken. Wäre es nicht besser, sie hielten an, schlössen sich mit den andern zusammen, und alle gingen langsamer, aber gleichmäßiger vorwärts? Ohne Gleichnis: wenn die Begüterten und Begünstigten von ihrem Niveau der Lebenshaltung und der Lebensgenüsse herabsteigen könnten zu einem viel einfacheren, anspruchsloseren, wenn man so will ärmlicheren, wenigstens äußerlich ärmlicheren Leben, wenn sie so den Vielen, die eben einfach und anspruchslos leben müssen, sich gleichstellten, äßen, wohnten, sich kleideten, sich vergnügten wie sie, so läge darin wohl mehr wahre Menschenliebe und Nächstenhilfe als in Vielem, was man heute darunter versteht. Manche krampfhafte Anstrengung und manches nervöse Bemühen könnte dann wegfallen, und die Verhältnisse wären doch wohltuender und gesunder, es erfüllte sich, um noch einmal den alten Weisen anzuziehen, was Laotze so oft von dem „Sein und nicht Machen" sagt. Nun aber meine ich, daß die Weise des Lebens, die der Klostertaoismus gewählt hat, mag man sonst dazu sagen was man will, dies in der Tat trifft, daß sie das Niveau des Lebens so ansetzt, wie es dem Durchschnitt der Mitmenschen verhängt ist, und daß dies Mönchtum darum in seiner Weise doch durch sein bloßes Dasein, durch die Art seines Daseins, etwas tut, was wahre Menschenliebe wirken müßte, nämlich sich herunter hält zu den Niedrigen.

Daß übrigens den Armen und Notleidenden von die-

sem Kloster aus auch direkte tatkräftige Hilfe geleistet und dadurch Menschenliebe bewiesen wird, kann ich zu meiner Freude auch bezeugen. Täglich finden sich Hilfsbedürftige aus der Umgegend am Klostertore ein, denen von der Nahrung des Klosters mitgeteilt wird, offenbar eine ganz gewohnte Sache. Und neulich erfuhr ich durch einen Zufall, daß der Abt auch Kranken ärztliche Hilfe (natürlich nach seiner Kenntnis und in der Weise dieses Volkes) angedeihen läßt.

* * *

Wollen wir einmal dem Abte einen Besuch machen? Seine Wohnung liegt mit mehreren andern Wohngebäuden und einigen Tempeln seitab von den übrigen Kloster-räumen. Der ganze Komplex macht auf den sich Nähernden einen hübschen, beinahe vornehmen Eindruck: hinter zartem fedrigem Bambusslaub eine breite Rampe mit zwei geräumigen Freitreppen, auf denen man zum Eingangstore hinaufsteigt. Dies Tor führt in den Tempelhof, vorn sind fünf moosgraue Denksteine mit kaiserlichen Edikten aus der Ming-Dynastie, der Gründungszeit des Klosters, aufgerichtet. Zwei schöne Koniferen breiten ihre Äste darüber aus. Wir wenden uns nach rechts, passieren einen Durchgang und stehen in einem andern mäßig großen Hofe, dessen Hintergrund das Wohnhaus des Abtes einnimmt. Es gleicht völlig den gewöhnlichen Behausungen der übrigen Mönche. Wir treten ein in den Mittelraum. Durch ein blaues Tuch, das als Türvorhang dient, von diesem getrennt liegt rechts eine Zelle, des Abtes Wohn- und Schlafraum. Er kommt daraus hervor, uns zu begrüßen, eine sympathische Erscheinung von mittlerer Größe, in grobe blaue, aber reinliche Gewandung gekleidet, sein Aussehen nicht eben chinesisch nach der gewöhnlichen Vorstellung

von heute, wie denn alle die taoistischen Mönche dem modernen Typus des Chinesen nicht ähnlich sehen. Denn erstlich ist die Haartracht, wie früher erwähnt, eine ganz andere, und dann lassen sie sich auch das Barthaar wachsen und tragen daher fast sämtlich einen dünnen oder auch dichteren Vollbart, bei Chinesen bekanntlich ein seltenes Vorkommnis. Die Farbe der Gesichter ist meist ein kräftig gesundes Braunrot, da sie viel im Freien leben; der Ausdruck munter und offen. Unser Abt blickt uns aus freundlich klugen Augen bewillkommnend an und lädt uns ein, in seine Zelle zu treten.

Das ist so etwas wie Fausts Studierzimmer ins Ostasiatische übertragen. Ein wirres Durcheinander kurioser Objekte auf Tisch und Stühlen wie an den Wänden überall und von der Decke herabhängend — „mit Gläsern, Büchsen rings umstellt, mit Instrumenten vollgepfropft, Urväter Hausrat dreingestopft“ — so daß kaum Raum zum Sitzen bliebe, wenn das Bett nicht wäre, auf dem wir freilich ein paar Katzen in ihren älteren Rechten nicht beeinträchtigen dürfen.

Mitten in dem malerischen Wirrwarr stehen zwei längliche Kästen, der eine auf einem besonderen Gestell. Als unser Auge sich dahin richtet, zieht es warm über des Abtes Gesicht. Ob wir Musik lieben? Nun denn, das ist ein chinesisches Musikinstrument, und zwar nicht eins jener gewöhnlichen verachteten Sorte, die man auf den Straßen und im Theater hört, nein, ein uralt ehrwürdiges, von jedem gebildeten Chinesen hoch geschätztes Instrument, das Tchin, welches schon vor Jahrtausenden von Fürsten und Weisen gespielt wurde. Dürfen wir es wohl hören? Natürlich. Der Abt trifft seine Vorbereitungen. Bei uns zu Hause, wenn man ein Stück spielen will, klappt man den

Flügel auf, setzt sich hin und fertig. Nicht so hier. Erst wird Raum gemacht für das Instrument, es wird vorsichtig aufgestellt. Dann wäscht der Abt seine Hände. Denn nur mit reinen Händen darf man diese Kunst üben. Hierauf nimmt er ein paar Räucherkerzen, entzündet sie und steckt sie in einen Tonbehälter. Musik ist etwas Religiöses und geht die Geisterwelt an, man muß der Geisterwelt darum auch zugleich seine Verehrung bezeugen. Nun setzt er sich nieder, muß aber erst sein Instrument rein stimmen. Endlich sind alle Vorbedingungen erfüllt und das Spiel beginnt. Alte Weisen spielt der Abt, die schon von den Kaisern der Vorzeit, Yao und Shun, vor vier- bis fünftausend Jahren gespielt sein sollen. Er zeigt mir nach dem Spiel ein zerlesenes Manuskript, in dem von dieser ursprünglichen Musik der ältesten Herrscher geschrieben steht. Da ist natürlich kein Zweifel möglich, zumal wenn man bei den Ausführungen in das begeisterte Gesicht des guten Abtes schaut. Und wie er spielt! Der ganze Mensch wird bewegt durch diese dünnen Klänge, die auf dem zymbalartigen Instrumente mit den Fingern der einen Hand hervorgerufen werden, während die andere auf den sieben Saiten die Töne greift. Auch die Flöte spielt unser taoistischer Freund, sogar zwei Flöten verschiedener Art. Musik ist ausgesprochnermaßen seine Liebhaberei.

Er ist später oft zu mir gekommen, der wackere Han Tchien-yang, und hat bei mir und mit mir musiziert. Hat er doch sogar das eine seiner Tchin-Instrumente und die eine Flöte ganz in meiner Klause deponiert, um sie hier immer gleich zur Hand zu haben. Offenbar besaß er gute musikalische Begabung. Besonderes Vergnügen machte es ihm, auf seiner Flöte meine Violine zu begleiten, und wenn ich langsame Melodien wählte, so war sein Ohr

schnell genug, den ihm doch ganz unbekannten Tönen zu folgen und auf der Flöte Schritt zu halten mit mir. Dabei muß man den Unterschied im ganzen Charakter abendländischer und chinesischer Musik im Auge behalten. So schwer es uns wird, Rhythmus, Tonart und melodischen Gang chinesischer Musik aufzufassen, so schwer wird das umgekehrt natürlich Chinesen bei unserer Musik.

Ich hatte meine Freude an dem Manne in solchen Stunden. Dieser harmlose Eifer, mit dem er seine einfache Musik betrieb, die offenbar ehrliche Ehrfurcht vor jenen altchinesischen Melodien, die er mir auf dem Tchin vorspielte, wirkte nicht nur unmittelbar gewinnend, sondern löste auch allerlei weitergehende Gedanken in mir aus. Die Musik dieses Kunstliebhabers war von primitivster Art. Zwar konnte man Manches, was er mir vorspielte, gewiß nicht leicht nennen, auch nach der technischen Seite hin, und der Abt nahm ohne Frage unter den Musizierenden Chinas keine niedrige Stufe ein. Aber was bedeutete doch solche Musik neben dem, was wir daheim höhere Musik nennen! Was für ein Gegensatz in Klang, musikalischer Formung und geistigem Gehalt, wenn man diese schwachen, ausdrucksarmen, durch Rupfen der Saiten hervorgerufenen Töne und die daraus zusammengesetzten Kantilenen etwa einmal mit dem Beethovenschen Violinkonzert vergleicht, wie Joachim und sein Orchester es ausführten! Gewiß, ein unendlicher Abstand, an dem sich die Verschiedenheit geistigen Niveaus zwischen Abendland und Morgenland ahnen läßt. Allein dieser Abstand, der den Orientalen zunächst so stiefmütterlich bedacht erscheinen läßt, verliert doch sehr an Bedeutung, wenn man sich einmal nur die innere Seite der Sache vergegenwärtigt, die musikalische Wirkung, die Resonanz in der Seele des Hörenden. Dieser Mann

wurde von seiner Art Musik ganz gewiß auf das lebhafteste erfaßt und erfreut. Es gibt schwerlich irgend eine Musik der Erde, die ihm mehr Genuß bereiten könnte als seine alten Melodien der Kaiser Yao und Shun. Er schwelgte auf seine Weise in diesen Tönen, und es bedurfte keiner bedeutenderen Mittel, keiner stärkeren Anreizung, um ihn musikalisch zu sättigen.

Man wird so einmal wieder an die alte Wahrheit erinnert, daß doch „der Mensch das Maß aller Dinge" ist. Die Wirkung in der Seele des Menschen allein verleiht jedem Besitze erst seinen Wert, und die Fähigkeit des Menschen, innerlich aufzunehmen und sich anzueignen, ist der Angelpunkt seines wirklichen Habens. Wo das geistige Erleben und Wiederbeleben nicht Schritt hält mit dem Dargebotenen, da entsteht ein gänzlich wertloser Überschuß an Leistung, ein verlorner Kraftaufwand. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß wir im Abendlande solchen Überschuß an Leistung, die nicht verarbeitet wird, heutzutage sehr viel anhäufen. Wir kranken an einem Zuviel, nicht nur auf musikalischem Gebiete, und gerade unter dem Einfluß dieses unverarbeiteten Zuviel droht die Aufnahmefähigkeit des Einzelnen nur noch geringer zu werden. Denn die innere Sammlung und Versenkung wird dadurch gehindert, und man gleitet um so achtloser an dem Gebotenen vorüber, je massenhafter es auftritt und je mehr es sich durch Gewaltsamkeiten gegenseitig zu überbieten sucht.

In was für eine andere Welt tritt man dem gegenüber bei diesen Ostasiaten!

Einfachstes Material, dünne Linien, magere Umrisse, Andeutungen, nur der Schatten von dem, was bei uns mit Fleisch und Blut, strotzend und vollsaftig dasteht. In

der Musik nur das rhythmische und melodische Element benutzt, von Harmonie kaum ein matter Anflug, mehrfache Stimmenführung unbekannt, die Instrumente alle noch im Anfangsstadium; in der Malerei naturgetreue Wiedergabe nur in gewissen Einzelheiten erreicht, anatomisch fehlerhafte Zeichnung häufig, das Gesetz der Perspektive noch nicht klar erfaßt; auf der Bühne noch mehr Erzählung als Handlung, Szenerie und Kulissen unbekannt, der Phantasie des Zuschauers alles das überlassen, was bei uns die mühsame Anstrengung von Regisseur und Maschinisten hervorbringt. Überall ein kindlich unentwickelter oder halbentwickelter Standpunkt, überall nur Ansätze und Anfänge, möchte der Europäer sagen. Aber diese viel geringeren Mittel und Fähigkeiten werden, wie mir scheint, im Osten lebendiger ausgenutzt, sie kommen stärker zur Geltung. Das Weniger ist darum tatsächlich oft ein Mehr. Man hat an den Japanern wiederholt hervorgehoben, daß ihr Kunstsinn sich so viel besser konzentriere, so daß sie etwa mit einem einzigen wirklich schön und vornehm geordneten Blumenstrauß, ja, mit einem Blütenzweige, den Raum schmücken und so die Schönheit dieses einen Objekts viel voller auf sich wirken lassen, oder daß sie zur Zeit nur ein einziges wirklich vorzügliches Bild aufrollen und damit die Betrachtung ausfüllen. In gewissem Maße gilt indes dasselbe von dem Chinesen. Er sucht nicht die Fülle, die Masse, die Ansammlung. Aber er kann das Einzelne, das Zarte, das nur Punktierte, die geringen Nüancen in einer sehr lebendigen Weise auffassen. Hier liegt auch ein Grund dafür, weswegen er zum Beispiel in seiner Malerei dabei stehen geblieben ist, die rein malerischen Momente des Bildlichen, nämlich Linie und Farbe (beide aber in einer erstaunlichen Sensitivität), zu kultivieren, dagegen das

Gegenständliche des Bildes, die Realität der Darstellung, zu vernachlässigen. Es gibt Landschaftsbilder von sehr bedeutenden Malern, die Felsen und Gestein in einem Farbenton wiedergeben, der rein unmöglich ist, in ausgesprochenem Grün und Blau, und doch üben diese Bilder auf den, der sich in sie hineingesehen hat, große Wirkung. Es liegt etwas Phantastisch-Märchenhaftes in solcher Landschaft, das entzückend ist. Die Natur wurde von dem Maler nur zur Anlehnung benutzt, eine exakte Wiedergabe lag ihm fern. Andererseits ist doch die Lagerung des Gesteins oder das Wesentliche etwa in der Formung eines Baumes mit sprechender Liniensicherheit hervorgehoben.

Die Beschränkung auf primitive Mittel, auf einfachere Formen, auf kindlichere Gegenstände mag ein Mangel chinesischer Kunst sein; aber dieser Mangel hat doch auch vor einem Verschwimmen des Künstlerischen im Stofflichen bewahrt, und er hat die Fähigkeit erhalten, sich in das Geringe und Geringste auch wirklich zu vertiefen und seinen Inhalt auszuschöpfen.

* * *

Der Taoismus hat zwei Pole. Der eine Pol sind die Ideen und Ideale des Laotze, wie sie im Tao te king ausgesprochen vorliegen; der andere Pol ist eine seltsame Naturmystik. Beide Pole sind nicht ohne innere Verwandtschaft, die vor allem durch den Begriff des Tao hergestellt wird, aber sie sondern sich doch auch wieder. Die Naturmystik des Taoismus beruht auf dem altchinesischen Volksglauben, in welchem das, was man Animismus zu nennen pflegt, nämlich die Beseelung aller Naturvorgänge und Naturobjekte, einen breiten Raum einnahm. Es ist nicht zu leugnen, daß hier die Quelle von viel ungesundem We-

sen zu suchen ist, welches auch das heutige China noch durchzieht. Jener ganze Wust von Gespensterglauben und Gespensterangst, der im Gemüt des Chinesen, und nicht nur des gemeinen Mannes, spukt, die schauderhaften Taten von Vampyren und Werwölfen und Füchsen, die Quälereien Lebender durch Verstorbene, das Besessensein, der Mediumismus und vieles Andere gehört hierher[1]). Auf der andern Seite hat die Naturbeseelung ganz gewiß auch manche sympathischeren Züge gezeitigt. Sie hat die Liebe zur Natur, die Achtsamkeit auf Naturerscheinungen, ein innigeres Leben und Weben in der Natur geweckt oder doch gestärkt.

Nun gibt es freilich Leute, die sehr verwundert aufhorchen, wenn man den Chinesen Naturgefühl und Naturliebe zuerkennt. Noch kürzlich sprach ich einen feingebildeten Mann, der lange Zeit in China zugebracht und direkt mit Chinesen verkehrt hat, und der mir, als die Rede darauf kam, ernstlich bestritt, daß die Chinesen überhaupt Sinn für Naturschönheit besitzen. Um solch eine schon an und für sich ganz unglaubliche Anschauung zu widerlegen, würde ein Blick in die Dichtung dieses Volkes genügen. Bereits das klassische Liederbuch der Urzeit bietet die reichsten Belege dafür, daß der Chinese die Wirkung der Natur auf das Gemüt kannte und die Verbindungslinien zwischen landschaftlicher Schönheit und menschlichem Geistesleben zu ziehen verstand. Und das sind Volkslieder, die uns in jenem Schi king aufbewahrt sind. Die Kunstpoesie der Chinesen setzt dasselbe Zeugnis ins Unendliche fort. Ebenso

---

[1]) Wen es interessiert, aus diesem Gebiete Einzelheiten kennen zu lernen, der sei auf H. Giles, Strange stories from a Chinese studio (London, Werner Laurie) oder auf L. Wieger, Folklore Chinois Moderne (Leipzig, Harassowitz) verwiesen.

aber, und vielleicht noch anschaulicher, ihre Malerei. Landschaftsmalerei hat in China eifrige Pflege gefunden, längst ehe man im Abendlande dafür Sinn hatte. Bei uns löst sich erst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert das reine Landschaftsbild aus der bis dahin stofflich ganz anders orientierten Malerei heraus; in China dagegen sind schon die großen Maler der Sung-Dynastie (etwa 960—1260 n. Chr.) hingegebene Landschafter. Man braucht auch nur einmal ein einziges (gutes) chinesisches Landschaftsbild betrachtet zu haben, und man wird merken, nicht nur daß da ein lebhaftes Naturgefühl zu Grunde liegt, sondern auch daß es unter diesem Volke Meister gegeben hat, die es verstanden, den feinsten Schmelz und die eigenste Stimmung aus einem Naturbilde herauszuholen.

Was so in der Kunst hervortritt, wurzelt natürlich im ganzen Volke. Der Taoismus aber hegt und stärkt dieses Naturgefühl in seiner Weise, um so mehr als für ihn gerade das Geheimnis des Naturlebens im Mittelpunkte der Gedanken steht.

Allerlei kleine Züge in unserm Kloster legten davon Zeugnis ab. Ich will Einiges anführen.

Es ist eine chinesische Sitte, daß man häufig die Türflügel der Häuser und der Innenräume mit Papierstreifen beklebt, auf denen Inschriften angebracht sind, allgemeine Sentenzen, wie sie dem Inhaber der Wohnung gefallen. Man erneuert sie gewöhnlich um Neujahr. Das rote Papier auf dem schwarzen Holz hat etwas Schmückendes und bringt Farbenfrische in die an sich recht farbenarme chinesische Behausung; auch der Duktus der Schriftzeichen ist für den, der ihn aus längerer Gewohnheit kennt, zumal

für den Chinesen selbst, nicht ohne ornamentalen Reiz; und so hat diese Sitte schon rein äußerlich ihr Anmutendes. Sie herrscht auch in unserm Kloster. Hier ist sie aber besonders interessant durch den eigenartigen, speziell taoistischen Inhalt der Sprüche. Wenn man auch zugibt, daß die auf dem Papier stehenden Maximen in China häufig hohl sind und mit dem tatsächlichen Leben wenig zu tun haben, so glaube ich doch in den Worten, die mich an den Türen dieser Gebäude und Mönchszellen begrüßen, wirklich etwas von dem Innenleben der Bewohner lesen zu dürfen, wenn ich ihr ganzes Wesen und Treiben daneben halte. Ich lasse einige von ihnen in Übersetzung hier folgen.

Da heißt es:

Meer und Gebirge sind wunderbar anzuschauen.

Ferner:

Die Schönheit von Meer und Himmel ist Eine.

Weiter:

Von Tannengrün und Wellen strahlen all die Berghänge;
Von Blüten und Regentropfen glänzen die Gipfel überall.

Sodann:

Bei der weißen Wolke und dem gelben Kranich ist der Taoist zu Hause;
Im jaspisfarbenen Gras und bei dem nephritfarbenen Pfirsich weilt der Eremit.

Ferner:

Die hochragende Insel und das mächtige Seegetier, wie stark und schön sind sie!
Die Blume der Wildnis und der zwitschernde Vogel, wie reiche Lebenskraft haben sie!

Ferner:

Reiner Wind und klarer Mond sind für kein Geld zu haben;
Das Wasser nahe und die Berge fern, sie alle sind beseelt.

Ferner:

Im Walde ist die Stätte reinen Friedens und der Gelassenheit;
Fern von Menschen wandernd erkennt man den unvergänglichen Himmel.

Ferner:

Wald und Berg sind die rechte Wohnung;
Gelöst vom Welttreiben findet der Weise seine Heimat.

Ich habe mit den vorstehenden Sprüchen, die sich leicht noch fortsetzen ließen, eine Anzahl, die mir gerade aufstießen, herausgegriffen. Sie genügen, um die Stimmung des taoistischen Mönches zu kennzeichnen. Man wird einigen von ihnen schon anmerken, daß die Naturbetrachtung hier etwas Mystisches hat. Es ist nicht nur die Freude an der äußeren Erscheinung, obwohl auch die ohne Zweifel sich geltend macht, sondern es ist zugleich der Gedanke an geheimnisvolle Tiefen des Naturlebens, der den Taoisten erfüllt. In den Naturgegenständen walten die „Schen", die Geistwesen, und sie sind es, die den Dingen ihre besondere Schönheit oder besondere Kräfte geben. In ungewöhnlich schönen oder wunderlichen und überraschenden Bildungen tritt das verborgene Weben der „Schen" wie an die Oberfläche. Darum hält man etwas auf alle eigentümlich ausgezeichneten Schöpfungen der Natur. Man pflegt schöne Bäume. Wundervolle alte, jetzt (im März) bereits blütenübersäte Kamelienbäume und ehrwürdige Koniferen erheben sich in den Höfen vor den Heiligtümern. Auch sonst sind in den kleineren Höfen der Mönchswohnungen Blumen und Bäume angepflanzt. Selbst eine Palme wächst hier an einem geschützten Orte und gedeiht prächtig, eine Seltenheit für hiesige Breiten.

Neben dem Schönen gilt aber auch das Sonderbare und Groteske. Bäume mit seltsam gebogenem Stamm oder mit eigentümlichen Knollen und Auswüchsen der Rinde,

in denen die Phantasie dies und jenes Tierische oder Menschliche entdecken kann, werden aufmerksam beobachtet. Eines Tages ging ich mit dem Abte von seiner Wohnung nach dem Hauptkloster hinüber, als er mich plötzlich bei Seite zog, mich aufforderte, an einen ganz bestimmten Punkt zu treten und mein Auge auf einen gewissen Baum zu richten, dessen Namen ich leider als schlechter Botaniker nicht angeben kann. Es war ein wulstiger, mannigfach gewundener Stamm, lederfarben und glatt, als ob die Rinde abgeschält sei; die Auswüchse brachten an einer Stelle eine Form zu Wege, die von da, wo ich stand, überraschend deutlich einer zusammengerollt daliegenden Katze glich. Bald darauf zeigte er mir einen Baum in der Nähe, an dessen Stamm die Nachbildung eines sich streckenden Tigers mit besonders ähnlichem Kopfe zu sehen war. Dergleichen ist für den Taoisten aber nicht nur, wie für uns, eine amüsante Kuriosität, sondern darin deutet sich die verborgene Beseelung der Natur günstig oder unheilvoll an.

Ein ähnlicher Gesichtspunkt ist es auch, der die Mönche mit Vorliebe absonderliche Produkte der Natur in ihren Zellen aufheben läßt. Man wird kaum eine Zelle finden, die nicht ein eigentümliches Steinkonglomerat oder einen seltsam verwachsenen Wurzelstock aufwiese, sei es als Schmuck, sei es zu einem Gebrauchsgegenstand verarbeitet. Der Stab, welchen der Abt als Zeichen seiner Würde führt (ähnlich wie die buddhistischen Äbte ihre sogenannten Szepter), besteht bezeichnender Weise aus einem knorrigen Wurzelschoß, an dessen Ende ein breites Stück Baumschwamm befestigt ist. In den Gärten und Höfen sieht man zuweilen ungewöhnlich geformte oder vom Meerwasser bizarr zugerichtete Steine aufgestellt. Alle solche

Liebhabereien sind ja nicht dem taoistischen Mönche ausschließlich eigen, sondern man kann sie weithin unter Chinesen bemerken; sie beruhen aber auf einem Element des geistigen Lebens, das der Taoismus besonders aufgegriffen hat, auf jenem Horchen nach den Äußerungen der beseelenden Kräfte in der Natur.

Man begreift wohl, wenn man diesen Grundcharakter des Taoismus bedenkt, daß seine Mönche ein Gebirge wie den Lauschan ganz besonders lieben und für ihre Ansiedlungen bevorzugen mußten; daß sie sich mit ihren Wohnungen gern zwischen diese kolossalen Granitblöcke der Bergwandung und unter den Schatten dieser alten Kiefern einnisteten. Man begreift auch, daß sie es lieben, geruhig und sinnend am Strande zu sitzen oder durch ihre Waldungen hinzuwandeln und auf Wellenschlag und Vogelsang, auf den Hauch des Windes in den Wipfeln und das Rollen der Steine in den Schluchten zu hören. „Wald und Berg sind die rechte Wohnung; gelöst vom Welttreiben findet der Weise seine Heimat."

* * *

Unter den verschiedenen Arten des Klosterlebens, die ich kenne, zeichnet sich das taoistische dadurch aus, daß es am wenigsten religiöse Verbrämung hat. Hier ist das Mönchtum nicht ein besonders gottwohlgefälliger Stand, keine besonders verdienstliche Askese, kein Verzicht auf die Welt, den der Himmel belohnt; es ist hier auch nicht ein Mittel, den Geist zur Herauslösung aus dem Dasein zu erziehen, ihn den natürlichen Regungen und Erscheinungen zu entfremden, den Menschen in seiner Wesenstiefe zu entwurzeln. Das Mönchtum ist hier einfach die Bahn einer besinnlichen, beschaulichen Lebensweise, die den Überfluß

und die Verkehrtheit des Welttreibens abtun und auf das wahre Geheimnis des Daseins achtgeben will. Der religiöse Hintergrund fehlt dabei nicht, aber er bleibt eben Hintergrund. Tempel und Götter sind da, ein regelmäßiger Kultus ist da, aber das alles drängt sich durchaus nicht vor. Man bemerkt hier nicht jenes sinnlose stundenlange Abbeten religiöser Formeln, das einem in buddhistischen Klöstern so unangenehm entgegentritt. Prozessionen und Bittgänge gibt es nicht. Die Heiligtümer sind klein und einfach eingerichtet, von kirchlichem Pomp keine Spur. Auf der andern Seite fiel mir in diesem Kloster der Ernst und die Würde der Haltung bei allen kultischen Vornahmen angenehm auf. Selbst der regelmäßige dreimalige Gottesdienst jedes Tages, der von drei oder vier Mönchen, deren Turnus es ist, vollzogen wird, verläuft ernst und gemessen — nichts von Leichtfertigkeit oder Gleichgültigkeit. Die besonderen größeren Feierlichkeiten in der Neujahrszeit, an denen alle Mönche teilnahmen, hatten sogar etwas auch den Fremden Bewegendes, vor allem die Verehrung der Ahnen in der Neujahrsnacht. Jeder schien erfüllt und durchdrungen von dem, was er tat. Vielleicht hält man die Würde der äußeren Haltung deswegen gerade leichter fest, weil das kultische Element sparsamer verwendet ist. Im Ganzen erscheint jedenfalls dies Mönchtum dem Beobachter so natürlicher und sympathischer, und man glaubt gern, was sich ja nicht beweisen läßt, daß dabei ein echtes religiöses Empfinden still im Gemüte des Einzelnen lebt. Die Natürlichkeit in der Auffassung ihrer Lebensweise ist es auch wohl, die den Mönchen äußerlich einen so angenehmen Charakter gibt. Es sind freundliche, muntere, gesunde Menschenkinder, höflich und gütig im Verkehr, anständig in ihren Sitten, und sie besitzen das Lebenselixier, das in den

Augen der Menge eines der höchsten Geheimgüter des Taoismus ist, wohl wirklich, soweit man es besitzen kann, nämlich in ihrer gesunden, einfachen Lebensführung. Sah ich doch in diesen Tagen droben im Gebirge einen weißbärtigen, sonnengebräunten Alten von 70 Jahren rüstig einen Pfad emporklimmen, der manchem jungen Manne bei uns nicht leicht geworden wäre.

Für die Natürlichkeit und Unbefangenheit, mit der sie ihr Klosterleben auffassen, erscheint mir bezeichnend eine Äußerung, die der Abt selber einmal tat. Ich hatte mit ihm über den Eintritt in das Kloster und die Aufnahmefeier gesprochen, für welche natürlich auch hier bestimmte Riten und Ordnungen bestehen. Dann fragte ich, ob das alles denn nun für jeden, der in ein taoistisches Kloster eintreten wolle, notwendig sei. Der Abt verneinte es. Was aber denn, fragte ich weiter, die durchaus notwendige Vorbedingung zum Klosterleben sei. Er erwiderte, dafür müsse man nur den Tao te king gründlich studieren und dessen Gedanken recht tief in sich aufnehmen, das sei das wirklich Wichtige, alles Andere sei Nebensache, die man fallen lassen könne. Das kam mir ungefähr so vor, wie wenn man bei uns sagte, den wahren Christen mache nicht Taufe oder Konfirmation, sondern daß man im Neuen Testamente zu Hause sei und den Geist des Neuen Testamentes recht in sich aufgenommen habe.

* * *

Es ist tiefe Nacht. Das ganze Kloster liegt im Schlummer. Nur, — tapp! tapp! tapp! hört man durch die Stille alle paar Minuten den Nachtwächter sein Holz anschlagen, während er von Hof zu Hof und um die Mauern hinwandert. Wer lange im Osten in chinesischer Umgebung

gelebt hat, kennt dies Geräusch so gut. Tapp! tapp! tapp! Es hallt so knöchern durch die Nachteinsamkeit hin, schlägt den Takt zu unsern Gedanken, wie es oft schon in schlaflosen Nachtstunden vergangener Zeit die Gedanken begleitete. Laß uns noch einmal hinaustreten aus unserm Häuslein in den Hof und unter den freien Himmel.

Der Nordsturm saust durch das Tal vom Klosterpaß herab. Er schüttelt und beugt die zarten Bambusreiser wie Roggenhalme, er wühlt in der Krone des alten immergrünen Baumes, der über unsere Hofmauer blickt. Er fegt den Himmel droben blank, daß der Vollmond sein ganzes Licht entfalten kann. Was bringt er mit von Norden, der stürmische Gesell? Er kommt aus der Gegend, wo am Rande des Lauschan die Pest bereits in einige Dörfer ihren Einzug gehalten hat. Führt er den verderblichen Hauch der Krankheit mit sich? Oder das letzte Stöhnen und Seufzen ihrer Opfer? Der Gedanke an solche Gottesgeißel hat in der nächtlichen Einsamkeit etwas Drückendes und Düsteres. Wir wollen ihm nicht nachgeben. Was sagte doch der Abt, als wir von der Pest redeten und an die Gefahr dachten, die auch diesem Kloster drohen könnte? „Über diesem Platz hier wacht ein mächtiger Schen, der uns auch früher vor Krankheit und Unglück beschirmt hat. Die Seuche wird uns hier kein Leid tun.“ Das war seine Art von Gottvertrauen. Sollen wir uns von ihm beschämen lassen?

Nein, fort mit solch ängstlichen Einbildungen! Die Mondnacht ist so schön, so friedlich, trotz des brausenden Windes, wir wollen hier dies Seitenpförtchen öffnen und noch einmal an den Strand hinunter gehen, um das Glitzern des Widerscheins auf der Meeresflut zu betrachten. Leise, daß niemand geweckt wird! Die Maultiere im Stall

nebenan stampfen unruhig, sie merken uns wohl, und von den Klosterhunden schlägt auch der eine oder andere argwöhnisch an. Aber schnell sind wir draußen, und hinter uns beruhigt sich alles wieder.

In weißem Lichte liegt die See da. Die kahlen steinübersäten Bergabhänge erscheinen bei unsicherem Mondesglanz wie seltsam verrunzelt und zerrissen, als sei die Erde eine uralte Greisin, deren Haut sich in unzähligen Falten und Furchen zusammengezogen habe. Aber hier am Strande erscheint sie jung, ewig jung, hier wo die sanften Wasser murmelnd um die Kiesel spielen und Wellen und Licht in zarter Reinheit wetteifern. Wir schauen in die Ferne über diese weite, lichte, ewig junge See hin. Dort zog vor beinah fünfzehn Jahren durch diese Wasser vorüber nach Nordosten zu das Kanonenboot Iltis, die „alte Iltis", und wurde von der tückischen Strömung an das Schantung-Vorgebirge geworfen und scheiterte an seinen Klippen. Da hinaus liegt die Stätte. Es war dieses Meer, Klippen wie die dort draußen. Ich sehe sie noch vor mir, die jungen frischen Gestalten, Mannschaft wie Offiziere, mit denen mich die ersten Jahre meines Pfarramts in Schanghai so viel zusammengeführt haben. An dieser Küste schlafen sie den langen Schlaf. Und hier hinüber, nach Südwesten, liegt Tsingtau. Dort landeten vor dreizehn Jahren unsere Truppen und belegten ein Stück chinesischen Bodens mit Beschlag, auf dem deutsches Wesen und deutsche Arbeit heute beinahe schon heimisch geworden ist.

Wie seltsam in dieser Provinz Ältestes und Neuestes zusammenstoßen. Schantung ist eine der Urprovinzen des Reiches, eins der Gebiete, wo Chinas Kultur sich zuerst entfaltet hat. In seinen Grenzen liegt der Taischan, auf dem die Kaiser des grauen Altertums bereits opferten, in

seinen Städten sind Konfuzius und Menzius geboren; an seinem Gebirge, vielleicht hier im Lauschan, landete der buddhistische Pilger Fa Hsien, als er von seiner berühmten Fahrt nach Indien heimkehrte. Jetzt aber ist dies die Provinz, wo der Kontakt mit dem Westen am allernachdrücklichsten, für China am empfindlichsten, einsetzt. Ein Stück dieser altchinesischen Erde ist in die Hände von Europäern übergegangen, und der Einfluß der Fremden macht sich von hier aus, freundlich und friedlich oder auch mit Zwang, bis tief ins Land hinein geltend.

Und er *wird* sich immer weiter, immer stärker geltend machen. Was aber wird aus dem Alten, wenn das Neue immer mehr um sich greift? Wird es bedingungslos weichen und verschwinden müssen? Das wäre nicht gut. Es ist doch manches auf diesem Boden erwachsen, was bleiben und von uns Fremden erkannt, verstanden, mit Achtung aufgenommen werden sollte, manches, an dem wir uns bereichern und erfreuen könnten. Dazu rechne ich auch die geistigen Spuren jenes dunklen Weisen aus dem Altertum, an den das Kloster drüben in der nächtlichen Stille erinnert. Es wäre nicht gut, wenn das Echo der Worte seines merkwürdigen Buches ganz aus der Welt verschwände. Diese Worte tragen in sich Jugend, dauernd wie die Jugend dieser weiten, lichten, ewig jungen See. Und auch das, was die Jünger des alten Weisen in ihrem Kloster hier suchen und treiben, geht es nicht aus einem ewig natürlichen und ewig neuen Bedürfnisse der Menschenseele hervor, die aus dem Lärm des Tages sich in die Stille der Natur zurückziehen und im ruhigen Sinnen einfachsten Lebens aufatmen möchte von dem Allzuviel und Allzulaut da draußen? Freundliches, trauliches Tai tsing kung, ich wünsche dir nicht den Untergang im Um-

schwung dieser Zeiten, ich wünsche dir Dauer und ein gesundes Weiterschreiten, wenn auch manches an dir und in dir uns Westlichen sonderbar oder verkehrt erscheinen möchte. Wo du dich über das Irdische hinauswagst und hineingreifst in das Dunkel jenseits des Sichtbaren, da wirst du wohl manchmal, wie wir alle, fehlen und irren; aber du hilfst Frieden schaffen auf dieser so friedelosen Erde, und ich meine, das wird etwas gelten in den Augen des Ewigen, der über Ost und West waltet und dessen Wille entscheidet über Entstehen oder Vergehen.

X.

Die „grüne Insel“

Den schönen ursprünglichen Namen hat sie sich gerettet, unsere Ansiedelung da draußen am Gelben Meere, die man im übrigen von allerlei Sonderbarkeiten der Namengebung leider nicht freisprechen kann; liest man doch außer den Namen der üblichen regierenden Häupter und Staatsmänner eine Liste fast sämtlicher Kriegsschiffe und Kommandanten unserer Flotte in den Straßen- und Ortsbezeichnungen ab. (Bei einer Straße wie der „Christ-Straße“ oder der „Deutschland-Straße“ muß einem dann von dem ortskundigen Freunde erklärt werden, daß nicht etwa Jesus Christus oder das deutsche Vaterland hier in Frage komme, sondern der Major Christ und das Kriegsschiff Deutschland.) Aber das Ganze heißt doch zum Glück noch immer Tsingtau, „grüne Insel“, und man atmet mit diesem Namen noch etwas Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Nach jenem keck aufragenden Inselchen im Süden der Tsingtau-Bucht, das jetzt als Arkona-Insel figuriert, hatte eine der kleinen chinesischen Ortschaften an der Küste, welche am 14. November 1897 von deutschen Truppen besetzt wurde, den Namen angenommen, und von dem Örtchen ist er auf die heute dort aufblühende Kolonie übergegangen.

„Grüne Insel". Ein Hauch von Meeresduft und Naturfrische weht aus dem Wort. Gerade so umweht es den, der auf einer der vielen Höhen dieses Strandgebietes stehend seinen Blick in die Weite schweifen läßt. Meeresfluten, blau oder grün oder grau je nach Himmel und Wetter, umspülen überall die malerisch mannigfaltige Küstenlinie, daß einem die Landzunge wohl wie eine Insel vorkommen mag, und das Grün junger Waldungen schmückt die Abhänge jener Berge, an deren Fuß die Menschen ihr Heim und die Stätte ihrer Betriebsamkeit gegründet haben. Frisch und fröhlich, beim Wechsel des Standpunkts von immer neuer Eindruckskraft ist das Bild, es macht seinem Namen wahrlich Ehre.

Und was darauf entstanden ist im Laufe der letzten dreizehn bis vierzehn Jahre, darf sich ganz gewiß auch sehen lassen. Ich hatte Tsingtau 1901 noch im Anfangsstadium seiner Entwicklung kennen gelernt. Was sich heute meinen Blicken bot, war so darüber hinausgewachsen, daß ich kaum einige spärliche Züge der alten Erinnerungen wieder aufzufinden vermochte. Die ehemaligen sechs Fischerdörfer und die meisten Wege oder Pfade jener ersten Zeit sind heute ganz verschwunden in den ausgebreiteten Gebäudemassen der jungen Stadt; die damals eben angedeuteten Straßen liegen jetzt richtig ausgebaut da, die Hafenanlage ist vollendet, der Bahnhof und die Bahnlinie sind als neuer Charakterzug hinzugekommen, den Kaufläden und Geschäftshäusern hat sich eine Menge hübscher Villenbauten angeschlossen, einzelne hervorstechende Gebäude, wie die Residenz des Gouverneurs, die neue protestantische Kirche, das Strandhotel, die Gouvernementsschule und anderes ziehen den Blick weithin auf sich, — es ist ein völlig neues Stadtbild, und zwar von einem Ge-

präge, dem man energische Arbeit und unermüdliches Vorwärtsdrängen auf den ersten Blick ansieht.

Vielleicht war das Vorwärtsdrängen sogar zu eifrig. Man kommt über den Eindruck bei längerem Aufenthalt nicht ganz hinweg, daß die Wirklichkeit den von vornherein reichlich groß und weit angelegten Plänen noch nicht entspricht, daß mehr gewollt ist, als sich bisher lebendig machen ließ. Die breiten schönen Straßen weisen verhältnismäßig geringen Verkehr auf, es geht ein wenig still und flau in dem Orte zu, so friedlich und idyllisch, wie es einem die Ruhe liebenden Besucher wohl angenehm sein mag, indes doch nicht eben dem entsprechend, was Tsingtau nach „höheren Intentionen" sein sollte. Man darf aber wohl hoffen, daß künftige Jahre da nachhelfen werden. Eine gleichmäßige Zunahme des Handels und Verkehrs ist ja mit Sicherheit zu konstatieren, und das, was der Ehrgeiz der ersten Entwürfe und der ersten Beamtenrührigkeit mit einem großen Sprunge zu erreichen hoffte, wird doch wohl im Laufe der Jahrzehnte schließlich wirklich erstehen, naturgemäßer, wenn auch langsamer.

Etwas eigen Anheimelndes liegt für den Deutschen, der manche andere Fremdenansiedelung in China gesehen hat, über dem Tun und Treiben in Tsingtau. Hier schlägt doch einmal die deutsche Sprache statt der sonst vorherrschenden englischen dem Besucher überall ans Ohr, auf der Straße, in den Läden (auch den chinesischen und japanischen), auf dem Bahnhofe, am Hafen, ja selbst in der Einsamkeit der Bergspaziergänge, wo uns plötzlich ein paar frische Matrosengesichter oder ein Trupp Soldaten in eifrigem Gespräch begriffen begegnen. Deutsche Ordnung und Sorgfalt der Verwaltung spürt man wieder und wieder, nicht ganz ohne Beimischung jenes von der Heimat her

so bekannten: „Du sollst nicht —!" des deutschen Polizeistiles. Das Vereinsleben blüht, ähnlich wie zu Hause. Konzerte, Vorträge, selbst Kunstausstellungen beleben den geselligen Verkehr. Bot sich doch vor kurzem hier sogar eine recht interessante Bilderausstellung einer deutschen Malerin, eingeleitet durch einen Vortrag über moderne Malerei. Bürgerlicher Gemeinsinn regt und betätigt sich in der Arbeit an den städtischen Interessen. Kurz, man fühlt hier das muntere Aufschießen eines Absenkers von der alten deutschen Eiche in der Ferne.

Die gewöhnlichen Krankheitserscheinungen des Auslandslebens fehlen natürlich auch hier nicht ganz. Der gesellige Verkehr hat etwas kliquenhaft Zertrenntes. Die höheren Beamten und Offiziere sondern sich (auch sie in sich nicht einmal einheitlich) von der übrigen Bevölkerung ab; die Gruppe der Großkaufleute steht ebenso für sich; anderswohin gehören wieder die Ladenbesitzer und ihre Angestellten; dann sind noch mehrere Strömungen unter den niederen Beamten, den Handwerkern u. A. zu bemerken. Dieses Auseinandergehen ist an sich wohl unvermeidlich, da verschiedene Lebensgewohnheiten, Vermögenslagen und Interessensphären eben auch verschiedenen Verkehr bedingen. Doch tritt die Spaltung hier draußen schärfer hervor als daheim. Denn einmal breitet sich das ganze Leben hier gleichsam im vergrößerten Maßstabe, darum auch durchsichtiger und übersehbarer vor den Augen aus und präsentiert seine Mißstände deutlicher. Ferner aber eignet dem Europäer im Auslande eine stärkere Tendenz auf Isolierung. Das Selbstgefühl des Einzelnen steigert sich in der Welt da draußen, man fühlt sich unabhängiger von allgemein verbindlichen Sitten und Pflichten; aber damit nimmt die Gefahr persönlicher Reibung auch zu,

und infolge dessen eine Neigung zu Abschließung von all solchen Elementen, mit denen der Umgang nicht völlig naturgemäß und notwendig ist.

Ein anderer für das Auslandsleben überhaupt charakteristischer Mangel, dem auch hier nicht ganz gewehrt werden kann, ist ein gewisses geistiges Eintrocknen und Verflauen. Zwar sind in Tsingtau mehr verschiedenartige Interessenkreise bei einander als in den andern europäischen Ansiedelungen Ostasiens, — neben den Kaufleuten und Missionaren der starke Prozentsatz von Offizieren und Beamten, dann die Lehrkräfte der Schulen, die Vertreter von Handwerk und Gewerbe. Auch kann man, ohne patriotischer Voreingenommenheit schuldig zu werden, wohl behaupten, daß das Studium Chinas und der chinesischen Sprache in Tsingtau so lebhaft und allgemein betrieben wird wie vielleicht in keiner anderen Europäer-Niederlassung, und aus solchem Studium ergibt sich immerhin eine Menge geistiger Anregung und Beweglichkeit. Dennoch wirkt die Absonderung von dem großen Strom des Lebens in Europa spürbar nach. Der Gesichtskreis des Einzelnen verengert sich, und wenn man schon Fühlung mit heimischen Bestrebungen behält, so bekommt sie doch leicht etwas Mattes und Abgestandenes. Dagegen treten Persönlichkeitsfragen in den Vordergrund und beherrschen den Austausch der Gedanken. Mancher wird das selbst wohl unangenehm bemerken, es ist aber schwer dagegen anzugehen.

Indes sind das Begleiterscheinungen, über die man als nebensächlich hinwegsehen kann. Alles hat seinen Preis, das gilt auch im Völkerleben, und das Fortschreiten einer Kolonie im Auslande kann ohne Schäden wie die erwähnten wohl nirgends durchgesetzt werden. Wichtiger

ist die Erwägung: Was hat unser Vaterland für den gezahlten Preis auf diesem deutsch-chinesischen Boden gewonnen und erreicht?

Ein längerer Artikel in der Kiautschou-Post beschäftigte sich vor einiger Zeit mit dieser Frage. Der Verfasser hatte Vielerlei aufzuzählen. Wenn ich mich recht erinnere (die Nummer ist mir nicht mehr zur Hand), so schlugen merkantile und industrielle Gesichtspunkte vor. Das Wachsen des Absatzes deutscher Ware, die stärkere Geltung deutscher Arbeit und deutschen Einflusses auf Gebieten, die sonst andern Ländern gehörten, z. B. in Architektur und Bauhandwerk, die Bedeutung der Bahnlinie für unser Prestige, dies und Ähnliches wurde hervorgehoben. Sodann auch das Vorbildliche und Erziehende unserer staatlichen und städtischen Verwaltungsweise sowie der modernen Lebenseinrichtungen und der ganzen geistigen Art, welche mit der deutschen Ansiedlung den Chinesen vor die Augen gerückt werde. Das Gesagte war gewiß nicht unzutreffend; es schien mir aber an der Oberfläche zu bleiben. Die richtige Einschätzung dessen, was wir uns in Tsingtau zu gute schreiben dürfen, muß von der Frage ausgehen, wie weit wir in alle dem und durch alles das die Chinesen innerlich erobert haben.

Handlungen wie die Besetzung des Schutzgebietes im Jahre 1897 gewinnen ihre Rechtfertigung erst daraus, daß die zunächst mit Waffengewalt geschaffene neue Lage zu einem wirklichen Segen für die beteiligten Menschen wird. Das aber geschieht nur, wenn auf solchem Boden sich ein wahrer innerer Anschluß herstellen läßt zwischen den Angehörigen verschiedener Völker und Rassen, ein innerer Anschluß, der beruht auf gutem Willen und freundlichem gegenseitigen Verständnis. Dadurch, daß man mit besserer

Technik, mit geschickterer Organisation, mit neuen Handels-Methoden vor die Chinesen hintritt, dadurch, daß man ihnen eine zweckmäßigere Kommunalverwaltung oder heilsame sanitäre Einrichtungen vordemonstriert, ist im Grunde noch nicht viel gewonnen. China kann dergleichen als vorteilhaft annehmen und uns doch innerlich völlig fern, ja feindselig gegenüber stehen. Für die Chinesen mischt sich zudem bei der Betrachtung solcher Neuerungen sehr leicht der Gedanke ein, daß sie für den Europäer nur Mittel seien, um Geld aus dem Lande zu ziehen. Es fehlt eben der rechte sympathische Blick für diese Dinge, der nur aus einer inneren Annäherung und Verständigung, aus geistigem Anschluß hervorgehen kann. Wie aber steht es um diesen geistigen Anschluß?

Sehr optimistisch wird wohl keiner, der hier mit seiner Prüfung einsetzt, zu urteilen geneigt sein. Deutschland und China betrachten sich noch nicht mit der wünschenswerten inneren Sympathie. Der Blick haftet noch oft auf den gegenseitigen Fehlern, auf dem Schiefen und Grimassenhaften, das jedem Volkskörper irgendwie eigen ist; man verspottet und verurteilt sich um deswillen. Die Bemühungen, sich wirklich von der guten Seite her kennen und verstehen zu lernen, sind leider noch nicht gar häufig und nachhaltig.

Zu den Maßregeln, welche eine bessere innere Verständigung herbeiführen sollen, wird man auch die kürzlich erfolgte Gründung der sogenannten Hochschule für Chinesen in Tsingtau rechnen dürfen. Der Name klingt etwas anspruchsvoll; im Gegensatz dazu sieht der Lehrplan sowohl eine „vorbereitende Unterstufe" wie eine „wissenschaftlich betriebene Oberstufe" vor, und der Betrieb ist vorläufig noch überwiegend auf jene Unterstufe, deren

Kursus fünf Jahre umfaßt, beschränkt. Für den Zustrom der Schüler rechnet man teils auf die staatlichen chinesischen Schulen, teils auf Missionsinstitute; denn vor dem dreizehnten Jahre wird kein Zögling aufgenommen, der allererste Unterricht soll also absolviert sein. Wie diese Schule auf die Chinesen wirken wird, muß bei der kurzen Dauer ihres Bestehens (sie wurde im Oktober 1909 eröffnet) noch dahingestellt bleiben. Die Schülerzahl, etwa 200, ist vielversprechend. Leider machte ein peinlicher Konflikt zwischen dem Leiter der Anstalt und der Mehrzahl der Lehrkräfte letzthin viel von sich reden und beeinträchtigte den Ruf der Schule. Es scheint, daß dieser Konflikt nicht nur persönlichen Reibungen und gewissen als ungeeignet empfundenen Bestimmungen der Schulordnung entsprang, sondern daß auch eine Unbefriedigtheit der Lehrkräfte ihrer ganzen Tätigkeit gegenüber darin zum Ausdruck kam. Dergleichen wird indes wohl verschwinden, je mehr die Schule sich auswächst und wirklich die höheren Ziele erreicht, auf die ihr Name Anspruch erhebt. Wenn die Teilnahme der chinesischen Regierung, auf deren gutem Willen und pekuniären Beiträgen das Institut zum nicht geringen Teile ruht, der Sache erhalten bleibt, so mag viel Nützliches daraus hervorgehen. Ob freilich eine echte innere Annäherung chinesischen und deutschen Wesens durch die Ausbildung auf der Hochschule erzielt wird, das bleibt darum doch noch die Frage.

Mitteilung von Kenntnissen und Förderung des intellektuellen Lebens, wie sie eine Schule heutzutage vorwiegend leistet, ist sicherlich ebenso wenig wie industrieller und kommerzieller Fortschritt ein unbedingt sicherer Weg zu harmonischeren Beziehungen der verschiedenen Länder. Eine innerlich gute Stellung

der Nationen zu einander muß vielmehr aus persönlicher Achtung als der tiefsten Wurzel hervorgehen. Nun aber ist — so sonderbar es klingt — persönliche Achtung bei den Chinesen zu gewinnen selbst recht tüchtigen und hervorragenden Europäern nicht leicht. Es gibt da so Vielerlei, was im Wege stehen kann, Äußerliches und scheinbar Unwesentliches so gut wie Wichtigeres. Nicht nur ist hier jeder kleine Zug, der die moralische Sauberkeit anzweifeln läßt, von großem Gewicht und wird sofort bemerkt, sondern auch Mangel an Geduld, an Selbstbeherrschung, an freundlicher Anerkennung fremder Eigentümlichkeit, ebenso natürlich Mängel in der sprachlichen Verständigung, Verstöße gegen chinesische Bräuche und daraus hervorgehende scheinbare Rücksichtslosigkeiten, — all dergleichen türmt schnell unüberwindliche Hindernisse auf. Um bei den Chinesen Achtung zu gewinnen, muß eine begabte und einwandfreie Persönlichkeit es zugleich dahin bringen, daß sie sich voll und tief in das Milieu des Chinesen einlebt und einstudiert und ihm unter andauernder Einsetzung besten Willens und geduldigster Hingebung nach allen Seiten gerecht wird.

Das kann, so viel ich sehe, eigentlich nur ein Missionar; und zwar nur jener seltene Missionar, wie er sein sollte, nicht der überall zu findende Durchschnittstypus. Hier tritt mir die hohe Wichtigkeit dieses Berufes, seine Unentbehrlichkeit als Vermittlungsfaktor für wärmere Beziehungen zweier verschiedener Rassen und Welten in das hellste Licht.

Die Missionsfrage ist ohne Zweifel eine der bedeutsamsten und auch — vorurteilslos erfaßt — eine der interessantesten Fragen in unsern Kolonien und im Getriebe der modernen Weltumgestaltung überhaupt. Der Mis-

sionar nimmt seinem Beruf nach eine belangreiche Mittelstellung zwischen dem Europäer und dem Eingeborenen inne. Von europäischem Herkommen, von europäischer Erziehung und Bildung, tritt er doch zu dem Angehörigen der fremden Rasse in das wärmste, innerlichste Verhältnis, das sich denken läßt, indem er ihm neues religiöses Leben, also neues Herzblut des geistigen Wesens, zuführen will. Prinzipiell urteilend sollte man sagen, daß solch eine Persönlichkeit für beide Teile nur höchst erwünscht sein könne, da durch ihr Wirken die Härte des Zusammenstoßes verschiedener Rassen, Kulturen und Interessen wesentlich gemildert werden wird. Tatsächlich aber liegt die Sache, wie man allgemein weiß, gerade umgekehrt: der Missionar ist für beide Teile durchaus unerwünscht. Man steht ihm abgeneigt, ja mit Haß, mit Verachtung, mit Widerstreben gegenüber, eine feindliche Atmosphäre, die nur besondere Tüchtigkeit einzelner Persönlichkeiten zu durchbrechen vermag.

Zum Teil beruht diese Haltung, soweit Europäer in Frage kommen, auf dem Gegensatz der ganzen Lebensrichtung, der den Kaufmann und Industriellen von dem Missionar trennt. Aber es ist auch noch anderes dabei im Spiele, vor allem dies, daß der Durchschnitt der Missionare von geringem Herkommen ist, daß er eine geringe intellektuelle und gesellschaftliche Bildung besitzt, daß es ihnen deshalb auch wohl an Weitherzigkeit und klarem Blick, an Verkehrssicherheit, Benehmen und Takt fehlt. Der Umstand, daß viele Missionare aus einem Handwerkerberufe in die Missionsschule übergegangen sind, legt außerdem den Gedanken nahe, daß mancher den Missionarsberuf ergriffen habe, um seine materielle und soziale Lage gün-

stiger zu gestalten. Alles dies verbreitet eine starke Antipathie gegen den Stand.

Es ist nicht zu leugnen, daß der missionarische Beruf von Anfang an etwas Abnormes an sich gehabt hat. Er stand von jeher unter dem Rufe: Freiwillige vor! aber leider fanden sich die Freiwilligen sehr überwiegend, ja fast ausschließlich in den niederen Volksschichten, während die Besitzenden und Angesehenen den Ruf überhörten. Die Einrichtungen zur Ausbildung in diesem Berufe haben gleichfalls immer etwas Abnormes gehabt, indem staatliche Überwachung und die Garantie staatlicher Examina fehlte, die ganze Organisation vielmehr auf den Boden privater Bestrebungen und privater Maßstäbe gestellt wurde. Eine theoretisch so wichtige und wertvolle Aufgabe ist daher praktisch offenbar nicht in der wünschenswerten Weise und nicht von der wünschenswerten Seite her in Angriff genommen.

Diesem Übel hat ein besonderer Missionsverein abzuhelfen versucht, der nun seit 28 Jahren besteht, nämlich der „Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein“. Er machte es zu seinem wichtigsten Grundsatze, als Missionare nur Männer hinauszuschicken, welche das normale Universitätsstudium absolviert und die beiden für pfarramtliche Anstellung in den deutschen Landeskirchen erforderlichen Examina bestanden hätten, ja, womöglich auch schon als Pfarrer daheim tätig gewesen wären. Mit solchen Männern wollte man eine neue Art Missionstätigkeit aufnehmen, weitherziger, wissenschaftlicher, an die entgegenkommenden Momente fremder Religionen anknüpfend, die ganze Geisteswelt des fremden Volkes mehr durchdringend, anregend und befruchtend.

Gerade in Tsingtau hat dieser Missionsverein seit

längerer Zeit zwei Männer in Arbeit gestellt, deren Art und Weise bezeichnend ist für das ganze Bestreben des Vereins. Es ist diesen Männern gelungen, Chinesen um sich zu sammeln, auf sie einzuwirken, durch Schule und Hospital ihnen geistig und körperlich aufzuhelfen, zugleich ihr Vertrauen und ihre Achtung in hohem Maße zu gewinnen, also christliches Wesen und Wirken in die chinesische Umgebung hineinzuführen, ohne daß dabei die äußere Stütze einer einengenden Gemeindeorganisation mit der Taufe als dem notwendigen Eingangstore verwertet wurde. Absichtlich lehnte man Taufe und sichtbare Gemeindebildung ab. Es ist gefährlich, solche Äußerlichkeiten zum Maßstab der Wirksamkeit zu machen, und das werden sie mit der Zeit unwillkürlich. Jedenfalls schien es der Mühe wert, es einmal auf anderem Wege zu versuchen, religiöse Treiberei und christliche Beeinflussung im engeren Sinne ganz bei Seite zu lassen und nur mit allerlei Hilfe, Erziehung und geistiger Wegweisung unter die Chinesen zu treten. Erst bei denen, welche das Bedürfnis fühlen, religiösen Fragen näher zu treten, wird vorsichtig und weitherzig genauerer Nachweis und Unterricht gegeben. Solche Tätigkeit hat nicht verfehlt, ihren Vertretern in Tsingtau und weit darüber hinaus in der Provinz Schantung einen guten Namen bei den Chinesen und Europäern zu gewinnen.

Leider steht solche vom Dogmatischen und Kirchlichen ganz losgelöste missionarische Tätigkeit recht vereinzelt da. Dem oben genannten Missionsverein, der sich solche Ziele steckte, ist es bisher trotz der 28 Jahre seines Bestehens nicht gelungen, stark und leistungsfähig zu werden. Er hat sein Wirkungsfeld nur in China und Japan (Tokyo und Kyoto), und es sind immer recht wenige Missionare gewesen (zur

Zeit vier), die sich ihm zur Verfügung stellten. Vor allem ist es ihm nicht gelungen, die Kreise der Gebildeten für seine Art der Mission zu erwärmen und zu gewinnen. Die allgemeine Mißachtung, in welcher für weite Teile der Bevölkerung in der Heimat die Mission überhaupt einmal steht, war zu stark, als daß er dagegen aufkommen konnte. Fehler in der Organisation des Vereins haben freilich auch das Ihrige getan, seine Arbeit zu vereiteln. Immerhin darf man die Hoffnung nicht ganz fahren lassen, daß es doch noch einmal gelingen mag, mehr Interesse und tatkräftige Unterstützung für diese Bestrebungen zu wecken und damit einem Berufe, der zweifellos in unserer Zeit der allgemeinen Rassenreibung und Völkerreibung seine Aufgabe hat, ein höheres Niveau zu sichern. —

XI.

Frühlingstage in Chinas heiligem Lande

Die warme Zeit bricht in China sehr plötzlich herein, weit schneller und unvermittelter als bei uns in Mitteleuropa. Soeben noch fror man im Nordwinde, hüllte sich fest in seinen Wintermantel, blickte trübsinnig bald auf den Kalender, bald auf die noch so kahlen Zweige und Büsche, — da auf einmal eines Tages brennt Sonnenglut vom blauen Himmel herab, daß man sich unwillkürlich nach seinem Tropenhelm umschaut, wie mit Zauberschlage regt sich alles, was da kreucht und fleucht, auch jene kleinen Lebewesen leider, die man in der Winterkälte schon fast glücklich vergessen hatte; die Knospen und Blätter knistern beinahe vor Wachstum, die Felder grünen. Aber nun ists auch schon zu viel, für Frühlingstage wenigstens, es zieht mit lähmendem, schläferndem Hauch die Sommerstimmung durch das Land, auf den Straßen brütet die Hitze, Staubwolken fliegen, die kleineren Wasserläufe versiegen, in der flimmernden Luft zittert wieder jene erste unbeschreibliche Meldung des tropischen oder subtropischen Sommers, die Keiner verkennt, der sie früher durchgemacht hat. Die Welt der Armen wirft die beschwerliche Wattekleidung ab und läuft in leichtester Hülle dahin, die gelbe Haut bietet sich wieder der dunkelnden Sonne, Kinder

spielen wohl schon ganz nackt an den Wegen und in den Höfen, die zierlichen braunen Glieder mit Staub grau verpudert. Das ist kein Frühling mehr in unserm Sinne, kein „die linden Lüfte sind erwacht", — die Natur springt hier mit beiden Füßen in den Sommer hinein und der Mensch mit ihr.

Dazwischen aber gibts dann doch ein paar Tage, da ist er da, der wirkliche Frühling. Eilig vorüberstreifend wandert er, aber vorüberstreifend rührt er uns doch an mit seinem ganzen zarten Zauber, wie ein kurzes Ritardando im Umschwung der Tonarten des Jahres.

Solch einzelne Frühlingstage erlebte ich dies Jahr auf jenem Boden, den man Chinas heiliges Land nennen kann. Was Palästina, das gelobte Land, dem Christentum des Okzidents bedeutet, das ist dem Chinesen jenes Gebiet im Herzen der Provinz Schantung, wo bei der Stadt Tainganfu der Taischan aufragt, der uralt ehrwürdige Berg, den die Opfer der Kaiser seit den Anfangszeiten chinesischer Geschichte geheiligt haben, und wo südlich vom Taischan die ruhmreiche Stadt Küfu, die Geburts- und Todesstadt des Konfuzius, noch weiter südlich die Stadt Tschou, die Heimat des Menzius, an Persönlichkeiten und Ereignisse erinnern, die dem Chinesen die Grundlagen seiner geistigen Existenz bedeuten.

* * *

Wir saßen auf der mit Matten überdachten Terrasse des buddhistischen Klosters Tchien Fo schan an der Bergeshöhe südlich von der Stadt Tsinanfu. Das ist die Hauptstadt der Provinz Schantung, jetzt mit der Bahn von Tsingtau her erreichbar, der Ausgangspunkt für die Wallfahrt in Chinas heiliges Land. Es war ein Sonntag-

morgen. Strahlend im Frühlingsgrün lag das Land unter uns da, mitten in den fruchtbaren Auen von mächtigen Mauern umgeben die Häusermasse, der wir entflohen waren. Dort zog sich breit durch die Felder hin die Straße, die hinaufführte, umlagert von Bettlern, dem traurigen Auswurf der Stadt, die unter dem Frühlingshimmel ihre Gebrechen sonnten, sich selbst und den Mitmenschen eine Plage. Bis hier herauf drang das heisere Krächzen einiger und verdüsterte für Augenblicke die Stimmung des so hellen und die Seele erhellenden Frühlingsmorgens. Doch eben nur für Augenblicke. Das Licht der lebenweckenden Sonne war stärker.

Sonderbare Träumerei, wenn man in solcher Stunde über einer großen Stadt thront und sie so greifbar, so umspannbar unter sich hingebreitet sieht. Als könne man sie in seine Hand fassen und habe nun wie ein Spielzeug zwischen den Fingern all das bunte Treiben jener Straßen, durch die uns noch vor kurzem die Sänften dahintrugen, all die Läden und Werkstätten, all die stillen Gelehrtenklausen, all die Teehäuser und Garküchen, all die Tempel und Pagoden, all die Gerichtshöfe und Beamtenwohnungen, all die Pfandhäuser und Wahrsagerbuden, all die Menschen und Tiere, die da drunten wie Ameisen durch einander wimmeln. Die Frühlingshelligkeit macht die Menschenschwere für eine Weile leicht, als sei es nur ein lustiges, drolliges Spiel, das sie aufführen. Wie deutlich liegen im Norden der grauen Stadt die grünen Bezirke des Ta ming lin, der lotusreichen, baumüberschatteten Teiche oder Seen mit Lusthäusern und zierlichen Pavillons, zwischen denen die Gondeln und die eleganten Hausboote mit solchen, die das Vergnügen kaufen können, und solchen, die dem Vergnügen dienen müssen, an heiteren Tagen oder

lauen mondhellen Nächten lustig dahinplätschern. Diese grünen Bezirke scheinen heute das Grau der Häuser lebhaft zu überglänzen, als wollten sie die Sorgen weglachen; — „freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht —“. Vor meinem inneren Auge tanzt bei dem Anblick das Auf und Nieder des chinesischen Menschenschicksals: hier der Bettler, dort der reiche Verschwender, hier der schwitzende Karrenschieber, dort der seine Schriftzeichen mit sorgfältiger Eleganz malende Literat.

Gesondert von diesem chinesischen Treiben, nach Westen hin abgerückt aus den Stadtmauern heraus liegt die deutsche Ansiedlung da. Denn es gibt hier bereits eine ganz beträchtliche, allmählich zunehmende deutsche Kolonie. Schmucke, frei und vornehm gebaute Häuser, von Gärten und offenen Plätzen umgeben, gleich dem ersten Blicke die ganz andere Art des Abendländers kundtuend. Mehr Vermögen, mehr Bequemlichkeit, mehr Ellbogenweite, mehr Reinlichkeit und sanitäre Vorsicht, so recht die Neuzeit neben das Mittelalter gestellt; denn China ist das Mittelalter. „Habt ihr auch noch Stadtmauern bei euch daheim?“ fragte mich neulich ein Chinese, als er mich um die kolossalen Mauern der Stadt Weihsien herumführte. Ich erwiderte, in meiner Jugend habe meine Vaterstadt noch welche gehabt, heute nicht mehr. „Es ist auch ungesund,“ sagte er, „die Luft darinnen ist schlecht, Krankheiten entstehen leichter.“ Das war ein Mann, den Europa schon auf seiner Seite hatte. Ja, Viele von ihnen sehen wohl ein, daß unsere Art zu leben angenehmer und vorsichtiger ist. Es drängt sie aus dem Mittelalter heraus. Aber ein riskanter Häutungsprozeß wird es werden, bis sie ihre Stadtmauern niedergelegt haben, und so anmutig und frei und wohlhabend wird es dann doch nicht überall aus-

sehen wie in diesen Fremdenansiedelungen jetzt. Denn in Europa selbst sieht es leider auch längst nicht überall so aus.

— — — — — — — — — —

Die warme Frühlingsluft raschelt in den Strohmatten auf dem Gestänge über meinem Kopfe. Ich schlürfe ein wenig Tee, den der aufwartende Mönch eben erneuert hat, und esse dazu ein paar Erdnüsse. Mein Nachbar, ein offenbar ganz gut situierter Chinese, rückt näher zu mir her, er will ein Gespräch anknüpfen, wie sie es so lieben. Denn man plaudert hier gern. Plaudern, sich allerlei erzählen, seine Meinungen und Erlebnisse austauschen, gehört zum gemütlichen Lebensgenuß. Ich lasse mir von meiner redseligen Neubekanntschaft die Namen der drei so seltsam isoliert aus der Ebene am Hoangho da drüben emportauchenden Bergkegel nennen, die mein Auge schon lange gefesselt haben. Die wird Konfuzius auch schon betrachtet haben, muß ich unwillkürlich denken, als er vor zweieinhalb Jahrtausenden diese Gegend durchwanderte. Sie mögen ihm auch seltsam vorgekommen sein. Er hatte Sinn für Natur und Naturerscheinungen, so wenig wir Europäer ihn auch von der Seite her kennen. Hat er doch ein sehnliches Verlangen empfunden, das Meer zu erblicken und hat er doch ein hohes Gebirge bestiegen, von wo er die Wogen der See in der Ferne wahrnehmen konnte. Hinter all seiner uns etwas schematisch trocken vorkommenden Verehrung des Altertums und hinter seiner beengenden Formseligkeit und blutleeren Tugendmaske lag etwas Ursprünglicheres, Unmittelbares, dem er nur gewöhnlich nicht freien Lauf ließ. Es wird eine eigentümliche Anekdote von ihm erzählt, die nach dieser Seite hin in sein Inneres blicken läßt.

Eines Tages fragt er seine Schüler, was sie als ihr

besonderes Lieblingsziel vor Augen haben würden, wenn ihnen eine hohe, einflußreiche Staatsstellung verliehen wäre. Einer trägt große volksbeglückende Ideen vor. Ein anderer ist bescheidener und meint, er würde nur versuchen, den Wohlstand des Landes zu heben. Ein dritter schwärmt für sorgfältige Erhaltung des alten guten Zeremoniells. Schließlich fragt der Meister einen, der bis dahin seitab gesessen, auf der Laute gespielt und geschwiegen hat, was er denke. Der Gefragte will ausweichen, er könne mit dem was die Anderen geäußert, nicht konkurrieren. „Nur zu," sagt Konfuzius, „äußere dich offen, was dein Herzenswunsch wäre, wenn du Macht hättest, ihn zu befriedigen." „Nun wohl," sagte der Schüler, „meine größte Freude würde immer sein, wenn ich in schönen Frühlingstagen, da man die leichtere Kleidung anlegt, mit andern jungen Männern und Burschen mich im frischen Wasser baden, unter alten schattigen Bäumen im Grünen liegen, die linde Luft atmen und frohe Lieder singen könnte. Das würde ich genießen den ganzen Tag über bis in die sinkende Nacht." Da seufzte der große Weise, seiner eigenen Jugendtage gedenkend, und sagte: „Du hast recht; das wäre auch für mich das Schönste."

Wie sprechend ist diese kleine altüberlieferte Geschichte! Über all die hohen, etwas künstlich genährten Ideale, die auf Volk, Staat, Gesellschaft zugeschnitten sind, triumphiert die einfache, innige, harmlose Freude an der Natur. Auch in dem heutigen Chinesen ist noch dieselbe Ader. Erleben wirs nicht eben jetzt? Die Leute, die hier mit uns auf dieser Terrasse sitzen, scherzend und plaudernd ins sonnenbeschienene Land blicken, ohne großen Aufwand körperlichen Genusses jene stillste, feinste Freude des Aufgehens in Naturschönheit suchen, es sind Leute vom Schlage des Kon-

fuziusschülers. Und an Tagen wie dem heutigen können wir mehr von ihnen finden durch das ganze Land hin.

* * *

Da liegt weiter zurück in den Bergen, eine halbe Stunde Weges von hier, ein kleineres, stilleres Buddhistenkloster, Kai yüen ß', zu dem wir noch hinüberwandern wollen. Es hat sich zwischen die Felsen eingeklemmt, und seine Götterbilder sind zum Teil aus dem Stein des Felsens herausgehauen, seine Hütten in die Felsen hineingebaut. Auf dem freien freundlichen Mittelhofe dieses Klosters bietet sich uns ein Bild, wie es dem erwähnten Schüler des Konfuzius wohl in seinen Erinnerungen vorgeschwebt haben mag. Unter dem höhlenartig zurücktretenden Gestein entspringt eine klare kühle Quelle. Nicht weit davon erhebt sich einer jener offenen Pavillons, wie sie in China so häufig sind. Im Hofe umher grünt es von Syringenbäumen, die eben in voller Blüte prangen, und unter den Bäumen sind noch in Töpfen allerlei blühende Blumen aufgestellt. Die Bergwände lassen nach vorn hin einen schmalen Durchblick frei auf die ferne Ebene der Stadt Tsinanfu, gerade groß genug um sich der versteckten Geborgenheit vor dem Treiben der Außenwelt bewußt zu werden. Diesen lieblichen Winkel, den eine horazische Ode besingen könnte, haben sich an diesem schönen Morgen ein paar junge Leute, offenbar den höheren Ständen angehörend, ausgesucht zu einem Stündchen reinster Lebensfreude. Sie sitzen unter Scherzen und zwangloser Plauderei in dem Pavillon, Diener bringen ihnen einfache Erfrischungen, Tee und etwas Gebäck, aber ihr wirklicher Genuß ist die lachende Sonne, das sprudelnde Wasser, die Stille des

Ortes, der Gesang der Vögel, das Grün des frischen Frühlingslaubes, das Bunt und der Duft der Blüten. Sie haben es sich bei der Wärme bequem gemacht, ihre Kleidung zum Teil abgelegt. Bisweilen geht einer an das kühle Quellwasser in der Grotte und plätschert mit seinen nackten Armen darin; ein anderer wandelt zu den Syringen hinüber und pflückt mit Hilfe eines Dieners ein paar Büsche der duftenden, eben geöffneten violetten Blüten, bringt sie mit lachenden Bemerkungen zu seinen Genossen herüber und verteilt sie. Unsere Anwesenheit, da wir uns ein wenig seitwärts unter den Schatten der Bäume gesetzt haben, stört sie offenbar nicht weiter; es wäre sonst auch schade gewesen.

Horazische Stimmung, wie schon gesagt, liegt über dem allen. Man muß sie auch einmal so belauschen, die Kinder des Reichs der Mitte, um ihnen ins Herz zu sehen. Hier ist der Ursprung jener zahllosen idyllischen Naturgemälde, wie sie seit länger als einem Jahrtausend in China entstanden sind, der japanischen Kunst Vorbild und Anregung gegeben haben und jetzt allmählich auch dem Abendlande bekannter werden. Hier ist der Ursprung jener vielen idyllischen Liedchen, bald fröhlich sanguinischer Art, bald schwermütig träumend, deren Übertragung aus ihrer einsilbig andeutenden und wie verschleierten Sprache in die scharfe Klarheit unseres grammatisch gebundenen Ausdrucks so schwer, ja unmöglich ist. Aber der Urgrund des Empfindens, das spürt man, ist derselbe wie in uns.

* * *

Der Taischan. Die Lichter flackern unruhig vor mir, zwei mitgebrachte Kerzen, die auf den kleinen, etwas invaliden chinesischen Tisch geklebt sind, an dem ich in die

Nacht hinein träume. Unruhig flackern die Lichter. Denn der Frühlingssturm heult um das Häuschen in allen nur möglichen Tonarten und bläst dabei mit Macht durch die Risse in den Papierfenstern und durch alle sonstigen Ritzen. Er hat hier oben viel eigenartigen Unterhaltungsstoff, der muntere Geselle. Bald wirft er das Kopfstück von einem alten Marmordenkstein, den der Kaiser Tchienlung vor anderthalb Jahrhunderten setzen ließ, in den Staub, völlig ohne Respekt vor kaiserlichem Willen und kaiserlich eigenhändigen Schriftzeichen; bald rüttelt er an den drolligen kleinen Dachreitern der Tempel und bricht die Figürchen von ihrem luftigen Standort ab; bald hebt er ein paar Ziegel aus und zertrümmert sie lärmend auf dem Tempelhofe, und unten, mehr in der Ebene, fegt er den Sand der Lößlande dahin und verfinstert damit, wenn es möglich wäre, selbst noch die Nacht.

Der Taischan. Dies Tempelchen, in dem ich sitze, steht auf seinem höchsten Gipfel. Es ist ganz anspruchslos, ohne allen Prunk und Schmuck. Millionen solcher Gebäude findet man im weiten China umher, viele auch auf Bergesgipfeln, um die der Frühlingswind braust. Nur eins ist hier besonders. Wenn wir aus diesem unserem Raum hinaustreten in den kleinen Hof, welchen die Baulichkeiten im Viereck umgeben, so sehen wir, selbst im Dämmern dieser Nacht, vor uns mitten im Hofe die Umrisse einer einfachen, etwa zwei Fuß hohen Einfriedigung, innerhalb deren sich nicht mehr erkennen läßt als die unregelmäßigen Formen rohen Felsbodens, der Kopf des Granitfelsens, auf dem man den Tempel gebaut hat. Es ist auch nichts weiter von dem Geländer umschlossen. Eben der Gipfelpunkt des Taischan wird hier in seiner unantastbaren Ursprünglichkeit bewahrt, unbedeckt von Gebäuden,

nicht zu betreten vom Schritt der Menschen. Denn hier hat man seit den ältesten Zeiten angebetet, hier haben die ältesten Herrscher Chinas bereits ihr Opfer dargebracht, dieser Granitgrund ist geheiligt durch die Mächte, vor denen China sich am allermeisten beugt, durch Alter und Geschichte.

China besaß von den Anfangszeiten seiner Kultur her vier berühmte heilige Berge, gelegen in den vier Provinzen, welche dem ursprünglichen Reiche des dritten Jahrtausends vor Christo schon angehört haben werden, nämlich in Schantung, Tschili, Schansi und Hunan. Später, d. h. für unsere Zeitrechnung noch in grauem Altertum, nämlich in der Tschou-Dynastie (zirka 1200—300 v. Chr.) wurde ihnen ein fünfter in der Provinz Honan hinzugefügt. Jene vier entsprechen den vier Himmelsrichtungen, der fünfte dem Mittelpunkte des Landes. Unter ihnen ist der Taischan der namhafteste und gilt als Oberhaupt aller. Daß auf dem Taischan schon im dritten Jahrtausend vor Christo von den Kaisern Opfern dargebracht sind, stellt das Geschichtswerk des Sz'-ma Tchien, der großen historischen Autorität aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, zweifellos fest. Wie diese alten Bergopfer aufzufassen seien, wem sie eigentlich galten, ist nicht so leicht zu entscheiden. Es wäre möglich, daß trotz des heiligen Berges an einen Berggott in irgend welchem Sinne nicht zu denken sei, sondern daß es sich um Verehrung des Himmels (oder der Sonne?) auf dem Gipfel des Berges handelte. Die Verbindung der Berge mit dem Himmel ist für chinesische Vorstellung sehr eng und mannigfach aus dem Altertum bezeugt. Auch die Beziehung der vier Berge auf die vier Himmelsrichtungen gibt zu denken, insbesondere die Lage des Taischan nach Osten zu, nach dem Sonnenaufgang. Wir lassen die Streitfrage auf sich

beruhen. Sicher konzentriert sich um diesen Berg religiöses Leben von vier bis fünf Jahrtausenden in ununterbrochener Folge.

Der ganze Berg legt Zeugnis davon ab. So einfach der Gipfelpunkt hier ist, sich still dem Himmel bloßlegend wie in Urvätertagen, aber ohne Monument, ohne Inschrift, ohne Prachtbau, von einem ganz gewöhnlichen Holzgeländer umzogen, so reich ist übrigens doch das weite Plateau des Berges und der Weg von unten herauf mit Monumenten, Inschriften und Bauwerken bedacht, an deren Errichtung sich jede Generation Chinas seit dem ersten Dämmern der Geschichte irgendwie beteiligt hat. Dort drüben gleich vor unserm Tempel ragt der bekannte „Stein ohne Inschrift" auf, ein Denkmal des berühmten Kaisers Sh' huang ti der Tsin-Dynastie (von der der Name China, nämlich Tsina, stammen soll), zurückweisend ins dritte Jahrhundert vor Christo, als die Römer ihre punischen Kriege ausfochten. Hier herüber nach links würden wir bei Tage Steine und Inschriften aus den Zeiten Karls des Großen, Rudolfs von Habsburg und Luthers erblicken. So geht es mit Zeugnissen der Geschichte über den Berg hin und den Treppenweg hinunter. Nur im neunzehnten Jahrhundert haben die Kaiser der jetzigen Dynastie die ehrwürdige Höhe nicht mehr aufgesucht, für Chinesen wohl auch ein Zeichen des um sich greifenden Verfalls und Niedergangs der Reichsherrlichkeit.

Die Höhe des Berges ist nicht sonderlich, etwa 1500 Meter mißt man. Immerhin ist er der höchste Berg der Ostgegend des altchinesischen Staates und hat etwas Imponierendes dadurch, daß er sich frei aus der Ebene erhebt. Die Besteigung bereitet keine Schwierigkeiten. Von der Stadt Tainganfu aus, die an seinem Fuße liegt und

von jeher als Hüterin und Pflegerin des heiligen Bezirkes gegolten hat, führt eine Pilgerstraße aufwärts, gut gehalten, vielfach als Treppe gestaltet (man zählt über 6000 Stufen), die bis zu dem Gebirgsplateau hinaufreicht, wo dann bequeme Wege sich hierhin und dahin zerteilen. Daß es an dieser Treppenstraße von Tempeln und Tempelchen, von Schreinen und Denkmälern und Inschriften, aber zur Pilgerzeit leider auch von gewerbsmäßigen Bettlern wimmelt, wird dem, der den Orient kennt, selbstverständlich sein. Die Freude an der Landschaft wird dadurch wesentlich beeinträchtigt. Übrigens ist der Berg im ganzen auch kahl, nur streckenweise von Zypressen und Kiefern, spärlich einmal von Laubbäumen bestanden und kann sich in seinem landschaftlichem Eindruck etwa mit dem bekannten Berge Omi in Westchina, dem großen buddhistischen Pilgerzentrum, nicht entfernt messen. Seine Bedeutung für das Volksempfinden dagegen, beruhend auf seiner geschichtlichen Stellung, ist weit größer.

Der Taischan ist gewissermaßen allgegenwärtig in China. Man findet nämlich durch das ganze Reich hin den eigentümlichen Brauch, daß Steine vom Taischan in Mauern eingelassen oder als niedrige Pfeiler irgendwo aufgerichtet stehen mit der Inschrift: „Tai schan kan tang", d. h. „der Taischan darf es wagen", wobei zu ergänzen ist: „den bösen Geistern hier Widerstand zu leisten". Steine vom Taischan bannen also überall die bösen Einflüsse. Dieser Glaube und Brauch beruht natürlich auf der Vorstellung eines Berggottes, die in den breiten Massen des Volkes seit langem, vielleicht von jeher, geherrscht hat. Für die vergleichende Religionsforschung läßt sich ein Wink aus diesem Brauche entnehmen. Man trägt Steine des heiligen Berges mit sich fort, in ihnen die Heiligkeit des Berges

und die schützende Gegenwart des Berggottes selbst sich versichernd. Mit dem Stein, den der Bauer von Sz'-tschuan oder Yünnan (dort, in den südwestlichsten Provinzen Chinas, also unendlich weit vom Taischan entfernt, beobachtete ich es zuerst) in seine Hausmauer einläßt oder an der Straße aufstellt, hat er den Gott des Taischan gegenwärtig, trotz der großen Entlegenheit des Berges selbst. Der Gedanke legt sich nahe, wenn man diesen Brauch bemerkt, ob nicht das alte Volk Israel den Gott des Sinai wohl auch in einem Stein vom Sinai, den man in der Lade mit sich trug, wie gegenwärtig festzuhalten gesucht habe? Denn einen Stein scheint doch die alte Lade enthalten zu haben (dem die spätere Sage die Inschrift der zehn Gebote anheftete), und zum Sinai gehört der Ursprung der Lade und ihres Inhalts.

Der Gott des Taischan ist eben deshalb, weil er so ungemein populär war, vom Volksglauben auch an die Stelle gesetzt, wo er für das Schicksal des einzelnen von größtem Einfluß ist, er ist nämlich zu einem der angesehensten Götter der Unterwelt, zu einem der Seelenrichter gemacht. Als Gott des „Ostgipfels" (Tung yo) herrscht er unter den Toten, und die Tempel des Tung yo, in denen ihm Verehrung dargebracht wird, sind häufig. Einer der größten und berühmtesten findet sich an dem Orte, wo das taoistische Oberhaupt, der „himmlische Meister" Tschang residiert, in den Drachen- und Tigerbergen der Provinz Kiangsi. Denn dem Taoismus, der rein chinesischen Volksreligion, liegt der Gott des Ostgipfels naturgemäß am nächsten, obwohl auch der Buddhismus sich ihn einigermaßen angeeignet hat. Letzterer besitzt übrigens auch auf dem Taischan selbst eine große Anzahl von Tempeln, obwohl der Kult dieses Berges eigentlich nichts mit Bud-

dhismus zu tun hat. Aber die fließenden Grenzen der religiösen Vorstellungen und Bestrebungen in China machen es leicht, daß man sich auch in ursprünglich fremdem Gebiet ansiedelt.

Das Sonderbarste am Kult des Taischan ist vielleicht, daß die alte Gottheit des Berges oder was sonst dort jemals Objekt der Anbetung gewesen sein mag, seit Jahrhunderten an Ort und Stelle praktisch verdrängt worden ist durch eine weibliche Gottheit, deren Ursprung im Dunkeln liegt. Der Haupttempel auf dem Gipfel gilt heute nämlich der „Pi hsia yüen tchün", einer Göttergestalt, die weiblich dargestellt und als Enkelin des alten Taischan-Gottes angesehen wird (unter genauer Aufweisung der Genealogie). Diese Göttin ist auch der Mittelpunkt des großen Taischan-Heiligtumes in der Stadt Tainganfu am Fuße des Berges, und sie hat noch eine Reihe anderer Tempel. Sie ist für das Volksbewußtsein durchaus die Gottheit des heiligen Berges. Angerufen wird sie vor allem um Kindersegen, aber auch um Heilung von mancherlei Krankheiten. Der Hergang ist eine Analogie zu jener andern Erscheinung auf chinesischem Boden, daß die Kwanyin (als weibliche Figur, umgestaltet aus einer ursprünglich männlichen) im Buddhismus so zentral geworden ist und jede andere Gottheit, auch den deifizierten Buddha, in den Hintergrund gedrängt hat. Die Gründe sind in beiden Fällen wohl hauptsächlich psychologischer Natur. —

Hier in dem Tempelchen des höchsten Gipfel, der uns für diese Nacht Unterkunft bietet, und in dem wir jetzt den Sturm heulen hören, hat allerdings die göttliche Enkelin des Taischan keine Stätte, sondern unser Tempel gehört dem „Yü huang schang ti", dem „göttlich erhabenen höchsten Herrscher", der durch ganz China hin bei der

Masse des gewöhnlichen Volkes so etwas wie den höchsten Gott, den Götterkönig, repräsentiert. Die Legenden über ihn enthalten vielleicht Reste eines Naturmythus, der auf Sonne und Mond als die Eltern der Gottheit deutet und ihn als eine Personifikation der Lebenskraft in den Naturerscheinungen auffassen ließe. Solch eine Gottheit gehört in der Tat auf die äußerste Höhe des Taischan. Kann man irgendwo einen tieferen Eindruck von dem lebenweckenden Geheimnis, das hinter den irdischen Erscheinungen steht, erhalten als von dieser Bergesspitze her, wo der Blick weithin die Natur in ihrer Fülle und Größe erfaßt, das reiche Land bis an das Meer dahinten, samt Felsen, Flüssen, Bäumen, wo die Wolken des Himmels uns streifen, die Sterne uns näher zu sein scheinen, wo man das Aufflammen des Morgenrots oder das Verflackern des Tageslichts wie ein vollkommen neues Phänomen erlebt; wo zugleich die Zeugnisse der Geschichte, der längsten zusammenhängenden Volksgeschichte, die die Menschheit kennt, zu unsern Füßen ausgestreut liegen und von dem Streben und Ringen ferner Generationen reden, — — kann irgendwo die lebenweckende Kraft im Irdischen sich deutlicher manifestieren?

* * *

Die Stadt Tainganfu am Fuße des Taischan ist Bahnstation, wie ich schon erwähnte. Zwar ist die Strecke noch nicht dem regelrechten Betriebe übergeben, es fahren nur sogenannte Bauzüge, die aber Passagiere schon mitnehmen. Auch über Tainganfu hinaus kann man noch einige Stunden weit mit der Bahn vorwärtskommen nach Süden; dann aber hört es vorläufig auf, und den Rest des Weges nach

Küfu, der Stadt des Konfuzius, eine tüchtige Tagereise, muß man mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln chinesischer Inlandbeförderung zurücklegen. Wir benutzten das primitivste Gefährt, das man sich denken kann, nämlich den einrädrigen chinesischen Schiebkarren. Das große Rad in der Mitte, an beiden Seiten ein plumper Holzrahmen, auf dem je ein Mensch oder entsprechendes Gepäck Platz findet, ein Mann, der die Karre schiebt und mit einem Tragband balanziert, ein anderer, der sie vorausschreitend zieht, so bewegt man sich vorwärts auf den meistens sehr holprigen und ausgefahrenen Landwegen. Soviel ich schon in China gereist bin, es war das erste Mal, daß ich ein solches Vehikel für eine längere Fahrt benutzte. Ohne Reiz war es nicht, trotz seiner Einfachheit. Man rollt dicht über dem Erdboden dahin, von allem seinem Schmuck, dem jungen Gras und der grünen Saat der Äcker, den Blumen, den Wasserläufen, dem Gebüsch und den Bäumen gleichsam nachbarlich gegrüßt und angerührt. War der Weg einmal gar zu schlecht, so stand man mit einem leichten Sprung auf dem Boden und wanderte eine Strecke weit zu Fuß, beliebig und in größter Bequemlichkeit wieder aufsteigend, wann das Terrain es erlaubte. Wäre die Witterung nicht so freundlich gewesen, so hätte die Sache freilich wohl ein anderes Aussehen gehabt; aber wir waren vom Wetter höchst begünstigt.

Es ist ein reiches, schönes Land, dies Heimatland des Konfuzius. In Jahren, die der Regenfall gut bedacht hat, wie das heurige, macht es den Eindruck eines üppigen Gartens. Überall wogt junges Wachstum auf den Feldern, Baumgruppen verteilen sich dazwischen und spenden Schatten, Gebirgszüge, niedrig, aber doch von eigener Formation, bieten dem Blick in der Ferne Ruhepunkte, rie-

selnde Wasserläufe durchziehen die Ebene. Schade, daß die Dörfer, deren der fruchtbare Boden natürlich viele trägt, äußerlich denselben ärmlichen und verwahrlosten Eindruck machen wie in den meisten Gegenden Chinas. Man erwartet nach dem Aussehen des Landes etwas Anderes. Ob zu den Zeiten des alten Weisen hier stattlichere Gehöfte und reinlichere Weiler zu sehen waren?

Dies ganze Gebiet bildete in den Tagen des Konfuzius einen jener Lehnstaaten, aus denen sich das alte China zusammensetzte, nämlich den Lehnstaat Lu. Er gehörte zu den bedeutenderen und wurde von einem Herzog regiert, dessen Ansehn aber sehr geschmälert war durch ehrgeizige Familien des Landes und durch Minister, die die Gewalt an sich rissen, also ein Spiegelbild der Zustände, wie sie in größerem Maßstabe dem ganzen damaligen Reiche unter der Dynastie Tschou eigen waren. Die Hauptstadt lag ungefähr an der Stelle des heutigen Küfu, war aber beträchtlich größer als der jetzige kleine Ort, eine Stadt mit zwölf Toren und einer Reihe von Vorstädten. Konfuzius selbst hat in einer der letzteren gewohnt, außerhalb des Westtores. —

Es war später Abend, als wir vor Küfu anlangten, nachdem wir stundenlang unter dem sternglitzernden Nachthimmel durch das stille, schlafende Land gefahren waren, kaum noch einzelnen Wanderern begegnend, vorüber an Bauernhütten, die wie Schattenklumpen an der Erde lagen, unter Buschwerk hin,

wo Finsternis aus dem Gesträuche
mit hundert schwarzen Augen sah, —

auch noch einmal durch ein Flußbett mit ziemlich tiefem Wasser hindurch, dessen Furt erst einer unserer Karren-

schieber vorsichtig erkunden mußte. Endlich deuteten sich die Häuser der Stadt an. Doch vor der mächtigen Stadtmauer wurde uns Halt geboten, da die Tore zu so nächtlicher Stunde längst geschlossen waren, und als die Verhandlungen mit der mühsam herausgerufenen Torwache, die uns öffnen sollte, nicht eben schnell zum Ziele führten, zogen wir vor, in einer der Herbergen außerhalb der Stadt Nachtquartier zu suchen. Am anderen Morgen früh betraten wir den für jeden Chinesen so hoch bedeutsamen Ort und verbrachten den ganzen Vormittag mit der Betrachtung der merkwürdigen Erinnerungsstätten.

In Küfu (damals Lu tscheng) ist Konfuzius geboren (551 v. Chr. nach der wahrscheinlichsten Überlieferung), in Küfu hat er einen beträchtlichen Teil seines Lebens verbracht, dort ist er auch (479) gestorben. Wenn man den ungeheuren Einfluß dieser Persönlichkeit auf China bedenkt, die endlosen Ehrungen, welche spätere Generationen ihm erwiesen haben bis hin zu dem jüngsten Edikt, das seine Verehrung einordnet in die dem Kaiser selbst vorbehaltenen Opferfeiern für die höchsten Gottheiten von Himmel und Erde und einigen anderen Mächten, dann sollte man erwarten, in Küfu einen glänzenden und imponierenden Mittelpunkt des Ausdrucks solcher Hochschätzung zu finden. In gewissem Sinne erfüllt sich diese Erwartung auch. Den größten Teil der Stadt nimmt ein gewaltiger von Mauern umschlossener Tempelbezirk ein, eine lange Reihe von Toren und Hallen, dazwischen weite mit Cypressen bestandene Höfe, Denksteine hie und da, alles hingravitierend nach dem eigentlichen Tempel des Weisen selbst, dem „Fürstenpalast", in welchem seine Statue sowie die Statuen seiner nächsten Schüler aufgestellt sind. Dieser ganze Bezirk enthält viel des Schönen und Merkwürdigen. Aber ent-

täuschen wird er den Abendländer dennoch wohl in der Regel. Einmal lagert über all den Bauwerken eine gewisse Monotonie. Es ist der bekannte, regelrechte chinesische Baustil, der immer gleichmäßig wiederkehrt, nicht wesentlich verschieden von dem, was man in tausend anderen chinesischen Städten sieht, sobald man die gewöhnlichen Konfuziustempel besucht, nur quantitativ darüber hinausgehend. Das Mehr aber, welches man hier findet, hat etwas Leeres, Attrapenartiges an sich, es ist zum größten Teile eine Anhäufung von Vorhallen und Durchgangstoren, die in sich unwesentlich sind. Ferner aber, und das berührt den Besucher zunächst noch peinlicher, hält man diesen heiligen Bezirk durchaus nicht so, wie wir es erwarten würden. Vieles ist halb oder ganz verfallen, verschmutzt, die Bäume sind nicht gepflegt, auf den freien Plätzen wuchert Unkraut, selbst in den Hauptgebäuden herrscht keine Sauberkeit und Ordnung. Damit steht dann in Einklang, daß der Besucher überall von umherlungernden, halbzerlumpten Haufen Neugieriger aus dem niedrigsten Volke begleitet wird, die sich mit ihm durch alle aufgeschlossenen Tore eindrängen und die Atmosphäre der Armengassen und des Bettlertums an alle diese Örtlichkeiten tragen.

Wer indes China schon länger kennt, der ist auf dergleichen gefaßt. Ein sauberes Instandhalten von Baulichkeiten kennt man in diesem Lande, allgemein gesprochen, nicht. Nur für besondere Gelegenheiten, Feste oder den Besuch eines Herrschers, wird einmal aufgeräumt und ausgebessert. Für gewöhnlich begnügt man sich mit dem Allernotwendigsten, läßt aber der Natur und dem Walten der Elemente breiten Spielraum, dem Menschenwerk ihr Siegel aufzuprägen. Ich muß gestehen, daß ich an diesem Früh-

lingstage mich leicht mit solch chinesischer Lässigkeit aussöhnte. Denn das frische junge Grün, die Myriaden von Blumen, mit denen die Höfe übersät waren, der Sonnenschein auf den alten Cypressenstämmen, der würzige Gras- und Blütenduft, das summende, flatternde Insektenleben, das alles umhüllte und verkleidete den sonstigen Verfall so hübsch, daß ich versucht war anzunehmen, es sei besser, so als wenn die stramme Hand höherer Aufsicht den Platz staubfrei und liniengerade in Ordnung hielte. Eine zarte, feine Stimmung von Poesie, welche die einförmige Bauanlage für sich gewiß nicht hervorgebracht hätte, war von dem wuchernden Leben der Natur in alles hineingewoben und machte sich hin und wieder, wenn man durch ein knarrendes Tor den von hohem Gras und nickenden rötlichen Blüten dichtbestandenen stillen Hof eines Tempels betrat, ganz eigentümlich geltend. Der Charakter des Vergangenen, Uralten, der gerade diesem Boden eigen sein sollte, wurde ihm durch die Auflösung der Menschenwerke in Naturkraft einigermaßen gegeben.

Die Gebäude, wie man sie jetzt in dem heiligen Bezirke sieht, sind ja an sich nicht alt. Erst aus der Ming-Dynastie (1368—1644) stammt die ganze heutige Stadt Küfu, und die meisten der Tempel sind, so wie sie stehen, gar erst von Kaisern der gegenwärtigen Dynastie aufgeführt. Nur die Stätten selbst sind alt historisch, die Stätten, wo Konfuzius' Fuß so manchesmal gewandert ist, wo sein und seiner Angehörigen Wohnung stand, wo er im Schatten seines Daches oder unter solchen Cypressen (eine der heute dort wachsenden soll von ihm mit eigener Hand gepflanzt sein) Gespräche pflegte mit seinen Schülern oder alte Lieder aufzeichnete und Riten der Vorzeit erörterte.

Zwei Punkte gab es, an denen mich der Geist jener

Tage unmittelbar anwehte. Der eine war der Brunnen des Konfuzius. In einem der steingepflasterten Höfe liegt zwischen den wie gedrechselten Stämmen der bejahrten Koniferen ein kleiner Pavillon, von einem Steingeländer umgeben, und in dessen Mitte öffnet sich der Brunnen, der dem großen Meister einst sein Wasser spendete. Die steinerne Einfassung oben ist an vielen Stellen tief gerillt durch die Stricke, die den Rand hinauf und hinunter gegangen sind im Laufe der Jahrtausende; beugt man sich über die Öffnung, so blinkt einem aus der Tiefe das Wasser entgegen. Hier sprach mir die Vergangenheit. Auch er wird hier einmal gestanden und seinen Blick in dies blitzende Auge des Erdinnern gesenkt haben, sein Schöpfgefäß glitt hier diese Wandung hinab, wenn er seinen Durst löschen wollte. Stärker als viele Monumente und Inschriften redet dieser Überrest seines gewöhnlichen Tagestreibens von ihm.

Der andere Punkt, an dem ich Altertum spürte, war die sogenannte Halle der Reliquien. Das ist ein einfacher Bau, dessen Hauptinhalt eine altarähnliche, aber die ganze Breite des Hauses einnehmende Steinaufmauerung ausmacht, in deren Vorderwand 120 Steinplatten eingelassen sind. Jede dieser Platten enthält (abgesehen von einigen Inschrifttafeln) die in den Stein gegrabene Darstellung einer Szene aus dem Leben des Konfuzius. Die Steinplatten sind sehr alt und ihre Zeichnungen sind von der Hand berühmtester Maler des alten China entworfen, eine Anzahl darunter von keinem geringeren als dem großen Wu tao tz', dem unerreichten Maler der Tang-Dynastie. Leider ist viel von dem Detail der Kunstwerke dadurch verwischt und abgerieben, daß immer wieder Abklatsche von diesen Steinen angefertigt sind. Immerhin sieht man noch

genug darauf, um den Genius des wirklich bedeutenden Künstlers an vielen Stellen zu entdecken. Hier schloß sich mir die Person des Konfuzius und der Gang seines Lebens eng mit dem künstlerischen Geiste seines Landes, wie er in einer glänzenden Blüteepoche hervorgetreten ist, zusammen.

Nicht ohne Wehmut und trübes Empfinden öffnet man dann wieder die Augen zum Blick auf das, was uns im heutigen China umgibt, auch gerade an diesem Orte Küfu. Denn es ist doch ein armseliges und unsauberes kleines Nest, das von verstaubten und verkrusteten Erinnerungen ein kümmerliches Leben fristet.

— — — — — — — — — —

Abseits von dem Städtchen Küfu, fern von seinen engen, lärmenden, übelriechenden Gassen, in der freien Luft der weiten Ebene, liegt das Grab des Konfuzius. Man wandert etwa eine Viertelstunde weit aus dem Nordtore der Stadt hinaus durch eine alte Cypressenallee und erreicht einen von einer Mauer umschlossenen ungeheuren Friedhof, der gleichfalls über und über von Cypressen bestanden ist, die Ruhestätte der unzähligen Nachkommen des Weisen, die von jeher in Küfu und der Umgegend ihren Wohnsitz gehabt haben. Dort, mitten unter seiner großen Familie, ruhen die Überreste des gepriesenen Volkslehrers. Das Grab ist überraschend einfach gehalten. Ein von Gras, Blumen und Gesträuch überwachsener mächtiger Erdhügel wölbt sich über der Stätte, die den Sarg aufgenommen hat, davor ein grauer, mehrere Meter hoher Stein auf breitem Untersatz, in altertümlicher Schrift den Namen des Konfuzius tragend, — das ist alles. Es ist auch genug. Nirgends hat mich Einfachheit angenehmer berührt als gerade hier. Man mag sogar den Grabhügel selbst betreten, sich an seinem Abhang auf einen umgestürzten

Baumstamm setzen und im Schatten der dunkel herben Cypressenzweige unter dem weiten Himmel seinen Gedanken freien Lauf lassen. Nichts stört. Ein paar Leute, ein alter Mann, der wohl die Aufsicht zu führen hatte, einige Bauern, ein paar Kinder, waren mit uns gekommen, hielten sich aber still und ordentlich in einiger Entfernung. Der Wind strich durch die Bäume, über den grünen Frühlingsteppich und durch die zahllosen Blümchen hin. Ich fragte den Alten, ob es mir wohl erlaubt sei, auf meinem westlichen Musikinstrument zu Ehren des Konfuzius hier einige Weisen zu spielen. Freundlich bejahte er, und sie alle kamen näher. So spielte ich denn in den Sonnenschein hinein einige jener altchinesischen Musiksätze auf meiner Violine, die mich der Abt vom Kloster Tai tsing kung einst gelehrt hatte, Töne wie sie die von Konfuzius so hochgestellten Kaiser Yao und Shun bereits gespielt haben sollen. Das war vielleicht eine Idee, über die mancher Leser lächeln wird. Aber mir war garnicht lächerlich zu Mute. In der Stille dieser einsamen Natur, vor diesem kunstlosen Grabhügel, vor diesen harmlosen Menschenkindern kam das große, sonderbare Ringen der Menschenseele, wie es in einzelnen Gestalten und im ganzen Werden der Nationen Ausdruck gewinnt, mir tief bewegend zum Bewußtsein. Welle auf Welle hebt sich im endlosen Ozean des Lebens; jede hat ihre Arbeit zu tun, jede hat ihre Zeit. Verwandt sind sie sich alle, über den weiten Erdkreis hin, und wenn wir nur stille werden, horchen wir überall auf den gleichen Herzschlag. Auch an diesem Grabe war es so. Gestorben ist Konfuzius mit dem Klageworte: „Der Taischan stürzt zusammen, der Dachbalken bricht ein; der Weise welkt und sinkt dahin gleich einer Blume.“ Aber sein Werk und sein Wesen hat dann noch lange ungebrochen und unverdorrt

gestanden, hat eine eigentümliche Volksgeschichte tragen helfen mit ungewöhnlicher Kraft. Wo die Spur dieses Wirkens in der Zukunft bleibt, ob sie nun endlich sich völlig verlaufen wird, wer will es sagen? Daß er ein Führer war unter den Kindern der Erde, das muß man an diesem Grabhügel dankbar empfinden.

XII.

Eine werdende Großstadt im Osten

Über dem „Bund“ in Schanghai brütet die Junischwüle. Blendend weiß lagern die Wolken am Himmel, aber durch sie hin brennt die Sonnenwärme auf die Erde herunter und heizt die feuchte Luft bis zu einer wahren Treibhaustemperatur. Vereinzelte Windstöße gehen durch die laue Atmosphäre. Das hellbraune Wasser des Hwangpu schlägt wie nervös an die Wandungen der Dschunken und Boote, an das Ufer und die Landungsbrücken, sein Rauschen und Spritzen klingt gereizt, heftig, heimtückisch. Eine ähnliche gereizte, nervöse Stimmung scheint über der ganzen Stadt zu liegen. In den Comptoiren kritzeln die Federn übers Papier, die Schriftstücke fliegen hin und her von einem Pult zum andern, die „Boys“ rennen. In den Speichern, den „Godowns“, stöhnen die schweißüberströmten Kulis die breiten Treppen auf und ab, an Bambusstangen riesige Ballen schleppend; in den Höfen wird verpackt und entpackt; in den Lagerräumen sortiert und prüft man, gequält von der staubigen, dunstigen Dampfbadluft. Die Wagen der Makler jagen in gefährlichem Tempo von einer Firmentür zur andern, prallen fast mit den mühsam ausweichenden Rikshaw's zusammen; drohende Rufe, — Schelten, — Rädergereibe, — plötzlich das gellende Läuten

der dazwischen fahrenden Straßenbahn — kling — ling! — ling! — ling! — fort! auseinander! Der wirre Knäuel löst sich in letzter Minute, alles schiebt sich eben an einander vorbei. Auf den Gesichtern der meisten Leute liegt Verdrossenheit oder Schlaffheit. Die hohen Steinwände der Europäerhäuser blicken beengend und drückend herunter auf die hin und her eilenden Menschen wie Kerkerwände auf umherirrende Gefangene.

Pfüh — eine Dampfpfeife. Sie lenkt unser Auge auf das Wasser. Es ist dasselbe jagende Treiben dort. Durch die „Sampans" und Lastboote bahnt sich eben eine Dampfbarkasse den Weg. Die kleineren Fahrzeuge biegen ihr ängstlich aus, ein schaukelndes Wogen verbreitet sich von dem schnaubenden, rauchenden Renner nach beiden Seiten, alles in Bewegung setzend. In der Ferne liegen schwerfällig ein paar größere Dampfer und sehen schläfrig auf das Tanzen der Kleinen herab.

Unruhe und Erschlaffung, bis tief in die Nerven hinein! So steht es dieser Stadt auf dem Gesichte geschrieben. Das ist die Juni-Konstellation. Vielleicht auch die Konstellation der augenblicklichen Handelslage hier. Denn Schanghai hat kritische Zeiten hinter sich, höchst kritische Zeiten, deren nervöse Angst erst eben ihren Höhepunkt überschritten hat und in niedergeschlagene Erschöpfung übergegangen ist. Die rasende Gummispekulation des vergangenen Jahres war nach mancherlei anderen vorhergegangenen Handelskalamitäten des fernen Ostens das Schlimmste, was passieren konnte, und hat grell hineingeleuchtet in düstere Winkel des Innersten. Skrupellosigkeit, die auf der Jagd nach dem Gelde vor keinem Mittel zurückschreckt, schien wahrhaft epidemisch um sich zu greifen, bis dann das unvermeidliche „Ende mit Schrecken" kam.

Indes, das ist nichts Vereinzeltes. Schanghai hat immer von Zeit zu Zeit Ähnliches durchgemacht, solange es steht. Es liegt in der Natur eines solchen Platzes, wo rund gesprochen Verdienen das einzige Verdienst ist, daß man hin und wieder mit der Tendenz auf den Dollar vollkommen das Übergewicht bekommt, stolpert und fällt, wie vom Schwindel bewältigt. Damit zahlt diese Stadt ihrer Bestimmung den Tribut. Denn ihre Bestimmung ist Waren- und Geldumsatz, und zwar in so gewaltigem und einseitigem Maße, wie an wenig anderen Stellen auf Erden.

Jedermann, der Schanghai nach längerer Abwesenheit wiedersieht, staunt über die Veränderung und Vergrößerung der Stadt. Die letzten zehn Jahre haben ganze neue Stadtteile ins Leben gerufen und in den alten Gebieten moderne, den Grund und Boden besser ausnutzende Gebäude an die Stelle mancher früheren gesetzt. Ohne Frage wird Schanghai in den nächsten Jahrzehnten die Großstadt des östlichen Asiens werden, soweit sie es nicht schon ist. Angesehen wird sie vielfach heute bereits so. Die übrigen Handelsplätze rücken mit einer gewissen Achtung oder Scheu von ihr ab. Man kennt einen besonderen Schanghai-Geist, ein Schanghai-Treiben, das man ablehnt oder dem man auch nacheifert, wie Provinzstädte es der Hauptstadt gegenüber machen. Daß dieser Schanghai-Charakter viel Sympathisches habe, läßt sich nicht gerade behaupten. Er äußert sich durch Modetorheiten, durch allerlei Auswüchse geselliger Üppigkeit und Leichtfertigkeit, durch ein Verflachen des Geistes unter Sport, Klatsch und gutem Essen, kurz durch all die Begleiterscheinungen, welche überall unter der Sonne ein überwiegend auf äußere Werte gerichtetes Streben und eine daran gefesselte Gesellschaft zu kennzeichnen

pflegen. Indes sieht man damit doch durchaus nicht das richtige und vollständige Schanghai. Viel Anderes und Besseres lebt, Gott sei Dank, unter der Oberfläche. Je mehr Schanghai sich auswächst zu einer großen Stadt, desto mehr sollte von diesem Besseren zum Vorschein kommen, und wird es vielleicht auch.

* * *

Von jeher hat die Fremdenniederlassung am Hwangpu einen singulären Charakter gehabt. Sie ist oft und nicht ohne Berechtigung als eine Art internationaler Republik bezeichnet. Der Grund und Boden, den man sich hatte von der chinesischen Regierung abtreten lassen, sollte eigentlich dem Handel aller Nationen gleichmäßig dienen. Allerdings verwirrte sich dieser Gedanke durch die Sonderansiedlungen, welche die Franzosen und Amerikaner sehr bald anlegten; jedoch blieb die Grundidee einer internationalen Gemeinschaft für das fälschlich oft so genannte „englische Settlement" bestehen, wenn auch England in letzterem durch große numerische Überlegenheit faktisch ein bedeutendes Übergewicht besaß. Die Nationen, welche in der Fremdenansiedlung von Schanghai beieinander wohnten, wurden politisch von den die Regierungen vertretenden Konsuln repräsentiert. Die Gemeinschaft dieser Konsuln, die sogenannte konsularische Körperschaft, bildete also etwas wie eine internationale Regierung. Daneben kam aber für die Verwaltung der innerstädtischen Angelegenheiten noch eine ganz andere Instanz in Frage, nämlich der gleichfalls international (aber freilich mit starkem Vorschlag des englischen Elementes) zusammengesetzte Stadtrat. Im Wesentlichen ist diese Verfassungsform bis heute geblieben, und die verschiedenen Nationen haben auf solcher Grundlage

sich gut in einander gefunden. Sie galten theoretisch alle als gleichberechtigt, auch Japaner, Parsen oder Hindus wurden vom europäischen Rassengefühl nicht zurückgewiesen.

Nur die Chinesen selbst, in deren Lande man doch ansässig war, galten in der Fremdenkonzession nicht als vollberechtigt, sondern nahmen eine dienende und untergeordnete Stellung ein. So auffallend das zunächst erscheinen könnte, so natürlich und folgerecht war es doch, denn die Ansiedlung war eben ein für Fremde, Nichtchinesen abgesondertes Gebiet. Dennoch ist die Zahl der unter den Ausländern wohnenden und tätigen Chinesen immer mehr angewachsen und übertrifft die der Fremden ganz enorm (über 500 000 gegen 13 000). Die Einwirkung des Europäertums auf diese Chinesen ist von jeher sehr beträchtlich gewesen, im Guten wie im Bösen, sie wird es aber in neuester Zeit bei dem modernen Geist, der viele Chinesen durchzieht, in ganz besonderem Maße. Es kommt dabei der Umstand fördernd hinzu, daß Schanghai all den hypermodernen, auch revolutionären Elementen, die sich im übrigen China nicht sicher fühlen würden, etwas wie eine Freistatt gewährt, und daß die chinesischen Zeitungen hier jeden beliebigen Ton auch dem eignen Lande und der eigenen Regierung gegenüber ohne besondere Besorgnis anschlagen dürfen. Dabei ist die persönliche Berührung mit den Westländern in Handel und Wandel lebhaft, ja, sie wird auch in geselligem Verkehr allmählich lebhafter. Die Produkte des Abendlandes, unsere Lebensweise, unsere Sitten stehen dem Chinesen hier überall im deutlichsten Anschauungsunterrichte vor Augen, was zwar im gewissen Maße für jeden Vertragshafen zutrifft, aber doch nirgends mit solcher Wucht und Intensität.

So entwickelt sich hier ein eigentümliches Stück Neuchina, von uns nehmend im Guten und im Bösen, wie oben schon bemerkt. Für viele konservative Chinesen tiefer im Lande hat das Wort Schanghai einen sehr üblen Klang; es ist die Lasterhöhle, wo die Söhne des Volkes verführt und verdorben werden. Kein Zweifel, daß Grund zu solcher Anschauung vorhanden ist. Aber ruhiger blickende Chinesen sehen doch nicht so schwarz, sie finden unten den Fremden auch Kräfte des Guten, eine Schulung und Erziehung in allerlei nützlichen Dingen, dazu Charakterzüge, die zur Achtung und Nacheiferung zwingen.

* * *

Wenn man auf dem flachen Dache eines der großen Speicher steht, in denen die Produkte Chinas von allen Seiten her zusammenfließen, um von da wieder in die weite Welt auseinander zu fliegen, so hat man einen wundervollen Überblick über das heutige Schanghai. Man sieht so recht, wie es sich in die Weite reckt. Drüben nach Osten, jenseits des Hwangpu und den Fluß an beiden Seiten abwärts begleitend, dehnen sich Häusermassen und Fabriken ins Unübersehbare. Aber auch nach Westen zu, ins offene Land hinein, schiebt sich die Stadt bereits soweit vor, daß es an einem etwas dunstigen Tage nicht möglich ist, die Grenze klar zu erfassen. Fernerhin freilich, merkt man, lichten sich die Massen, die Gebäude stehen dünner und zerstreuter, das Ackerfeld blickt dazwischen durch. In jener Gegend haben sich heutigen Tages viele der Wohlhabenden angebaut, schon bestrebt, dem unruhigen und unsauberen Getriebe des echten Stadtgebietes zu entrinnen. Entzückend schön liegen zum Teil diese Villen in der friedlichen Stille benachbarter Kornfelder und Wie-

sen, bisweilen noch unmittelbar an kleine chinesische Bauernhäuser stoßend, zwar weit entfernt von der Stätte der täglichen Arbeit, aber doch mit Hilfe von Wagen und Stadtbahn leicht in Verbindung gesetzt.

In jenem ländlichen Frieden der äußersten Peripherie von Schanghai liegt ein Institut, das vielleicht wie wenig andere dazu bestimmt ist, segensreichen Einfluß in das chinesische Volk hinein zu tragen, nämlich die deutsche Medizinschule.

Es war der vor einigen Jahren verstorbene deutsche Arzt Dr. E. Paulun, ein Mann, dessen Name in dem sonst schnell vergessenden Schanghai noch lange mit Ehren genannt werden wird, der den Plan zu einer solchen Schule faßte und mit dem ihm eigenen Feuereifer ins Werk setzte, unterstützt von seinen Kollegen und anderen einsichtigen, für Chinas Zukunft interessierten Männern. Auch wohlhabende Chinesen ließen sich für die Sache gewinnen. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist das große Werk gelungen. Die Schule, welche seit Oktober 1907 besteht, gliedert sich in zwei Abteilungen, eine Sprachschule, um die allgemeinen Vorkenntnisse für das medizinische Studium mitzuteilen (in einem Lehrgange von drei Jahren), sodann eine medizinische Fachschule, aus Vorklinikum (zwei Jahre) und Klinikum (drei Jahre) bestehend. Mit der vollen Absolvierung der Anstalt (drei Prüfungen) ist die Erteilung eines Diploms verbunden, welches dem Abgehenden bescheinigt, daß er dieselbe Ausbildung genossen hat wie ein deutscher Arzt. Als Lehrer wirken sechs deutsche Fachleute an der Schule und außerdem mehrere chinesische Lehrer, letztere für Pflege rein chinesischer Studien, die neben dem europäischen Wissen nicht ganz vernachlässigt werden sollen. Die Schüler wohnen in einem Alumnat

beisammen, das neben dem Schulgebäude liegt. Ihre Zahl beläuft sich augenblicklich auf 67. Sie werden nur im Alter zwischen 17 und 22 aufgenommen; als Schulgeld haben sie 150 mexikanische Dollar jährlich zu bezahlen, außerdem eine Entschädigung für Wohnung und Kost, so daß also der Einsatz für chinesische Verhältnisse nicht gering ist. Aber unbemittelte, fähige und strebsame junge Leute finden doch auch unter wohlhabenden Europäern einen Patron, der einen Teil der Kosten (nicht das Ganze, aus naheliegenden Gründen) ihnen abnimmt. Die „Satzungen der deutschen Medizinschule in Schanghai" sind sehr geschickt und verständig gefaßt, den Zöglingen den Charakter von Studenten wahrend, ohne ihnen doch zuviel Freiheit zu geben.

Der Leiter der Schule, Professor Dr. Ammann, hatte die Güte, mir einen Einblick in die Erteilung des Unterrichts der verschiedenen Stufen zu vermitteln. Dieser Einblick brachte natürlich viel Überraschendes. Junge Chinesen sich deutsch über das Fallgesetz, das Prinzip botanischer Klassifizierung oder über die Einzelheiten der Schädelbildung des Menschen aussprechen zu hören, gehört noch nicht zu den gewohnten Dingen in China. Was auf mich aber den stärksten Eindruck machte, war die Veränderung im Gesichtsausdruck, welche bei den Schülern der bis jetzt höchsten Abteilung (Vorklinikum: im Klinikum selbst befinden sich, wenn ich mich recht erinnere, vorläufig erst zwei Studenten) sich vollzogen hatte. Die Einwirkung der systematischen geistigen Arbeit (zusammen natürlich mit dem ganzen Charakter und Lebenszuschnitt des Instituts) auf die Züge der Gesichter war einfach frappant. Aus ihnen allen sprach trotz individueller Verschiedenheiten gleichmäßig eine lebhafte Intelligenz und eine frische Auf-

geschlossenheit, die meines Erachtens ohne Frage in der Schularbeit erworben war. Über die Leistungen der Schüler zu urteilen hatte ich zufällig während meines Aufenthalts in Schanghai noch eine andere Gelegenheit. Es besteht die Anordnung, daß einige der Zöglinge von Zeit zu Zeit, etwa einmal in einem Halbjahr, mit besonders tüchtigen Arbeiten vor die Öffentlichkeit treten, indem sie diese Arbeiten als Vorträge einem geladenen Publikum, Europäern und Chinesen, in einem Saale des von Dr. Paulun begründeten Chinesenhospitals, das mit der Medizinschule in einem gewissen Konnex steht, zu Gehör bringen. Ein solcher Vortragsabend bot sich gerade auch mir. Drei Vorträge wurden gehalten, sämtlich in deutscher Sprache, zwei von ihnen nachher in chinesischer wiederholt. Der erste behandelte die Bedeutung von Eisenbahnanlagen für China, der zweite den Blutkreislauf, der dritte die Erscheinungen der sogenannten Mimicry und Symbiose. Alle Hörer waren einig darüber, daß die Vortragenden ihre Gegenstände sowohl wie die deutsche Sprache in einer außerordentlichen Weise beherrschten. Die Sicherheit des freien Sprechens bei allen drei jungen Rednern bewies einmal wieder, was jeder Kenner Chinas weiß, daß die Chinesen eine natürliche rednerische Veranlagung besitzen. Am meisten durfte man sich in Hinsicht auf das Sprachliche über den ersten Vortragenden wundern, der erst $1^1/_2$ Jahre der Schule angehörte und dabei einen so sicheren und kräftigen Stil, eine so gute Aussprache bewies, daß ihn mancher Europäer darum hätte beneiden können.

Wenn man überdenkt, welche Wirkung im Einzelnen davon ausgehen muß, daß einmal so geschulte ärztliche Kräfte mitten im chinesischen Volke stehen werden, welchen Wust von Irrtum, Aberglauben, äußerem und innerem

Schmutz so vorgebildete Persönlichkeiten später hinwegzufegen in der Lage sein werden, so wird einem bei dem Blick auf die stille Schule dort zwischen den reifenden Kornfeldern und dem sommerlichen Grün von Baumkronen recht hoffnungsfroh zu Mute. Man steht auch nicht still, sondern plant mutig weitere Unternehmungen. Eine Reihe technischer Schulen soll in nächster Zeit als Fortsetzung der Medizinschule in Verbindung mit ihr ins Leben gerufen werden, wofür die Mittel schon zum Teil in Sicht sind. Ausgezeichnet! Nur eins wird man im Auge behalten müssen, daß bei der Ausbildung dieser jungen Leute auch die ideale Kraft in ihnen geweckt werde, welche sie antreibt, das Erworbene hernach nicht nur einseitig selbstsüchtig zum Erwerb von Geld und Rang auszubeuten, wozu die Versuchung sicher nicht gering sein wird, sondern es mit wirklicher Opferfreudigkeit in den Dienst des Volksganzen zu stellen. Nur solche Gesinnung weist der Benutzung erworbener Kenntnisse die richtigen Wege.

* * *

Auf einem ganz andern Gebiet noch machte ich die Beobachtung, wie schnell und geschickt sich der Chinese das europäische Gewand überzuwerfen imstande ist.

Vor vier Monaten, als ich bei Schnee und Winterkälte im taoistischen Kloster Tai tsing kung den Übergang vom chinesischen alten Jahr zum neuen mitmachte, hatte ich dort auch öfter die theatralischen Vorführungen mit angesehen, welche bei dieser Veranlassung überall in China veranstaltet werden. Die Bühne war der freie Klosterhof, agiert wurde von einer der im Lande umherziehenden Gesellschaften in der üblichen Weise, unter viel Geschrei und Fistelgesang, mit den traditionellen, flitterbunten Ko-

stümen, Szenerie und äußere Vorgänge nur in drolligster Weise angedeutet. Wenn etwa der Darsteller eine weite Reise machen mußte, so wanderte er geduldig drei Minuten lang um einen hingestellten Stuhl herum. Wenn ein Feldherr stolz zu Pferde davon traben sollte, so genügte es, daß er die Geberde des Aufsteigens andeutete und dann zu Fuß abzog, während ein Mann neben ihm pantomimisch den Eindruck zu erwecken suchte, als ob er ein Pferd führe. Die aufgeführten Szenen waren dem eisernen Bestande des altchinesischen Repertoirs entnommen, historische Ereignisse als Hintergrund, auf denen Intrigue, Leid und Freud der einzelnen Helden sich abhob.

Während ich damals, dem Abt zu Liebe, der meine Frau und mich eigens aus unserer Zelle herbeiholte, im ungemütlichsten Wetter, zum Glück pelzgeschützt, unter den Mönchen und dem Landvolk auf der Bank saß und die Ausdauer dieser Schauspielerkehlen bewunderte, wie sie zur Begleitung des vierköpfigen Orchesters, das um einen altersschwachen Tisch herumsitzend seine mörderischen Instrumente malträtierte, stundenlang schreien und singen konnten, nur zwischendurch einmal von einer Tasse Tee gestärkt, kam mir unwillkürlich der Gedanke, wann wohl einmal aus diesem urwüchsigen Theaterbetriebe ein Neues sich entwickeln werde, das unserer Bühne und deren Art sich mehr nähere. Es schien mir in dämmerhafter Ferne zu liegen. In Schanghai aber sollte ich mich überzeugen, daß diese Umgestaltung dort heute schon in vollem Gange ist und sich ganz leidlicher Resultate rühmen kann.

Das chinesische Schanghai besitzt zwei Theater, in denen mehr oder weniger nach europäischer Weise gespielt wird. In eines davon wurden wir von unsern Freunden, deren Gäste wir während unseres Aufenthaltes waren,

eines Abends geführt. Der Theaterbau war im Innern ähnlich wie wir es gewohnt sind angelegt, geräumiger und bequemer noch als in dem „Lyzeum Theater", welches die Europäer für ihre Aufführungen benutzen. Gefüllt war das Haus vielleicht zur Hälfte. Die Preise sind für chinesische Verhältnisse hoch, und man muß bedenken, daß die Aufführungen alten Stiles gewöhnlich vollkommen frei waren, der Übergang also empfindlich ist. (Allerdings bestanden in Schanghai wie in einigen anderen größeren Städten schon seit langer Zeit dauernde chinesische Theater, in denen man Eintrittsgeld zu zahlen hatte.) Das Merkwürdigste war natürlich, was und wie hier gespielt wurde. Auf einer mehr oder weniger europäisch ausgestatteten Bühne agierten, als wir ankamen, gerade zwei völlig modern europäisch angezogene Schauspieler, ein Herr und eine Dame, junge Leute, ein Student und eine Studentin. Sie waren miteinander verlobt, stießen indes auf Schwierigkeiten, denn der Vater des jungen Mannes, ein vornehmer hochkonservativer Chinese, hatte starke, nicht ganz unberechtigte Einwände gegen die junge Dame. Die beiden Aufführenden verhandelten über ihre Lage ganz in der Weise, wie man es bei uns auf der Bühne sehen würde. Haltung, Gestikulationen, Äußerungen der Leidenschaft oder des Schmerzes wurden völlig in unserer Ausdrucksart wiedergegeben. Sonderbar berührte dabei nur, daß der junge Mann, obwohl er das Gespräch mit seiner Verlobten in einem Zimmer führte, beständig seinen schwarzen Filzhut auf dem Kopf behielt. Später kam der Vater dazu und der dramatische Konflikt reifte heran. Es gelingt dem Vater, die beiden zu trennen, nachdem er den Sohn zum Zeugen davon gemacht hat, daß das junge Mädchen mit einem andern

Manne, der seinem Äußern nach wohl ein russischer Seeoffizier sein sollte, in nahen Beziehungen steht. Die Trennung zwischen den Verlobten fiel sehr drastisch aus, eine Ohrfeige, die der Jüngling der Ungetreuen versetzte, besiegelte ihren Abschied. Dem Mädchen gelingt es indes durch einen klugen Schachzug, alles zu ihren Gunsten umzugestalten. Sie entwendet jenem fremden Seeoffizier ein wichtiges Papier, eine militärische Karte. Dann schreibt sie ihrem früheren Verlobten einen lamentablen Brief, versichernd, daß sie nur aus Patriotismus, nämlich um wichtige Dokumente zu bekommen, sich jenem Fremden genähert habe und daß sie dem Verlobten mit diesem Briefe das Resultat ihrer Bemühung, die beiliegende Karte, aushändige. Er habe ihr Unrecht getan, sie sei eine Märtyrerin ihrer guten Absichten. Die Situation soll so verstanden werden, daß China gerade in einen schweren Krieg mit der fremden Macht verwickelt ist, welcher jener Offizier angehört. Der junge Mann, der „Student", ist zugleich selbst Offizier. Er benutzt die entwendete Militärkarte, und es gelingt ihm, dadurch einen entscheidenden Sieg zu erfechten. Natürlich erfolgt nun die Versöhnung; nachdem die verstoßene Verlobte ihren Geliebten, außerdem einen seiner Freunde, und endlich auch den alten Vater reumütig zu ihren Füßen knieen gesehn hat, reicht sie dem jungen Manne die Hand.

Altes und Neues mischte sich seltsam in dieser Theaterleistung. Die Musik, unter anderm, trug entschieden noch den Stempel der alten Zeit, ein wirres Lärmen, das zu Zeiten hervorbrach, um gewisse Höhepunkte der Handlung zu markieren. Doch bedeutete es entschieden einen Fortschritt, daß die „Musiker" verdeckt spielten und ihre Tätigkeit das Trommelfell der Hörer nicht so direkt angriff wie gewöhnlich. Dekoration und Szenenwechsel waren nicht

übel zu Wege gebracht. Die meisten Vorgänge spielten im Innern von Gemächern, welche nach westlichem Muster eingerichtet waren. Manche Partien des Stückes hätten, wenn man die chinesische Sprache abzog, wohl als ganz leidliche Leistungen einer mittelmäßigen deutschen oder englischen Aufführung gelten können. Doch fielen dazwischen wieder allerlei sonderbare Bilder. So wurden die Wechselfälle der Schlachten in dem erwähnten Kriege sehr primitiv, ganz im Geiste altchinesischer Theater, dargestellt. Ein hoher Beamter saß auf einem Thron. Vor ihm war eine Abteilung Soldaten in der altchinesischen Uniformierung samt dazu passenden Offizieren aufgestellt; dahinter dann eine zweite Abteilung in modernen europäischen Uniformen mit den entsprechenden Offizieren. Der Höchstkommandierende schickt die Hälfte der altmodischen Krieger von der Bühne fort in den Kampf. Hinter der Szene folgt ein gewaltiger Lärm, und in wenigen Augenblicken kommen die Entsandten schreiend und klagend zurückgelaufen, werfen sich vor dem Thron des Kommandanten wie tot oder verwundet nieder. Damit wurde also die Niederlage vor Augen geführt. Der Befehlshaber entsendet nun die zweite Hälfte der alten Garde. Derselbe Hergang. Dann endlich befiehlt er den modernen Truppen, deren Leitung dem Helden des Stückes übertragen ist, auszuziehen. Sie entschwinden und kehren nach zwei Minuten mit Triumphgeschrei und gefesselten Gefangenen vor den Gebieter zurück. — Derartige Kindlichkeiten beeinträchtigen natürlich die Wirkung für Europäer sehr; dem Chinesen wird solch ein Rückfall in das Alte nicht besonders auffällig oder unangenehm sein.

Auf dies erste Stück folgten übrigens (in sozusagen atemlosem Anschluß) noch zwei andere Aufführungen, beide

aber viel mehr nach altchinesischer Manier, die erste eine sehr malerische Pantomime, der Kampf von Seeräubern mit Truppen der Regierung, wobei auch akrobatischen Kunststücken viel Spielraum gelassen wurde, die zweite ein charakteristisches Bild aus dem chinesischen Familienleben, die Streitigkeiten einer vornehmen, älteren Frau mit einer jungen, schönen Nebenfrau, welche zuerst sehr leiden muß, dann aber durch ihre Schlauheit und ihren Mut einen großen Triumph erlebt. —

Ob man sich von der Fortentwicklung des chinesischen Theaters im europäischen Sinne auch einiges für die Entwicklung des chinesischen Volksgeistes versprechen darf? Ich glaube doch wohl. Zwar das Mittel ist zweischneidig; mit den guten Wirkungen werden auch allerlei böse Hand in Hand gehen, und Schillers Ideal der „Schaubühne als moralischer Anstalt" wird sich hier so wenig gradlinig erreichen lassen, wie es bei uns daheim erreicht ist. Aber zur Weckung bewußten und nachdenkenden Lebens können die Spiegelbilder des täglichen Treibens, welche die Kunst der Bühne entrollt, doch gewiß viel beitragen, und damit wird im heutigen und künftigen China eine nicht unwichtige Aufgabe erfüllt.

* * *

Als am 19. Juni 1842 die englischen Truppen, ein Teil über Land von Wusung her vorrückend, ein Teil in Kriegsschiffen den Hwangpu hinauffahrend, die nicht unbedeutende chinesische Handelsstadt Schanghai ohne das geringste Blutvergießen nahmen, war das Gebiet der späteren Fremdenniederlassung ein halb morastiges, von Kanälen und stehenden Wassern durchsetztes Stück Land, das wenig Einladendes hatte. Es bedurfte langer Umgestal-

tung, Ausfüllung der Kanäle und Teiche, Säuberung und Austrocknung des Bodens, ehe an europäische Bauten gedacht werden konnte. Das englische Konsulat war zunächst in die Chinesenstadt verlegt, und die ersten Geschäftshäuser von Europäern hielten sich unter den Mauern der Chinesenstadt und am Flusse. Erst zwischen 1845 und 1849 hat sich die Besiedelung der Fremdenniederlassung vollzogen. Der Landwert betrug damals je nach der Lage fünfzehn bis fünfunddreißig mexikanische Dollar für den Mou (6 Quadratmeter) ein Preis der später auf das Tausendfache und mehr gestiegen ist. Wer in jenen alten Tagen die Zuschüttung der sumpfigen Wasserläufe mit ansah, aus denen die ersten Verkehrslininien der Ansiedlung gebildet wurden, wer die Tätigkeit jenes „Komitees für Straßen und Anlegebrücken" beobachtete, das für die neuen Straßenanlagen eine Breite von 25 Fuß für unnötig verschwenderisch hielt und mit Mühe 22 Fuß gestattete, der würde sich selbst bei sehr sanguinischem Charakter schwerlich eine Vorstellung davon gemacht haben, was aus dem Marschboden dieser Baumwollebene noch aufwachsen sollte im Laufe von siebzig Jahren.

Zwang und Aussicht auf Gewinn sind die vorwärtstreibenden Mächte gewesen. Ähnlich war es wohl fast überall, wo fremde Völker und Rassen sich einander näherten; Egoismus in seiner unverhülltesten Form ist die Wurzel aller großen völkischen Umgestaltungen und Neugestaltungen. Europa wollte, China mußte. So dringen die beiden hier allmählich ineinander und durcheinander. Sie suchen nicht sich selbst, sie wollen ihr Wesentliches gegenseitig nicht. Europa will nur chinesisches Geld und chinesische Ware, China, soweit der Kaufmann in Betracht kommt, eben dasselbe von Europa; soweit es sich um den

Beamten handelt, will er eigentlich garnichts von diesen „rothaarigen Barbaren" und sucht nur möglichste Distanz innezuhalten. Aber die Logik der Tatsachen zieht doch beide Teile immer enger zusammen, und aus den durch Druck und Gewinnsucht geschaffenen Verhältnissen ergibt sich vielerlei Wertvolleres und Gediegeneres. Eine Fülle von Kenntnis und Belehrung über Ostasien ist schon emporgeschossen mitten zwischen den Speichern und Handlungshäusern. Eine Fülle vornehmer und herzlicher Bemühung um das Wohl Chinas ist schon herangereift auf diesem scheinbar so dürren Felde der finanziellen Spekulationen. Und man darf wohl sagen, daß China selbst auch die Augen mit der Zeit besser geöffnet hat für das was der fremde Barbar eigentlich ist.

In unsern Tagen stehen die Rassen zu einander wie in früheren Zeiten die Völker und Stämme. Die Gruppierung der Menschheit verläuft in größeren Zügen. Indoeuropäische und mongolische Rasse branden am ganzen Rande des ostasiatischen Festlandes gegen einander, zunächst in friedlichem Verkehr (erzwungen freilich durch Gewalt), unter Umständen auch auf Schlachtfeldern. Schanghai hat eine einflußreiche Rolle gespielt in diesen Beziehungen und dürfte diese Rolle auch für die Zukunft noch lange in der Hand behalten. Die innere Festigung und Ausgestaltung des Stadtlebens ist spürbar vorwärts gegangen und wird in nächster Zeit an wichtigen Punkten, z. B. im Schulwesen, noch weiter vorwärts gehen, so daß immer mehr die Basis entsteht, auf der nicht nur einzelne Europäer vorübergehend Fuß fassen können, sondern auf der lebenslange Existenzen Raum finden. Ein allseitiges Interesse der ostasiatischen sowie der europäischen Nationen an dem Gedeihen und der Ungestörtheit des Ortes um seiner

höchst wichtigen merkantilen Leistungen willen hat Schanghai bisher selbst in Kriegsfällen ziemlich gesichert, und obwohl vereinzelt lokale Reibungen zwischen Fremden und Chinesen etwas Aufregung verursacht haben (wie 1897 die Auflehnung der Karrenschieber gegen eine erhöhte Abgabe; 1898 der Streit um Niederlegung eines Tempels; 1905 die Unruhen über die Kompetenz des Gemischten Gerichts), so ist der Friede doch niemals ernstlich gestört worden; denn selbst jene weit zurückliegende Episode der Scharmützel mit rebellischen sowie kaiserlichen Truppen in dem Taiping-Aufstande (1854 und 1861) bedeutete doch keinen ernstlichen Krieg. Diese Sicherheit vor Waffenlärm ist natürlich hoch anzuschlagen, und auch die starke Zunahme chinesischer Bevölkerung innerhalb der Fremdenkonzessionen wird dadurch beeinflußt sein. Es ist hier also ohne Zweifel ein Boden, auf dem man für den Austausch der Güter, für die dauernde Berührung verschiedener Völker und Rassen, für gegenseitige Beeinflussung und Umgestaltung noch auf lange hinaus viel erwarten darf. Ob freilich die letzten Aufgaben, die hier liegen, Aufgaben der Zukunftskultur im eminenten Sinne, verstanden und erfaßt werden, das wird von der Vertiefung des ganzen persönlichen und geistigen Lebens abhängen, welche dem äußeren Aufschwunge der Stadt entsprechen sollte, aber allerdings noch nicht entspricht. —

XIII.

Im Herzen Chinas

Rotbraun ist das Gesicht des Yangtzekiang gefärbt. Hochgeschwollen schießen seine Wasser daher. Der Flußgott ist offenbar in besonderer Erregung und kann nicht mehr an sich halten. Er fühlt sich stark, immer stärker von Tag zu Tage, denn von allen Seiten, aus den fernsten Fernen strömt es ihm zu, und selbst vom Himmel herab, aus den vollen grauweißen Wolken, schüttet sich das verbündete Element in ihn hernieder. Den alten Gesellen faßt der angeborene Naturgrimm gegen „das Gebild der Menschenhand". Er reckt seine Glieder, die Adern schwellen ihm, er spürt seine Kraft. Da — bricht er über seine Ufer.

Bald steht das Wasser weithin ins flache Land hinein, Hütten wegreißend, höher gelegene Wohnungen und Grundstücke zu Inseln umwandelnd. Es ist das Wasser, das von den Schneebergen Tibets herunterträufelte, das in schmalen Rinnsalen über die breiten Abhänge jenes unermeßlichen öden Berglandes rieselte, das sich in Schluchten zusammenfand, in die der unabhängige Ureinwohner des äußersten Westchinas, der wilde Lolo oder Mosso hinunterstieg, seinen Durst zu stillen, es ist das Wasser, das den roten Boden der Provinz Sz'tschuan auflöste und mit sich fort-

schwemmte, um damit den Grund des Ozeans aufzufüllen. Jetzt plätschert es um die Boote, die der geringe Mann, seiner festen Wohnung beraubt, besteigen und zu seiner Zufluchtstätte machen muß für die Wochen der Überschwemmung. In ganzen Kolonien liegen sie am Flußrande da, diese Boote, an eingerammten Stangen befestigt, auf ihnen das unbeirrte Getriebe des häuslichen Lebens mit Alten und Jungen, Kochen und Essen, Schlafen und Arbeiten, Lachen und Streiten. Die plätschernden Wasser, die schon so viel gesehen auf ihrem langen Wege, sie sehen auch dieses sonderbare Bild sich an, gurgeln einander ihr Sprüchlein darüber zu und fahren dahin, weiter der Mündung entgegen.

Das Flachland Mittelchinas erscheint streckenweise wie ein riesiger See. Gleich jenen zwei Reservoiren, dem Tungting und dem Po-hang, die die Karten Chinas als Seen verzeichnen, während sie doch einen großen Teil des Jahres trocken sind und sich zu Fuß durchwandern lassen, dann aber mit einem Male die überquellenden Wassermassen des Yangtze in sich aufnehmen und den Himmel in ihren graugelben Fluten spiegeln; ähnlich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, bilden sich die Ebenen am Unterlaufe des Riesenstromes überall um. Es ist das regelmäßige Schauspiel im Frühsommer. Der Chinese kennt es und hat sich darauf eingerichtet. Die Städte und Ortschaften an den Ufern ziehen sich, wo es irgend möglich ist, mit ihren Häusern in die Höhe hinauf, so daß man bei Tiefwasserstand sich wundert, warum die Gebäude so hoch droben über dem Wasserspiegel schweben. Freilich auch unten liegen Hütten; aber die sind dem Verderben geweiht. Man verläßt die armseligen Verschläge, wenn das Wasser steigt, und Stroh, Bretter, Lehm werden ein Wellenspiel.

Zuweilen überschreiten auch die Wellen die gewöhnliche Höhe. Dann richtet der zornige Stromgott Verderben und Elend an weit über das erträgliche Maß hinaus. Vergebens bringt man ihm in den zahlreichen Tempeln Opfer und Weihrauch dar, vergebens flüchten die erschrockenen Anwohner auf ihre höheren Bergungsstätten: das rotbraune Gewoge schwillt immer mehr empor, rüttelt an tausend sonst festen Gebäuden, schüttelt alles durcheinander und begräbt Menschen, Tiere und Hausrat auf dem Grunde der überspülten Reisfelder.

Die Schlagader Chinas kann man den Yangtzekiang nennen. Eine unübersehbare Längenausdehnung, von jenen noch unerforschten Quellgebieten des tibetischen Plateaus an, wo in irgend einer abgeschiedenen Stille ein Wässerlein lautlos aus dem Felsen sickert, bis hin zu den Breiten der Mündung, wo das Auge nicht mehr vom einen Ufer zum andern hinüberreicht und wo die Ablagerungen, welche täglich in den Ozean hinausgeführt werden, gewaltige Inseln gebildet haben und immer weiter vergrößern; zugleich eine unübersehbare Verzweigung dieses Wassernetzes, das durch das ganze Mittelchina seine Fäden zieht, und dies Land zu einem lebendigen Organismus gestaltet. Die große Schlagader! Der Hoangho kann sich nicht daneben stellen. Während seine Mündung durch eine unüberwindliche Barre jeden Schiffsverkehr hinein und heraus vereitelt, wie auch andere Hindernisse noch ihn streckenweise unbrauchbar machen, ist der Yangtzekiang der mächtige Verkehrsmittler bis tief ins Innerste hinein und aus dem Innersten heraus. Vom kleinsten „Dreiplankenboot", dem Sampan, bis zum stolzen Dampfer und Kriegsschiff wiegen sich die Fahrzeuge auf seinen Fluten. Ist doch seit einigen Jahren sogar durch die so schwierigen

und malerischen Schnellen des Oberlaufes hinauf bis Tschungking im fernen Westen eine Dampferverbindung wenigstens zur Zeit günstigen Wasserstandes hergestellt.

Chinas Emblem ist der Drache; ursprünglich wohl eine Verkörperung der Gewitterwolke, wird er das Symbol der himmlischen und irdischen Gewässer, des so wichtigen und segensreichen, aber auch so unheimlichen und gefährlichen feuchten Elementes mit seinen phantastisch und bizarr gestalteten Bewohnern, Krokodilen, Wasserschlangen und sonderbaren Fischen. Der Yangtzekiang nun gleicht wohl einem Riesendrachen, der sich in kolossaler Gliederung über das „Drachenreich" hinstreckt. Er prägt jenes Emblem in prachtvoller Wirklichkeit aus, sich daherrollend und -windend, ehrfurchtweckend und ungeheuer, segenbringend oder vernichtend, das Schicksal der Nation bestimmend mit der Kraft seiner Wasser.

* * *

Wenn die Natur im Yangtzekiang eine mächtige horizontale Verbindungslinie durch das weite chinesische Land gezogen hat, so fügte Menschenkraft die Senkrechte hinzu. In früheren Zeiten war es gleichfalls eine Wasserlinie, nämlich der berühmte sogenannte Kaiserkanal, von Peking durch Nordchina herunterlaufend, bei Tschinkiang den Yangtze kreuzend, dann hinüberbiegend nach Hangtschou in der Provinz Tschekiang, wo das Meer erreicht war. Die neuere Zeit hat eine andere und zweifellos großartigere vertikale Verbindungslinie durch das Reich der Mitte gezogen, oder ist dabei, sie zu ziehen, nachdem der alte Kaiserkanal verfallen ist und viel von seiner Bedeutung verloren hat: das ist die Eisenbahn, welche Peking mit Kanton verknüpft. Es ist die längste der vielen Bahnlinien, welche die

Neuzeit in China entstehen sieht, und wohl auch die bedeutungsvollste. Nach einander durchschneidet sie die Provinzen Tschili, Honan, Hupeh, Hunan, Kuangtung, und wie sie sich mit allen wichtigen Querlinien berührt, so hat sie im Norden auch weiteren Anschluß an die Bahnen der Mongolei und der Mandschurei. Der größte Teil dieses Schienenweges ist bereits vollendet und in Benutzung; das noch Fehlende wird in ein paar Jahren auch unter Betrieb stehen.

An der Stelle, wo die Eisenbahnlinie von Peking nach Kanton den Yangtze schneidet, wo also die zwei Hauptverkehrsadern, die horizontale und die vertikale, sich kreuzen, liegt die Stadt Hankou. Man braucht sich nur diese eine Tatsache zu vergegenwärtigen, um ein Verständnis für die zukünftige Bedeutung dieses Ortes zu gewinnen. Schon früher, ehe von Bahnen in China die Rede war, mußte die günstige Lage Hankous ins Auge springen. Von Norden her fällt hier der Han, einer der größten und verzweigtesten Nebenflüsse des Yangtzekiang, in letzteren ein (Hankou bedeutet Han-Mündung) und trägt jene endlose Zahl von Dschunken aus dem Innern hierher, deren Mastenwald schon den ersten Europäern, die Hankou besuchten, auffiel. In südwestlicher Richtung streckt sich der Yangtze selbst nach dem Tung-ting-See hinüber, bis zu welchem von Süden her zwei wichtige Wasserstraßen, der Siang und der Yüen, die Produkte der reichen Provinz Hunan übermitteln. So ist Hankou der Schnittpunkt eines sehr reich entwickelten Systemes von Wasserwegen. Es bildet den Schlüssel zum ganzen Unterlauf des Yangtze. Mit der Vollendung der großen nordsüdlichen Bahnlinie aber tritt ein neuer fördernder Faktor dazu. Bahnen erschließen das Innere, wie man heutzutage in China täglich neu er-

fährt, doch noch in ganz anderer Weise als Wasserwege. Schon jetzt, da erst die Nordhälfte der ganzen Strecke fertig ist, mehrt sich die Anlieferung von Stoffen, welche in Hankou verarbeitet werden, in ganz überraschendem Grade und läßt für später einen noch beträchtlich sich steigernden Aufschwung erwarten.

Kein Wunder, daß Hankou sich in den letzten acht Jahren (ich sah es zuletzt 1903) gewaltig vergrößert hat. Früher gab es eine einzige, mäßig ausgedehnte Fremdenansiedlung, die englische, in der alle Nichtchinesen sich zusammenfanden. Heute bestehen daneben Sondernieder-lassungen von Rußland, Deutschland, Frankreich, Japan, und die Länge des am Yangtze-Ufer vor den Ansiedlungen sich hinstreckenden „Bunds", der Hauptpromenadenstraße, ist gegen ehemals um das Drei- bis Vierfache gewachsen. Auch ins Land hinein breiten sich die Häuser viel stärker aus. Gegenden, die vor Jahren im Sommer regelmäßig überschwemmt waren, sind jetzt aufgefüllt und mit Wohnungen bebaut. Freilich wird allmählich dem europäischen Ausdehnungsdrange hier wie auch anderswo durch die Abneigung der chinesischen Regierung gegen Erweiterung der Konzessionen eine Grenze gesteckt. China ist heute nicht mehr so leicht dafür zu haben, den Fremden seinen eigenen Grund und Boden zur Ausnützung abzutreten. Man fühlt auch an diesem Punkte einen Umschwung. Konzessionen und Exterritorialität finden energische Gegner unter den Chinesen. Mit der Umgestaltung von Rechtspflege und Verwaltung sowie anderen mehr äußerlichen Dingen hofft man den Tag herbeizuführen, wo der Fremde keine Sonderrechte und keine Ausnahmestellung mehr beanspruchen darf, sondern seinen Handel und Wandel in China betreibt wie in irgend einem andern zivilisierten

Reiche Europas oder Amerikas. Daß dieser Tag kommen möge, muß jeder wahre Freund Chinas wünschen. Daß aber noch viel zu tun bleibt, ehe die nötige Bürgschaft für solch neuen Stand der Dinge geschaffen ist, sieht auch jeder, der Augen hat. —

Landschaftlich ist Hankou und seine Umgegend ohne besondere Reize, wenn man vom Yangtzekiang selbst absieht, der trotz der gelben oder braunen Farbe seiner Wasser etwas Großartiges hat. In kolossaler Wellenlinie flutet er durch das Land. Steht man auf dem Hanyang-Hügel und blickt an einem schönen Sommertage vielleicht gegen Sonnenuntergang über das Panorama hin, das sich dort den Blicken bietet, so ist der Eindruck des gewaltigen Stromes, wie er sich durch die Ebene wälzt und seine Wasser zwischen die Dörfer und Weiler drängt, daß überall aus den Spiegeln der Überflutung das Licht der scheidenden Sonne widerglänzt, ebenso eigenartig wie nachhaltig. Das Land liegt lautlos friedlich, wie wenn es tränke von dem Überfluß des Stromes und still trinkend sich um nichts Anderes bekümmerte. Im Gegensatz zu diesem stillen Lande webt und lebt es drunten zu unsern Füßen am Han und Yangtze, wo Hankou und seine Nachbarstadt von der andern Seite des Han, Hanyang, den geschäftigen Betrieb moderner Industrie und modernen Handels in Rauchwolken an den Abendhimmel malen, während vom Süduser des Yangtze herüber die Stadt Wutschang, Hauptstadt der Provinz Hupeh und Sitz des Generalgouverneurs, an Regierung, Beamtentum und Gelehrsamkeit, an die Tage Tschang Tschi-tung's und seiner europäischen Berater erinnert. Die Dampfschlote des berühmten Eisenwerks von Hanyang, einer Schöpfung Tschang Tschi-tungs, grüßen

nach drüben hinüber. Solch ein Bild ist für den nachdenklichen Betrachter nicht ohne Beredsamkeit. Aber darüber hinaus geht die Wirkung des Landschaftlichen hier nicht. Südlich von Wutschang erheben sich zwar Hügelketten, und einige umfangreiche Seen beleben die Gegend. Aber der Bewohner von Hankou hat nichts davon. Die Entfernung ist zu groß, es lohnt nicht. Man muß zufrieden sein mit einem abendlichen Spaziergang am Ufer des Flusses, dem „Bund", wenn die Brise vom Wasser her den heißen Dunst des Tages vertreibt, wenn die Kriegsschiffe verschiedener Nationen ihre Signale zum Tagesschluß herübersenden oder auch eine Heimweh weckende Volksweise, wenn die chinesischen Arbeiter, Bambusstange und Stricke über den Rücken, aus Fabriken und Speichern in lachenden und schwatzenden Gruppen heimwärts schlendern. Höchstens kann der Europäer sich eine Fahrt nach dem mehr im freien Felde gelegenen internationalen Rennklub mit seinen frischen Rasenflächen und Tennisplätzen gestatten. Aber viel Abwechslung gibt es nicht. Hankou ist durchaus eine Stadt der Arbeit, angestrengter Arbeit. Dabei ist das Klima sehr angreifend. Die Sommerhitze steigt ungemein hoch, sie verbindet sich mit viel Feuchtigkeit und wirkt dadurch doppelt drückend. Daß die Mosquiten zahlreich sind, braucht kaum hinzugefügt zu werden. So erfreuen sich die Hankou-Sommer eines bösen Rufes in China, und schon wer nur in der Teesaison, im Mai und Juni, einige Wochen dort zugebracht hat, kann ein Liedchen davon singen. Frauen und Kinder werden in den heißen Monaten nach kühleren Plätzen, besonders nach den Hügeln von Kuling bei Kiukiang, fortgeschickt, wo auch fast alle Missionare des unteren Yangtze sich zur Sommerfrische zusammenfinden. Der Kaufmann aber muß aushalten unter dem

glühenden Sonnenstrahl in den schwülen Comptoiren und Speichern.

* * *

Die Provinz, in welcher Hankou liegt, ist Hupeh; zu ihr gehört, als Schwesterprovinz gewissermaßen, das südlichere Hunan. Hupeh heißt „nördlich vom See", Hunan, „südlich vom See". Mit dem See ist in beiden Fällen der Tung-ting gemeint, an den beide Provinzen stoßen. Sie werden für die Verwaltung als die beiden Hu-Provinzen („Liang Hu" oder „Hu Kuang") zusammengeschlossen und unterstehen einem Generalgouverneur. Während aber die Provinz Hupeh, als vom Yangtze durchflossen, früh den Europäern zugänglich und bekannt wurde, ist Hunan geraume Zeit als fast völlig unzugänglich und im höchsten Grade fremdenfeindlich berüchtigt gewesen. Es ist noch nicht so lange her, daß Europäer, wenn sie in Hunan reisen mußten, sich sorfältig in ihrem Hausboot hinter zugezogenen Vorhängen vor den Augen des gewöhnlichen Volkes verborgen hielten. Eine dauernde Ansiedlung von Ausländern in der Provinz war damals ausgeschlossen. Seit neun bis zehn Jahren hat sich das geändert. Nicht nur in der Hauptstadt Tschangscha, sondern auch in verschiedenen kleineren Orten haben sich Missionare, Kaufleute und andere Europäer niedergelassen und leben ziemlich unangefochten. Eine gewisse Besorgnis freilich, daß die Volksleidenschaft plötzlich einmal auflodern und den Fremden verhängnisvoll werden könnte, fehlt nicht ganz. Der Hunanese hat einen eigenen Charakter. Er ist energischer, reizbarer, selbstbewußter als der gewöhnliche Chinese, geneigt seinen Willen geltend zu machen selbst gegen seine eigene Regierung. Die Unruhen, welche im

vergangenen Jahre (1910) in Tschangscha ausbrachen und die Fremden zu schleuniger Flucht veranlaßten, waren im Grunde gegen den damaligen Gouverneur gerichtet, den die Bevölkerung nicht liebte. Durch Angriffe auf das Eigentum und die Wohnungen der Fremden (das Leben der Ausländer war von vornherein als unantastbar bezeichnet) wollte man dem obersten Beamten Schwierigkeiten bereiten, da, wie man ganz richtig kalkulierte, in Peking solche Vorkommnisse als ein Zeichen der Unfähigkeit jenes Mannes, in seinem Gebiete Ordnung zu halten, ausgelegt werden würden. — —

Wir fuhren von Hankou am Spätnachmittage mit dem Dampfer Kian nach Tschangscha ab. Er gehörte einer englischen Gesellschaft, die zweimal in der Woche diese Verbindung vermittelt; daneben fahren noch japanische und chinesische Dampfer, also ein recht lebhafter Verkehr, der natürlich weit mehr auf Güter als auf Passagiere berechnet ist. Etwa drei Monate des Jahres, von Dezember bis März, muß die Fahrt indes aufgehoben werden, weil das Wasser im Tung-ting-See dann zu niedrig steht.

Langsam manövriert der Dampfer zunächst rückwärts von der Landungsbrücke weg um ein vorgelagertes Fahrzeug herum. Langsam steuert er dann zwischen Booten und Dschunken flußaufwärts. Langsam gleiten rechts Hankou und Hanyang, links Wutschang in der Ferne, an uns vorüber. Wir halten uns dicht am linken, nördlichen Ufer. Ein malerischer, hochragender taoistischer Tempel, darüber im Hintergrunde der Hanyang-Hügel, dort hinaus die Masten der Dschunken, die am Han vor Anker liegen, das alles streicht durch den sich abkühlenden Dunst des zu Ende gehenden Tages träumerisch dahin. Überschwemmtes Flachland, halb zerfallene Hütten im Wasser, höher ge-

legene Wiesen, wo die grauen Wasserbüffel grasen, einer von ihnen auf seinem breiten Rücken den Hütejungen tragend, Bootkolonien mit der Vorbereitung des Abendessens beschäftigt, Weiden und schläfriges Buschwerk, um das die Wellen beben und Vögel hinziehen, — — wer hält alle die Bilder fest, an denen der Dampfer kühl und gleichmütig vorüberfährt, während der peilende Chinese in seinem Korb mechanisch die Leine auswirft und sein eintöniges Merkwort ruft. Wir waren vier Passagiere an Bord, als das Abendessen uns zusammenführte, nämlich außer meiner Frau und mir zwei Missionare, der eine von ihnen ein Arzt. In Letzterem erkannte ich einen alten Gastfreund wieder, unter dessen Dache ich vor acht Jahren im westlichen China eine Nacht zugebracht hatte; und auch der andere Missionar kannte mich schnell, da wir gemeinsame Freunde in Nanking hatten. Muß man zu dreien aus aller Welt Enden auf einem englischen Flußdampfer im innersten China zusammenstoßen, um sofort alte Bekanntschaft zu konstatieren? —

Am nächsten Vormittag verließen wir den Yangtze und liefen, an Yotschou vorüber, in den Tung-ting-See hinein. Das Wasser war nun nicht mehr rötlich, sondern hellgrau geworden, eine weite, nicht übersehbare Fläche, innerhalb deren aber die befahrbare tiefere Rinne vorsichtig eingehalten werden mußte. Inseln tauchten in einiger Entfernung auf, darunter eine, auf welcher Teepflanzungen für den ausschließlichen Gebrauch der kaiserlichen Hofhaltung in Peking angelegt sind. Am Nachmittage schon hatten wir die verhältnismäßig kurze Strecke, welche der Dampfer im Wasser des Sees zurücklegt, beendet und traten in den Siang-Fluß ein, der sich von Süden her in den See ergießt. Dieser Fluß ist die Haupt-

verkehrsader ins Innere der Provinz Hunan, weit bequemer als sein auch in den Tung-ting mündender Nachbar, der an der Stadt Tschangte vorüberfließende Yüen, welchen Stromschnellen und Fälle behindern. Auf dem Siang kann man, zunächst mit Dampfern (bis Siangtan), dann mit Dschunken und Booten, durch die ganze Länge der Osthälfte von Hunan nach Süden bis zur Grenze der Provinzen Kuangtung und Kuangsi gelangen. Seit Tschangscha, die Hauptstadt von Hunan, die an diesem Flusse liegt, dem fremden Handel geöffnet ist (1903), hat der Verkehr auf dieser Linie sich äußerst lebhaft entwickelt.

Wir mußten die Nacht über an der Mündung des Siang still liegen, da das Fahrwasser im Dunkel gefährlich ist. Früh zwischen Drei und Vier hob sich der Anker wieder, und um die Frühstückszeit lagen wir im Angesicht der Hauptstadt von Hunan an der Landungsbrücke.

Der Fluß, von Süden nach Norden strömend, hat hier eine beträchtliche Breite; durch seine Mitte zieht sich eine lange schmale Insel hin. Tschangscha mit seinen Vorstädten liegt auf dem östlichen Ufer; gegenüber an der Westseite erheben sich malerische, zum Teil sehr schön bewaldete Bergzüge, der Yo lu shan, eine in China weithin bekannte Örtlichkeit. Denn hier liegt eine der vier berühmten chinesischen Erziehungsstätten, das Yo lu shu yüen.

Öffentliche Schulen in unserm Sinne, d. h. von der Regierung eingerichtete und erhaltene Institute zur Unterweisung der Jugend, hat es in China früher nicht gegeben. Aller Unterricht wurde durch private Veranstaltungen vermittelt (wenn man von der neuesten Phase der Reformen absieht). Doch bestanden allerdings seit alten Tagen einige Schulen, die man halböffentlich nennen könnte, dauernde Institutionen, welche durch große Schen-

kungen hoher Beamten gegründet waren und von der Regierung, respektive aus der Schatulle des Kaisers, mit regelmäßigen jährlichen Beiträgen unterstützt wurden. Zu ihnen gehört die Schule auf dem Yo lu shan. Ihr Ursprung geht bis in das zwölfte Jahrhundert nach Christo zurück, nämlich auf den berühmtesten der konfuzianischen Gelehrten des Mittelalters, den Philosophen Tschu Hsi. Heute ist der Lehrbetrieb den Anforderungen der Neuzeit entsprechend ins Moderne umgestaltet; es unterrichtet neben den chinesischen Lehrern ein junger deutscher Gelehrter dort in deutscher wie englischer Sprache. Wenn man durch die hohen, halbdunklen Hallen und Gänge des weitläufigen Gebäudekomplexes wandelt, durch die große Küche, die vielen gras- und baumbewachsenen Höfe, so hat man etwa den Eindruck einer ins Chinesische übersetzten mittelalterlichen Klosterschule. Die Zöglinge gehören ziemlich ausschließlich angesehenen und wohlhabenden Familien an. Wie sehr sie sich als ein bedeutender Faktor im Volkswesen fühlen, merkt man schon daraus, daß sie vor kurzem sich zu Trägern des allgemeinen Unwillens der Bevölkerung über die Verstaatlichung der großen Bahnlinien aufwarfen und durch einen Streik und stürmische Versammlungen gegen die eigenen Behörden protestierten. Es sind ja freilich auch Männer bis zum Alter von dreißig und mehr Jahren unter ihnen; das Lebensalter steckt in China dem Schülertum durchaus keine Grenzen. Die Regierung hat immerhin diese Einmischung der Jugend in Staatsgeschäfte sehr energisch zurückgewiesen.

Die Schule des Yo lu shan liegt am Fuße der Hügel; auf einem der Gipfel über ihr findet man eines der rätselhaftesten Monumente, die China aufzuweisen hat. In einem verfallenen, seines Daches beraubten Pavillon, dem

Einfluß der Witterung schutzlos preisgegeben, steht einer jener Denksteine, auf denen die Inschrift des Yü eingegraben ist. Yü war einer der halbmythischen ältesten Kaiser Chinas, dessen Regierung in die Zeit von 2200 vor Christo fallen würde. Er soll sich um die Regulierung der Wasserläufe des alten Reiches große Verdienste erworben und zum Andenken an seine Lebensarbeit einen Denkstein mit einer Inschrift aufgerichtet haben. Das Original dieses Denksteins, wenn es je vorhanden war, ist heute jedenfalls zerstört. Doch existieren in China an verschiedenen Orten Nachbildungen der alten Inschrift, die sie ziemlich genau wiedergeben sollen. Eine dieser Nachbildungen steht auf dem Yo lu shan. Die Schriftzeichen sind von wesentlich anderer Art als die ältesten chinesischen Schriftcharaktere, die wir kennen. Darum ist seit langen Jahrhunderten auch unter chinesischen Gelehrten die Kontroverse lebhaft gewesen, ob man überhaupt eine Inschrift oder ein rein phantastisches Gebilde, etwa Zauberzeichen, in den Eingrabungen zu erblicken habe. Die Entzifferung, welche chinesische Wissenschaft gegeben hat, ist jedenfalls rein willkürlich. Das Original dieser merkwürdigen Tafel hätte der Kaiser Yü angeblich auf dem Hengschan, einem in Hunan gelegenen altheiligen Berge, aufgerichtet, wo gleichfalls heute eine spätere Kopie steht. Da eben dieser heilige Berg und die Stätte der Inschrift das Ziel dieser meiner Reise nach Hunan ist, so wird später noch Gelegenheit sein, auf den Gegenstand zurückzukommen.

Tschangscha selbst gilt bei den Chinesen für eine vornehme Stadt. Viele wohlhabende und einflußreiche Persönlichkeiten, darunter nicht wenige zurückgezogene Beamte von Rang, leben dort. Man hat auch wohl behauptet, daß der Ort schmucker und reinlicher sei als die

meisten anderen Städte, wie den Hunanesen überhaupt eine größere Sauberkeit nachgesagt wird. Das gilt aber doch nur bis zu einem sehr mäßigen Grade. Wer als Europäer die Stadt durchwandert, findet allerdings gut gepflasterte und leidlich reinliche Straßen, ansehnliche Tempel und Gildenhäuser, aber er empfängt doch im Wesentlichen keine anderen Eindrücke als die sonst allgemeinen. Für chinesisch eingestellte Augen ist es indes doch wohl eine eigen geartete, von Behäbigkeit und Bildung zeugende Stadt.

In einem vor dem Nordtore gelegenen buddhistischen Tempel hatte ich die Überraschung, festzustellen, daß die chinesischen Mönche dort von einem japanischen Abte regiert werden. Wie man dieses Faktum des näheren deuten soll, was für Motive den Japaner hierher gebracht haben, und warum man ihm solchen Posten eingeräumt hat, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen, da ich keinen Zutritt zu ihm erhielt, sei es daß er wirklich abwesend war, wie man mir sagte, sei es daß er mich nicht sehen wollte.

* * *

Von Tschangscha innerhalb eines halben Tages über die Grenze hinüber ins Gebiet der Nachbarprovinz Kiangsi — wer hätte sich früher im Innern Chinas so schnelle Beförderung träumen lassen? Heute läßt es sich machen. Freilich noch nicht für Jedermann. Die Bahnstrecke, die wir bis zu dem Orte Tschutschou benutzten, ein Teil der künftigen Linie Hankou-Canton, ist noch nicht im Betrieb, und nur auf Verwendung einer mir befreundeten einflußreichen Persönlichkeit hin stellte die Bauleitung uns eine Lokomotive und einen offenen leeren Güterwagen zur Ver-

fügung. Bis zur Abgangsstelle dieser Lokomotive, etwa eine halbe Stunde weit, brachte uns eine Dampfbarkasse den Fluß hinauf, da die Gleise Tschangscha selbst noch nicht erreichen; dann also unser Güterwagen, von der Lokomotive geschoben; nach Verlauf einer Stunde aber mußte auch diese Fahrt unterbrochen werden, da ein unvollendeter Brückenbau Halt gebot. Eine kurze Strecke legten wir zu Fuß zurück, dann bestiegen wir eine Dresine, mit der wir zur nächsten Station hinrollten. Dort nahm uns wieder ein Güterwagen auf, diesmal ein geschlossener, was des eintretenden Regens wegen sehr willkommen war. Mit diesem Güterwagen und seiner Lokomotive erreichten wir glücklich den Ort Tschutschou. Dort beginnt eine längst fertige und im Betrieb befindliche Zweiglinie nach der Provinz Kiangsi hinüber, so daß wir nach abermaligem Umsteigen und Aufsuchen des neuen Bahnhofes endlich gradlinig und ohne Unterbrechung unserm Ziele zugeführt wurden. Also eine etwas komplizierte Reisemethode, weniger gleichförmig als wenn man tagelang auf seinem Pferde sitzt und zwei Maultiere mit Gepäck hinterhertraben. Aber geschwind ging es! Am Nachmittage zwischen zwei und drei hatten wir Tschangscha verlassen, am Abend um zehn waren wir in Pingsiang.

Was ist Pingsiang? und was hatte ich da zu suchen?

Diesmal handelte es sich nicht um buddhistische oder taoistische Tempel oder heilige Berge. Vielmehr folgte ich mit meiner Frau hierher einer freundlichen Einladung, um einen Ort kennen zu lernen, der sowohl für die industrielle und kommerzielle Entwicklung Chinas wie für die Schätzung deutscher Arbeit in China von ungemeinem Interesse ist.

Wer sich irgend näher auf die heutige Lage Chinas

eingelassen hat, dem wird bald klar geworden sein, von welch weittragender Bedeutung für die wirtschaftliche Zukunft des Landes die rationelle Erschließung der reichen Bodenschätze dieses großen Territoriums ist. Der Kredit Chinas auf dem Weltmarkt und seine finanzielle Sanierung beruht vor allem auf diesem Faktor. Am wichtigsten unter allen Bodenschätzen sind natürlich hier wie überall Eisen und Kohle. Der gewaltigste Ansatz nun, der bisher in ganz China gemacht ist, Eisen und Kohle zu heben und nutzbar zu machen, wird repräsentiert durch die „Han-Yeh-Ping Kohlen- und Eisenwerke", eine riesige Handels- und Industrieorganisation, die dem verstorbenen genialen Generalgouverneur Tschang Tschi-tung ihr Entstehen verdankt. Der Name Han-Yeh-Ping deutet auf die drei Stützpunkte des Unternehmens hin, nämlich auf Hanyang, den Nachbarort von Hankou, wo Tag und Nacht die Riesenschornsteine des großen Eisen- und Stahlwerks rauchen, ferner auf das Eisenbergwerk von Tayeh am Yangtze, und schließlich auf die Kohlenminen von Pingsiang. In Hanyang legte Tschang Tschi-tung das Eisen- und Stahlwerk an, in unmittelbarer Nähe seiner Residenz Wutschang und an dieser für den Versand so zentralen und bequemen Stelle. In Tayeh fand er reiche Eisenschätze in nicht zu weiter Entfernung, die den Hanyang-Eisenwerken das Material lieferten. Die unentbehrliche Kohle aber wurde in schier unerschöpflichen Massen in Pingsiang erschlossen. Das ungeheure Unternehmen ist heute in Besitz einer chinesischen Gesellschaft, an deren Spitze der bekannte, kürzlich zum Chef des Verkehrsministeriums ernannte Scheng Kung-pao steht. Es bezeichnet ohne Frage einen der namhaftesten Erfolge chinesischer Industrie. Das Eisen, das von Hanyang aus abgegeben wird, dient nicht mehr allein dazu, Chinas

eigenen Bedarf zu decken, sondern wird bereits in beträchtlichen Quantitäten auf den amerikanischen und japanischen Markt überführt, wo seine Konkurrenzkraft sich stark fühlbar gemacht hat.

Als Tschang Tschi-tung in den neunziger Jahren zur Anlage seines Eisenwerks in Hanyang schritt, richtete sich sein Blick auf das Grenzgebiet der Provinzen Hunan und Kiangsi für die Gewinnung der Kohle. Die Gegend war längst bekannt als kohlenreich und wurde bereits von Chinesen in ihrer primitiven Weise ausgebeutet. Zur genaueren Erkundung sandte er zwei deutsche Fachleute dorthin (1896). Da die Ergebnisse der Untersuchung äußerst günstig waren, wurde dem einen dieser Exploratoren im Jahre 1898 die Aufgabe, in Pingsiang ein Kohlenbergwerk einzurichten, übertragen. Der Mann, der so seine Hand an ein höchst wichtiges und folgenreiches Unternehmen legen sollte, war von Hause aus einfacher Steiger, aber eine durch Mut, Ausdauer und organisatorische Begabung für diesen Posten sehr geeignete Persönlichkeit. Er hatte bereits in den Tayeh-Eisenminen gearbeitet, kannte also chinesische Eigenart und die Schwierigkeit der Behandlung der Arbeiter. Mit unerschütterlicher Energie, unterstützt durch eine eiserne Natur, uneigennützig und ehrlich, so daß er das volle Vertrauen der Chinesen gewann, hat er im Laufe der Jahre in Pingsiang ein Werk aufgebaut, das seines gleichen sucht. Er ist heute der europäische Direktor der Pingsiang-Kohlenminen (die Oberleitung ist chinesisch) und trägt mit seiner Person die ganze weitverzweigte Sache. Was er an diesem Orte geschaffen hat, muß jeden, der es sieht, mit Bewunderung erfüllen und ist wahrlich wert, daß auch weiterhin im deutschen Vaterlande Notiz davon genommen wird.

Pingsiang ist heute eine deutsche Kolonie tief im Herzen Chinas. Sämtliche Angestellte in dem sehr ausgedehnten Betriebe sind (soweit Ausländer in Betracht kommen) Deutsche, viele unter ihnen verheiratet. Ein deutscher Arzt leitet ein Hospital mit 60 Betten, das abgesehen von den Angehörigen des Werkes selbst starken Zuspruch von Chinesen aus der ganzen Umgegend erfährt. Ein deutscher Klub bietet allen, besonders den Unverheirateten, einen geselligen Mittelpunkt. Eine deutsche Bergschule ist seit mehreren Jahren im Gange, um die Chinesen für die Bergarbeit zu schulen. Sie beginnt mit einer dreiklassigen Vorschule, in welcher Deutsch die Unterrichtssprache ist, und in der die jungen Leute Sprachkenntnisse und sonstige allgemeine Ausbildung sich aneignen. Ich sah die drei Klassen im Betriebe und konnte feststellen, daß deutscher Lehrerfleiß hier recht Respektables zuwege gebracht hatte. Die Zahl der Schüler beträgt 60. Unterhalten wird die Schule (wie auch das Hospital) von den Einkünften des Bergwerks.

Über die Leistungen des letzteren selbst kann ich mich als Laie nicht näher äußern. Doch sah ich die Besprechung eines amerikanischen Fachmannes, der mit höchster Anerkennung sowohl von Anlage und Einrichtung wie von den Resultaten redet (in der in San Franzisko erscheinenden Fachzeitschrift Mining and Scientific Press, Nummer vom 29. Oktober 1910). Die Förderung beläuft sich auf 2500 Tonnen täglich. Eine große Maschinenwerkstatt ist mit dem Bergwerk verbunden, damit alle Maschinen und Maschinenteile hier, wo man vom Auslande so weit entfernt ist, am Platze selbst hergestellt werden können.

Wenn man auf einer der vielen Höhen des bergigen und landschaftlich schönen Geländes steht und den Blick

über das kohlenschwarze, von Maschinen- und Menschenarbeit gestempelte Tal hingehen läßt, dann möchte man meinen, in einem der Industriezentren Europas zu sein. Wenn man Abends mit allerlei deutschen Familien zusammen um den gastlichen Tisch versammelt sitzt und das Gespräch sich um die Heimat und heimische Fragen bewegt, so möchte man wiederum meinen, im Vaterlande zu sein. Und doch war hier vor fünfzehn Jahren noch keine Spur europäischen Einflusses, kein Klang eines deutschen Wortes zu bemerken, es war Chinesenland mit einigen armen Hütten und nährte notdürftig seinen Mann. Leicht ist es nicht gewesen, dies neue Gebilde hier ins Leben zu rufen. Nie werde ich die Stunde vergessen, da uns Herr L. selbst drunten in der Tiefe der Erde von den Krisen, durch die er das Werk hat hindurchführen müssen, erzählte.

Wir waren (meine Frau und ich) mit ihm in einen der Schächte eingefahren und hatten die Arbeit in den Flözen selbst, wo nur die Bergmannslampe durch die „purpurne Finsternis" leuchtet, wo das Wasser der Pumpenrohre hinter den Kohlenwänden rauscht, uns zeigen lassen. Es war oft erstickend heiß; das gebückte Wandern an manchen Stellen, das unsichere Stolpern auf dem unebenen Boden machte mit der Zeit müde. So schlug Herr L. eine Ruhepause vor. Wir setzten uns auf ein paar Kohlenblöcke, und beim kargen Schein der Grubenlichter, während es um uns eintönig vom Gestein herniedertropfte, begann der Mann, der diese Gänge gegraben hatte, von vergangenen Erlebnissen zu sprechen. Es waren unwillkürliche Erinnerungen, wie sie aus Anlaß verschiedener Fragen wieder in ihm wach wurden, sehr einfach mitgeteilt, und doch in sich selbst von tiefer Eindruckskraft. Die Bevölkerung dieser Gegend, obwohl politisch zur Provinz Kiangsi gehörig,

ist ihrem Charakter nach doch durchaus den Hunanesen verwandt, schnell hinzureißen, unruhig, fremdenfeindlich und von großem Selbstgefühl. Die Empörung über das Eindringen des Fremden, der Argwohn bei allem, was er unternahm, die Furcht, daß er der Gegend Schaden bringe, war allgemein, als L. 1898 ganz allein, der einzige Fremde weithin, unter diese aufgeregte, haßerfüllte Masse trat. Lange Zeit mußte er Tag und Nacht von Soldaten bewacht werden und konnte nie vor einem Überfall sicher sein. Am schwierigsten war die Arbeiterfrage. Er hatte eine Anzahl Leute von Tayeh mitgebracht, mußte aber natürlich auch Ansässige gewinnen. Die Gewöhnung an bestimmte Arbeitsleistungen, die Festsetzung des Lohnes, die Abstellung von Mißbräuchen führte naturgemäß zu Konflikten. L. schilderte besonders lebhaft einen dieser Konflikte, bei dem alles auf dem Spiele stand; wie er, Aug in Auge mit einer vielköpfigen wilderregten Arbeiterschar, ohne Waffe, unter Wutschreien und Drohungen verhandelte, ihnen das Mangelhafte ihrer Arbeit und das Unrecht ihrer Forderungen nachwies; wie er schließlich, als es bis zum Siedepunkt gekommen war und so oder so ein Schlag fallen mußte, plötzlich in den Haufen hineinsprang und ein paar der ärgsten Aufwiegler, die er kannte, mit kräftiger Hand griff und abführte: verblüfft schauten die andern zu, wagten doch nicht ihn anzutasten, und eine Wendung trat ein. Es gelang schließlich, eine neue Basis des Arbeitsvertrages herzustellen. Aber es kostete noch manchen Kampf und manch kühnes Durchgreifen, bis Alles glatt lief. Die letzte Krisis war im Jahre 1906. Damals hatte man es nicht bloß mit einer Arbeiterunruhe, sondern mit einem weithin angelegten, auch gegen die Regierung gerichteten Aufstande zu tun. Durch einen Zufall kam die Empörung bei den

Kohlengruben früher, als der allgemeine Plan war, zum Ausbruch. Mitten in einer Dezembernacht wurden die Europäer aus dem Schlafe geweckt (damals war es schon eine ganze Anzahl). Sofort aufstehen, in einer Stunde fluchtbereit sein, mit der Bahn davon! Man kann sich die Stimmung ausmalen. Aber es gelang zu entkommen. Das zu frühe Losschlagen der Aufständischen an dieser Stelle ermöglichte es der Regierung, verhältnismäßig schnell Herr der Lage zu werden. In jenen Tagen haben in und um Pingsiang manche blutige Köpfe und enthauptete Leiber gelegen.

Man hört solche Erzählung an, — das Licht der Grubenlampe blinkt wieder aus einer Wasserlache am Boden, das Auge läuft in den dunklen Gang da vor uns hinein, als ob die Gestalten der Kämpfer dieses Lebenskampfes dort heraus treten müßten; an den feuchten Balken des Gestänges, das uns mühselig vor dem Erdrücktwerden zu schützen scheint, wogen unruhig unsere Schatten. Eine Pause, in der nur die Gedanken reden. Was für Lebensgeschichten sind in dies unterirdische Labyrinth mit eingegraben! Dann brechen wir auf und eilen dem Tageslichte zu.

* * *

Ich habe bisher immer kurzweg von Pingsiang gesprochen. Der Genauigkeit wegen muß ich jedoch hinzusetzen, daß die Kohlengruben etwa eine halbe Stunde von der Stadt Pingsiang entfernt liegen und einen kleinen Ort für sich bilden. Indes gibt nach chinesischem Brauch die Distriktstadt dem ganzen Distrikt seinen Namen, weswegen die gewöhnliche Benennung der Kohlengruben berechtigt ist. Sie liegen in einem weiten Bergkessel, rings von Höhen

umzogen. Die geographische Breite ist etwa der 28. Grad. Man kann sich denken, daß bei solcher Lage im Juli die Temperatur nicht eben behaglich war. Dazu ist die Luft dort sehr feucht, was die Hitze viel unangenehmer und schädlicher macht. Mehrere Tage hindurch gab es tropische Regengüsse, die indes die heiße Atmosphäre durchaus nicht abkühlten, sondern nur den Wassergehalt der Luft erhöhten.

Man sah die Berggipfel verlockend ringsherum emporragen. Dort oben mußte es doch kühler sein! Dazu kam, daß wir bald erfuhren, Herr L. habe da oben irgendwo ein kleines Häuslein gebaut, in dem man sich zur Not für ein paar Tage einrichten könne. Wir beschlossen also eines Nachmittags es uns anzusehen. Das Wetter hatte sich gerade aufgeklärt, und der Weg in die Berge hinauf durch niedrige Waldung und über blumige Matten, an schroffen Felshängen hin mit dem Blick auf zahllose Gipfel der Ferne war an sich schon eine Erquickung. Gegen Abend kamen wir bei dem Berghäuslein an. In aller Stille und Einsamkeit lag es da, eine kleine Mulde ausfüllend, von Gebüsch und Bäumen umrahmt. Zwar war es höchst primitiv, völlig leer, aber was schadete das? Die notwendigste Einrichtung ließ sich leicht heraufschaffen. Eine Quelle mit frischem Wasser war in der Nähe. Der Gedanke, hier in dieser Waldesfrische, in dieser Bergesluft ein paar Tage ganz zurückgezogen zu hausen, wie über der Menschenwelt und in innigster Nachbarschaft mit der Natur, hatte etwas Berückendes. Damit es nicht an aller Möglichkeit der Hilfe und Bedienung fehle, stand etwa zehn Minuten weiter abwärts ein kleines chinesisches Bauerngehöft, dessen Insassen uns als zuverlässig empfohlen waren. Einer der Leute von dort hatte auch die Aufsicht über das Waldhäuschen.

Beim Hinabsteigen in der Abendröte beredeten wir den Plan weiter und nahmen uns vor, gleich morgen überzusiedeln.

Gesagt, getan. Am nächsten Tage trafen wir die nötigen Vorbereitungen, Träger wurden gemietet, und am Spätnachmittag bewegte sich eine kleine Karawane den Weg an den Bergen wiederum hinauf. Fast noch schöner als gestern erschien die Gegend. Der letzte Teil des Weges wand sich schmal durch dichtes Gebüsch hin, das schon den würzigen feuchten Duft des Abends ausatmete. Man sah nicht weit voraus, aber jeden Augenblick erwarteten wir das schützende Obdach vor uns zu finden. Jetzt, jetzt mußten wir wirklich an der Stelle sein. Aber was war das? Wir sahen uns sprachlos an. Statt vor der Berghütte von gestern standen wir vor einem Trümmerhaufen! Äffte uns ein Traum? Hatten wir den Platz verfehlt? Nein, es war unzweifelhaft hier, Blumen, Bäume, Quelle, Weg, alles war richtig, nur der kleine Bau, dem wir uns anvertrauen wollten, lag in lauter Trümmern, Balken, Brettern, Steinen, am Boden. Man bemerkte gar, daß Menschenhand schon eine gewisse Ordnung in die Trümmer gebracht hatte, Steine waren bei Seite geschafft, Bretterwerk aufgeschichtet. Was bedeutete das alles? Da kam denn auch der chinesische Hüter der Hütte heran und erzählte, was vorgefallen war. Am Morgen früh um 3 Uhr hatte sich ein heftiger Windstoß aufgemacht, auch ein Regenschauer war gefallen, und in diesem kurzen Unwetter war die baufällige, sehr sorglos errichtete Behausung einfach in sich zusammengestürzt!

Da lag nun unser Traum von Berg- und Waldleben! Und fröstelnd überzog es uns doch: wie, wenn dasselbe Ereignis einen Tag später eingetreten wäre?

Zwischen drei und vier Uhr morgens, — — wir hätten im Schlummer auf unsern Betten gelegen, während Balken und Bretter über uns eingebrochen wären. Es hätte ein schweres Unglück geben können.

Gedankenvoll und ernst gestimmt zogen wir mit unserer Karawane wieder zu Tale.

* * *

Schnell kam der Tag, wo auch Pingsiang mit all seinen Eindrücken zu den vergangenen Bildern gehörte. Der Eisenbahnzug brachte uns zurück nach Tschutschou. Dort mietete ich ein Boot, um den Siang-Fluß noch weiter nach Süden hinaufzufahren, tiefer ins Innere von Hunan hinein.

An dem westlichen Ufer des Siang-Flusses liegen zwei Berge, die mich anzogen. Der eine ist der Heng-schan, einer der fünf heiligen Gipfel des alten China, unter denen der Taischan der vornehmste ist. Der andere Berg, den ich besuchen wollte, ist der etwas südlicher als der Hengschan gelegene Kou-lou-feng, merkwürdig dadurch, daß auf ihm das Original der sogenannten Steintafel des Yü gestanden haben soll an der Stelle, wo heute noch eine spätere Nachbildung steht. —

Gemächlich wiegt sich das schwerfällige chinesische Boot auf den leicht plätschernden graugrünen Wassern des Siang. Das riesige Steuerruder quiekt und brummt bei jeder Bewegung. Der Wind hilft uns wenig; wenn er ganz einschläft (trotz des ermunternden Pfeifens, mit dem die Schiffer ihn zu wecken suchen), so muß mit Stangen gestoßen oder am Lande getreidelt werden. Die fünf Schiffsleute sind so immer an der Arbeit, tun das Ihre aber munter

und willig, dabei mit einer Schweigsamkeit, die mir selten unter Chinesen begegnet ist. Wir zwei Passagiere nehmen die Mitte des Bootes ein, wo unter einem Bambusdach, gerade hoch genug, daß man sich leidlich aufrichten mag, zwei Lagerstätten bereitet sind. Je eine Seitenplanke rechts und links haben wir herausnehmen lassen, so daß die Luft durchstreichen kann und die Aussicht frei ist. Freundliche Ufer ziehen vorüber, grün, reich bebaut, hügelig, hin und wieder Dörfer oder einzelne Landhäuser, die auffallend schmuck und reinlich aussehen. Die Gehöfte haben hier einen festen, regelmäßig wiederkehrenden Baustil, den ich ähnlich schon früher in der Provinz Sz'tschuan beobachtete: von dem Mittelbau, der zurücktritt, gehen rechts und links unter rechtem Winkel zwei stark vorspringende Seitenflügel aus. Die Wirkung ist malerisch, und ohne Frage ist die Anlage für den chinesischen Bauern zugleich sehr zweckentsprechend. Die Wände sind Fachwerk, oft hübsch bemalt.

Zwei Tage etwa fuhren wir so den Fluß hinauf. Dann war die Stadt Hengschan hsien erreicht, der Ausgangspunkt für die Besteigung des Hengschan. Hier trat das charakteristisch chinesische Beförderungsmittel, die Sänfte, in ihre Rechte. Denn da es brennender Hochsommer war, fühlten wir nicht den Ehrgeiz, den Weg zu Fuß machen zu müssen. Am ersten Tage brachten uns unsere Träger bis nach einem Orte am Fuße des Gebirges, Nanyo miao geheißen. Das ist eigentlich die Bezeichnung eines Tempels, der den Mittelpunkt des Fleckens bildet, und zwar des Tempels, der der Gottheit des Hengschan geweiht ist. Da letzterer nämlich unter den fünf heiligen Gipfeln (yo) der südliche (nan) ist, wird er gewöhnlich einfach Nanyo genannt, sein Tempel (miao) also Nanyo miao.

Es war eine schöne und imponierende Anlage, ein weiter, stiller, von einer Mauer umzogener Bezirk, mit alten prächtigen Bäumen bestanden, auch blumenbunt, aus welchem der einfache, aber wuchtige und würdevolle Stil großer Tempelbauten hervortrat. Diese Bauten selbst wurden gerade einer Renovierung unterworfen, das Innere war daher gänzlich ausgeräumt und den Handwerkern preisgegeben. Die Arbeit an der Außenseite des Hauptgebäudes war schon nahezu fertig, sehr ansprechend, das Gebälk zum Teil kräftig bemalt, die herumlaufende Steinbalustrade mit einer Fülle eigenartiger Skulpturen geschmückt. Der Ort Nanyo miao enthielt übrigens noch eins der bedeutendsten Buddhistenklöster, wenn nicht das bedeutendste der ganzen Provinz, dasjenige in welchem die Mönchsweihe für einen weiten Kreis umliegender Heiligtümer vorgenommen wurde. In einem anderen kleineren Buddhistenkloster blieben wir über Nacht.

Am andern Morgen ging es hinauf auf die Bergeshöhen.

Der Eindruck des Hengschan ist von dem des Taischan, den ich früher zu schildern versuchte und mit dem ich natürlich unwillkürlich einen Vergleich anstellte, recht verschieden. Liest man auf dem Taischan gewissermaßen die ganze Geschichte Chinas in Monumenten und Inschriften eingegraben und hat er dadurch etwas Ruhmvolles, Vornehmes, so liegt über dem Hengschan ländliche Stille und Weltverlorenheit. Idyllisch wirkt er und redet in zarten, feinen Tönen. Als man diesen Berg einst zum heiligen Berge machte, da war dieses ganze Gegend (das alte Vasallenreich Tschu) der äußerste Vorposten des Chinesentums nach Süden zu, und stark machte sich hier noch ganz andere

Bevölkerung, fremdes Blut, Urbewohnerschaft geltend, zwischen die die Chinesen sich hineindrängten. Noch heute kam mir ein Empfinden, als ob dieser Berg ein in ferne Grenzlande vorgeschobener Außenposten sei. Entrückt aus dem großen Getriebe und Verkehr liegt er da. Die Tempel, welche den Weg von unten bis oben hinauf begleiten, sind unansehnlich, oft verfallen, von wenigen buddhistischen oder taoistischen Mönchen bewohnt, halb oder drei Viertel Bauernhütten. Dagegen nimmt hier die Natur so recht das Wort, zwar nicht in überwältigend großen Gebilden, aber in einem anmutigen Reichtum des Schaffens, der lebhaft anspricht. Schon von der zweiten Hälfte der Steigung an, wo es steiler bergauf geht, entfaltet sich ringsum ein entzückendes Panorama von Hügeln, Wäldern und Gefilden, flußdurchströmt, das sich weitet und immer mehr weitet, bis man endlich auf dem höchsten Gipfel neben dem kleinen, ruinenhaften Heiligtum, das ihn krönt, eine endlose Welt von grünem Leben vor den Blicken ausgebreitet sieht. In gewaltigen Verschlingungen umkreist am Horizonte der Siang-Fluß das Ganze und hält es wie eine Mutter in seinen Armen. Ortschaften und einzelne Bauerngehöfte lugen aus den Waldungen und hinter Anhöhen hervor, scheu und bescheiden. Eine größere Stadt bemerkt man nicht, denn Hengschan hsien am Siang-Flusse wird von einem Bergzuge verdeckt. Nur die Tempeldächer und niedrigen Wohnungen von Nanyo miao liegen zum Greifen klar unten im Tale.

Daß China von vornherein eine Bauernnation war (und im wesentlichen ist es immer dabei geblieben), kam einem auf dem Hengschan recht zum Bewußtsein. Es war Bauernland, die Umgebung dieses heiligen Berges, auf

dessen Scheitel man dankte für die Gaben des unerschöpflichen Bodens und ihre Beschirmung den oberen Mächten anbefahl. Leuchtend grüne Reisfelder schoben sich überall aus der Ebene hoch an den Berghängen empor, — der in ganz China berühmte Reis der Provinz Hunan, — und priesen die Nährkraft dieser Erde und den Fleiß der Besteller. Ähnlich mag das Bauernleben, dies gesundeste Urelement des Volkes, seit Jahrtausenden hier gehaust haben, seit den Tagen, da man die Urväter zuerst auf den Hengschan als den Berg der Anbetung hinaufführte. Licht und Schatten sind über dies stille Dasein dahingegangen, so wie jetzt eben Sonnenschein und Wolkendunkel wechselnd über der weiten Landschaft liegen; aber zäh und gleichförmig hat sich darunter die eng beschränkte, fest gewurzelte Bauernkultur erhalten, die Felder berieselnd, pflügend und erntend, das Jahr nach Sonnenbahn und Mondeslauf teilend, die Hände in den ländlich einfachen Tempeln vor den mit Opfergaben besetzten Tischen erhebend zum „Juwelenherrscher", zum „großen Uranfang", zum „Vater Buddha", im Grunde doch zu dem „unbekannten Gott".

* * *

Wieder hörten wir zwei Tage lang das Wasser gegen die Planken unseres Bootes schlagen, sahen langgestreckte Flöße uns entgegen den Fluß hinabtreiben, beobachteten die Fischer, wie sie die Spinnengewebe ihrer großen Fangnetze in die Wellen hinabließen, oder die Herden am Ufer und die Treidler und die Feldarbeiter. Da tauchte am Nachmittage des zweiten Tages im Osten ein kräftiger Gebirgszug auf, sich in der Mitte zu einer markanten Höhe

aufrichtend; das war der Kou-lou-feng. Bei dem Orte Tschang mu ß' legte unser Boot an, und in der Frühe des nächsten Morgens trugen uns wieder die Sänften über Land, so daß wir gegen Mittag den Gipfel erreichten. Man braucht nicht ganz bis zur höchsten Höhe hinauf; denn das Denkmal des Yü steht eine Strecke unterhalb in der Nähe eines ärmlichen taoistischen Klosters, in dem aber heute buddhistische Mönche leben. Von dem Kloster aus führt eine ziemlich steile Steintreppe zu einer von prächtigen alten Bäumen umkränzten Plattform hinauf. Dort hat man die Ruinen eines Tempels vor sich, der nach Inschriften zu schließen aus dem Anfang der jetzigen Dynastie stammt. Kaum die Mittelhalle bietet ihren Götterbildern (einer Mischung von Taoismus, Buddhismus und Staatsreligion) noch mühselig Dach und Fach; von dem Übrigen muß man sagen: „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein." Vor diesen Mauertrümmern an der rechten Seite, wie es scheint ursprünglich in einem besonderen Höfchen des Tempels, jetzt aber ganz frei, erhebt sich mit dem Fuß in den Felsen eingelassen, aber schon schräg vornüber geneigt, als ob sie auch bald fallen würde, die Steintafel des Yü (Yü pei).

Die Wipfel der alten Bäume schüttelte ein schwüler Wind. Wolken zogen herauf und drohten mit Regen. Das Land in derselben Üppigkeit des Wachstums wie es vom Hengschan aus erschien, lag unter uns, still und wartend. Gebüsch und Gestrüpp umkroch die einsamen Trümmerhaufen hier, und nur Vogelstimmen und Insektensurren war ringsum hörbar. Aus dieser Umgebung heraus starrte uns das Rätsel der alten Inschrift an.

Ein Rätsel ist es. Soviel auch seit langer Zeit, besonders von chinesischen Gelehrten, über die Tafel des Yü geforscht und geschrieben ist, hat sich bis jetzt der Schleier, der darüber liegt, nicht lüften lassen. Der Tatbestand ist kurz dieser.

Weithin verstreut durch China, vor allem in der Umgebung des Yangtze-Tales (so bei Hangtschou, bei Kiukiang, in Wutschang, bei Tschangscha, bei Tschengtu und an zwei Orten der Provinz Yünnan), aber auch anderswo, z. B. bei Tsinanfu in Schantung und bei Hsinganfu in Schensi, haben sich Steintafeln gefunden, auf Bergen hingestellt, die alle offenbar einer Urinschrift nachgebildet sind, wenn auch in Kleinigkeiten variierend. Die Schriftzeichen selbst kann man bisher nicht entziffern. Sie weichen von den ältesten uns bekannten chinesischen Schriftzeichen völlig ab[1]), machen aber doch wie jene den Eindruck einer Begriffszeichenschrift, nicht einer Silben- oder Buchstabenschrift. Chinesische Altertumsforschung hat diese Inschrift als eine Aufzeichnung des Kaisers Yü angesehen. Diese berühmte Persönlichkeit, mit zwei andern Kaisern, Yao und Shun, so ziemlich am Anfange der chinesischen Geschichte stehend, soll um 2200 v. Chr. gelebt haben und der Begründer der ersten chinesischen Dynastie, des sogenannten Hsia-Reiches, gewesen sein. Als die besondere Großtat des Yü wird bezeichnet, daß er — noch unter der Regierung des Shun, seines Vorgängers — zur Zeit einer großen Überflutung das Riesenwerk einer Regulierung der Wasserläufe fertig gebracht habe, so daß das Volk ge-

[1]) Als die älteste Probe chinesischer Schrift, die einigermaßen datierbar ist, muß man die Inschrift der Bronzetrommeln (in Peking), den Bericht von dem Jagdzuge des Kaisers Hsüen, um 800 v. Chr., ansehen.

sichert leben und das Land bebauen konnte. Bei dieser seiner Arbeit soll er den Hengschan besucht und dort geopfert haben. Es heißt auch, daß er auf dem Hengschan ein goldenes Buch mit Edelsteinzeichen gefunden habe, das ihm die Gesetze der Wasserläufe offenbarte. Die Erinnerung an seine ewig wichtige und denkwürdige Tat habe er durch eine Inschrift auf einer Steintafel den künftigen Geschlechtern übermacht. Von dieser seiner Inschrift seien all die heute vorhandenen Steintafeln Kopieen; denn daß das Original heutzutage nicht mehr existiert, wird zugegeben.

Es muß späteren Forschungen vorbehalten bleiben, mehr Licht in dieses dunkle Problem hineinzutragen, wenn das überhaupt je gelingen wird. Vorläufig ist man auf Möglichkeiten angewiesen. Soviel ich sehe, sind deren vier.

Die erste ist, daß Yü, seine Tat und seine Inschrift historisch sind und wir wirklich einen alten Bericht vor uns haben. Derselbe wäre dann allerdings in einer Schrift abgefaßt, von der keine Brücke zu der sonst bekannten altchinesischen hinüberführt und in der uns auch weiter nicht ein einziges Dokument erhalten wäre. Eine zweite Möglichkeit ist, daß wir es mit einer Inschrift von „Ureinwohnern" dieser Gegend zu tun haben, welche ein besonderes Schriftsystem besaßen (wie die Lolo in Westchina ein solches haben), und daß die Chinesen diese Tafel später künstlich mit dem Kaiser Yü in Verbindung brachten, weil die Überlieferung ihn in diese Gegenden versetzt. Drittens wäre möglich, daß es sich um eine Tafel mit Beschwörungszeichen handelt, die eben auch irrigerweise mit Yü verknüpft wäre. Viertens könnte das Ganze auch eine rein auf Phantasie und Betrug beruhende Fälschung eines Anti-

quitätenfexes sein. Das Für und Wider dieser Möglichkeiten abzuwägen ist hier natürlich ausgeschlossen. Erwähnt möge noch werden, daß es allerdings eine chinesische „Entzifferung" der Inschrift gibt, welche darin eben einen Bericht des Yü von der Ausführung des kaiserlichen Befehls, die Wassernot zu bezwingen, wiederfindet, daß aber diese Lesung vollkommen willkürlich und unhaltbar ist[1]).

Hat die Tafel des Yü einen historischen Grund, dann ist dieser Kou-lou-feng die Stätte, wo in jenen längstvergangenen Zeiten ein Großer der damaligen Menschheit nach Vollendung eines Riesenwerkes gestanden hat in dem Bewußtsein, einem ganzen Volke die Grundlage gedeihlicher Existenz für lange Zukunft gegeben zu haben. Es wird sich um Erbauung von Deichen und Kanälen, um Bändigung wilder Wassergewalten gehandelt haben, die in der Tat für jene Alten noch wohl größere Bedeutung hatte als für uns heute die Anlegung von Eisenbahnen oder die Erfindung von Luftschiffen. Denn es war eben die reinste Lebensfrage.

* * *

Als ob die Wasser Einspruch dagegen erheben wollten, daß sie gebändigt seien, überschütteten sie uns beim Herabsteigen vom Kou-lou-feng mit endlosen Güssen vom Himmel herab. Pudelnaß kamen wir abends bei unserm

---

[1]) Wenn O. Münsterberg in seiner Chinesischen Kunstgeschichte (I S. 114) von der Tafel des Yü in einer Weise spricht, als sei es ausgemacht, daß in ihr ein Fälschung vorliege und daß die Zeichen Zauberzeichen seien, so ist das unberechtigt. Auch Haenisch hat in seiner dort zitierten Abhandlung nichts dergleichen bewiesen, er hegt nur diese Vermutung. Die Frage der Echtheit ist noch durchaus unentschieden. Daß das Orignal erhalten sei, behauptet kein Einsichtiger. Die Inschrift selbst hat Varianten in ihren verschiedenen Kopien.

Heim, dem Boote, wieder an, gewissermaßen vom Berge heruntergespült. Noch trug uns das Boot eine halbe Tagereise weiter den Fluß hinauf nach der Stadt Hengtschoufu, dem Mittelpunkte dieser Gegend. Dann wendeten wir uns. Schnell flogen wir nun auf den hochgeschwollenen Wogen des Siang abwärts, im Fluge noch einmal vorüberstreifend an all dem Gesehenen und es von ferne grüßend. In Tschangscha nahm uns das gastlich freundliche Dach wieder auf, das uns schon auf der Hinreise Zuflucht geboten hatte. Mit demselben Dampfer, der uns hergebracht, kehrten wir bald darauf nach Hankou zurück.

XIV.

Der Wutaischan

Der Buddhismus hat in China vier besonders heilige Plätze, die Zielpunkte ungezählter Pilgerscharen aus allen Teilen des Reiches. Jeder dieser Wallfahrtsorte ist einem der vier populärsten Bodhisattvas (chinesisch Pu-ßa) geweiht, dessen Bildnis in den Tempeln die Hauptrolle spielt. Im äußersten Westen, in der Provinz Sz'tschuan (die im vorigen Jahre durch die ersten Anfänge der revolutionären Unruhen allgemeine Aufmerksamkeit erregte), im Angesichte der tibetischen Hochlande, erhebt sich der heilige Berg Omi, dem Bodhisattva Puhsien (indisch Samantabhadra) geweiht. Am Ostrande des Reiches, auf der nicht weit von Ningpo gelegenen Insel Puto, hat der Kultus der Göttin Kwanyin seine Hauptstätte. In Mittelchina, am Yangtze, östlich von der Stadt Nganking, wird in dem Tempelbezirk Tchiu-hwa-schan der Bodhisattva Titsang, der Gott der Unterwelt (der indische Yama) verehrt. Schließlich in Nordchina ist die berühmteste buddhistische Kultusstätte der Wutaischan, dem Bodhisattva Wenschu (indisch Manjusri) heilig.

Nachdem ich auf früheren Reisen die drei erstgenannten Orte kennen gelernt hatte, wollte ich diesmal mit dem vierten, dem Wutaischan, näher bekannt werden. Er

ist in der Provinz Schansi, nicht weit von ihrer östlichen Grenze, gelegen und läßt sich heute am bequemsten von einer der Stationen der Peking-Hankou-Bahn (sogen. Pehanlinie) erreichen, etwa von Tschengtingfu oder von Tingtschou aus. Man hat dann noch fünf Tage Landreise nötig, keine lange Strecke für den an das Reisen im Innern Chinas gewöhnten Wanderer. Auch von Taiyüenfu aus (dem Endpunkt einer Zweigbahn der Pehanlinie) gelangt man in derselben Zeit von Südwesten her nach dem Wutaischan.

Der Wutaischan ist nicht ein einzelner Berg oder ein isolierter Gebirgszug, sondern ein weitausgedehntes, mannigfach verzweigtes Bergland, vielerlei Gipfel und Ketten, von mehr oder weniger breiten Hochtälern zertrennt. Der Name weist auf besondere Erhebungen hin, die als die „fünf Altäre" (wu t'ai) bezeichnet sind, womit eben nichts anderes ausgedrückt sein soll (wie die vierbändige chinesische Chronik des Gebirges, das Tching-liang-schan-tsch', im Eingang hervorhebt) als fünf besonders hohe Bergrücken, nach ihrer Lage einfach der Nord-, Süd-, Ost-, West- und Mittelaltar genannt. Die nördliche Höhe ist die bedeutendste (über 3000 Meter). Wald ist auf dem ganzen Berglande wenig zu bemerken, fast nur in unmittelbarer Nähe größerer Klöster, dagegen sind die Abhänge überall mit üppigem Graswuchs und einem prächtigen Blumenflor geschmückt, erfreuen sich auch reichlicher Bewässerung durch klare Bergbäche und Flüßchen. Der Gesamteindruck des Hochlandes ist daher frisch und anmutig. Der Winter beginnt früh (Oktober), dauert lange und ist streng; die Hochsommermonate dagegen sind sehr angenehm. Ich stieg in den heißesten Juli- und Augusttagen aus der Bruthitze der Ebene zu den Bergen hinauf und

fand dort oben, auch ohne daß ich die äußersten Höhen zu erklettern brauchte, eine sehr erträgliche, nachts sogar empfindlich kühle Temperatur, fast frei von Mosquiten. Wölfe und Leoparden hausen in manchen Teilen des Gebirges und machen sich, wie mir die Mönche sagten, im Winter oft unangenehm bemerklich. In Sommertagen bekommt man höchstens einmal einen ausgestopften Leoparden, der auf einer Klosterveranda prangt, zu Gesicht.

Die Klöster sind, jedes eine Ansiedlung für sich, über die Gipfel und Täler hin zerstreut. Doch ist ein dichter bevölkerter Mittelpunkt des Berglandes da, das ist das breite Hochtal, in welchem nahe beieinander die Örtchen Tai-hwai-tschen und Yang-ling-kai liegen. Um diese Flecken herum, vor allem an der Nordseite des letztgenannten, findet man die ältesten, reichsten und berühmtesten Heiligtümer. Die Zahl der Klöster hat im Laufe der Jahrhunderte sehr abgenommen. Die schon erwähnte Chronik des Wutaischan berichtet, daß in der Tang-Dynastie (also zwischen 600 und 900 nach Christo) über 360 Klöster hier geblüht hätten; heute seien es noch etwa 150. (Die Ausgabe der Chronik, der ich diese Zahlen entnehme, stammt aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts). Doch scheint in den letzten Jahrzehnten ein gewisser Aufschwung wieder eingetreten zu sein, da ich manche gut gehaltenen Neubauten und eben in Reparatur befindlichen Heiligtümer antraf.

* * *

Der bemerkenswerteste Zug des Buddhismus auf dem Wutaischan ist das Ineinanderfließen des chinesischen Bud-

dhismus mit dem Lamaismus. Es ist bekannt, daß die Religion Gautamas in den verschiedenen Ländern eine verschiedene Ausprägung erhalten hat, und daß die tibetische Form, der Lamaismus, sich von der chinesischen stark unterscheidet. Wo sonst in China der Einfluß des Lamaismus spürbar wird, wie z. B. in Westchina an der tibetischen Grenze oder in Peking, gehen beide Strömungen in reinlicher Scheidung nebeneinander her. „Lama ist Lama, Hoschang (Bezeichnung des chinesischen Buddhistenmönches) ist Hoschang," sagt man auf die Frage nach ihrem Verhältnis zueinander, d. h. sie haben nichts miteinander zu tun. Anders ist es auf dem Wutaischan. Hier vermischen sich beide Richtungen und übernehmen voneinander allerlei Einrichtungen und Bräuche.

Die Lamas des Wutaischan sind größtenteils Mongolen. Viele von ihnen kommen aus der östlichen Mongolei (Gegend von Jehol), andere auch aus tibetischem Gebiet. (Einmal versicherten mir selbst Mönche eines Klosters, die ihrem Aussehen nach Vollblutchinesen waren, sie seien Lamas, nicht Hoschang, obwohl ihr Geburtsort gegen sie zeugte; sie mußten also wohl einen gewissen Stolz darin setzen.) Diese Gegenden der Provinz Schansi werden von alten Zeiten her stark mit Mongolen durchsetzt gewesen sein, ja, der Gedanke liegt nahe, ob nicht jener Zweig der großen Mauer, der an der Grenze von Tschili und Schansi herunterläuft und den man auf der Reise nach dem Wutaischan überschreitet, ursprünglich als Schutzlinie gegen die jenseits in den Bergen wohnenden Mongolen gemeint war. Die Ansiedlungen des Wutaischan mit ihrer Verschmelzung chinesischer und lamaistischer Art waren dann auch vielleicht ein politisch nicht unwich-

tiges Mittel der Amalgamierung jener fremden und etwas gefährlichen Mongolenhorden gewesen. Die Zahl der lamaistischen Klöster auf dem heiligen Berglande (denn trotz der Annäherung unterscheidet man doch deutlich chinesische und mongolische Klöster, vor allem an der Sprache des Kultus und des Kanons) ist bei weitem nicht so groß wie die der chinesischen, es sind heute nur 24 (unter etwa 150, wie oben bemerkt); indes sind die Lamaklöster die bedeutendsten, sie zählen etwa 4000 Mönche, also durchschnittlich auf das Kloster 166 Insassen. Auch ist die höchstgeachtete geistliche Persönlichkeit des ganzen Wutaischan ein Lama, nämlich der sogen. Tschang-tchia-fo, die buddhistische Inkarnation, welche hier residiert. Übrigens verdient bemerkt zu werden, daß man sowohl in den lamaistischen Klöstern vereinzelte chinesische Mönche findet wie auch in manchen chinesischen untermischte Lamas.

Der Anlageplan sowie die Architektur der Tempel ist meistens chinesisch; dagegen ist die Form der Pagoden durchweg indisch-tibetisch. In der Ausstattung der Innenräume geht chinesische und tibetische Weise regellos durcheinander. Tibetische Göttergestalten stehen neben chinesischen; tibetisch-mongolische Inschriften wechseln mit chinesischen; die tibetischen Butterlämpchen und Gebetzylinder, tibetische Votivmalereien und religiöse Symbole, Gebetsbretter, auf denen der Anbetende sich hundert- oder tausendmal lang hingestreckt, und dergleichen Einrichtungen mehr, die China sonst nicht kennt, genießen auch in chinesischen Heiligtümern volles Daseinsrecht. Selbst in der kultischen Praxis färben beide Formen des Buddhismus aufeinander ab. Den Einzelheiten näher nachzugehen, ist hier nicht der Ort.

* * *

Mein Standquartier hatte ich in einem chinesischen Kloster Nan-schan-ß', gefunden. Es lag hübsch, auf halber Höhe eines Berges, von wo man das oben erwähnte, den Mittelpunkt des Wutaischan bildende Hochtal weithin überblickte, auch auf drei der fünf „Tai", den nördlichen, mittleren und südlichen, bei klarem Wetter Aussicht hatte. Nach dem Orte Yang-ling-kai und also zu den Hauptkultusstätten brauchte ich eine kleine halbe Stunde Weges. Das Kloster war von mittlerer Größe, etwa fünfzig Mönche (und Novizen), von der Art also, die mir immer für Informationen und Beobachtungen am günstigsten vorgekommen ist. Die gar zu großen Klöster nämlich sind zu unruhig und man findet nicht leicht Anschluß an die leitenden Mönche; sehr kleine dagegen sind unentwickelt und die Mönche zu ungebildet. Die Räume waren in gutem Stande gehalten, und allerlei Neubauten, bei denen man beschäftigt war, zeigten, daß Geld herzu floß. Das Kloster gehörte der sogenannten Lin-tchi-Schule an, einem Zweige der von Bodhidharma (sechstes Jahrhundert n. Chr.) ausgehenden Meditationsschule. Mindestens drei Viertel aller Klöster in Mittel- und Nordchina zählen sich heute zur Lin-tchi-Schule. Leider ist die Pflege der Meditation, die eigentlich im Mittelpunkte stehen sollte, allmählich fast ganz verkümmert. Der Abt von Nan-schan-ß' schien einer von denen, die es mit ihren Pflichten sehr leicht nehmen. Er war nicht anwesend, und wie ich mit der Zeit erfuhr, bringt er überhaupt den größten Teil des Jahres in einem Kloster von Peking zu, wo die Freuden des hauptstädtischen Lebens ihm mehr zusagen, als die Einsamkeit des Gebirges hier. An seiner Stelle leitete das Kloster ein „Prior", um eine uns nahe liegende Bezeichnung zu wählen, ein eifriger Mann in mittleren Jahren, mit Mönchsnamen Kuang-ta

genannt, der bald mein besonderer Gönner und Informant wurde. Außer ihm bekümmerte sich auch der „Gastwart" um mich, dem die Pflicht obliegt, für Besucher zu sorgen, ein älterer freundlicher Mann mit einem leider schwer verständlichen Organ. Diese beiden Mönche waren von jener leidlich gebildeten Art, wie man sie in den höheren Stellungen größerer Klöster gewöhnlich findet. Geschichtliche und liturgische Fragen ließen sich mit ihnen erörtern. Zugleich hatte ich aber den Eindruck, daß von lebendig frommer Erfassung des Religiösen bei ihnen wenig die Rede war, obwohl sie die kultischen Pflichten genau beobachteten. Die Religion galt ihnen als Gewohnheitssache, und ein wenig waren sie sich auch wohl dessen bewußt, daß das geringe Volk, die einfache Masse der Pilger, durch allerlei kultischen Schabernack ausgebeutet würde. Mit den Arbeitern, welche Neubauten ausführten, oder mit den Bauern in der Nähe, die die Wege zu reparieren hatten (in Frondienst des Klosters), verfuhren sie sehr streng, überwachten sie genau, schalten hart mit ihnen, wenn etwas nicht in Ordnung schien.

Von ganz anderm Schlage war ein alter Mönch, der mich als Führer und Träger auf vielen meiner Wanderungen begleitete. Er hieß Hui-schan. Häßlich von Gesicht, grob und bäurisch in seiner ganzen Erscheinung, flößte er mir doch wegen seiner einfach geraden Art und naiv aufrichtigen Frömmigkeit mehr Sympathie ein. Er war ein unermüdlicher Fußgänger, auf dessen braunem, rissigem Angesicht mancher Sonnenbrand und mancher Wettersturm des Wanderns sich eingezeichnet hatte, und beschämte mich oft bei beschwerlichen Strecken, er, der trotz seiner sechzig Jahre mein Handgepäck wie garnichts mit sich über die Bergketten beförderte und immer frischer blieb als ich.

Wenn wir dann eine Paßhöhe überschritten, sammelte er wohl noch nebenher ein Büschlein besonderer Gräser und Blumen, das er auf dem Berggrat andächtig niederlegte als eine Gabe für den Gebirgsgott oder den Geist des Passes. In den Tempeln war immer sein erstes, vor all den Götterbildern feierlich hinzuknien und seine Ehrfurcht zu erweisen. Mich präsentierte er seinen Mönchsfreunden in den Klöstern, die wir besuchten, halb in scheuer Achtung, halb überlegen, wie jemand, der eine seltene Kuriosität vorzuzeigen hat. Er trug allerlei Legenden über diese und jene Tempel im Kopfe, die ich aber meistens in ähnlicher Fassung in der Chronik des Wutaischan wiederfand, offenbar altes Traditionsgut, das in ihm lebendig war. Kamen wir nach Hause und ich beschenkte ihn für seine Dienste mit einer Kleinigkeit, so wollte er anfänglich nichts nehmen, und wenn ich ihn endlich überredet hatte, war er rührend dankbar. In den kultischen Prozessionen wandelte er regelmäßig als einer der letzten, wie wenn er nur eben noch so mitlaufen dürfe; aber ich freute mich jedesmal, wenn in der Reihe der kahlköpfigen, vornübergeneigten, murmelnden Gestalten seine krumme, gleichsam rostige Figur mit den ledernen Zügen und den streng vor sich auf den Boden gehefteten Augen vorüberkam. Als ich vom Kloster Abschied nahm, erschien er am letzten Morgen mit einem mächtigen Paket, das er mir ehrerbietig überreichte: ein Gastgeschenk. Was es enthalte, erlaubte ich mir zu fragen, da es so gut verschnürt war, daß ich es gern gleich, wie es war, einpacken wollte. „Heilkräftige Kräuter vom Wutaischan", erwiderte er. Wenn ich je erkrankte, solle ich mir davon einen Tee kochen lassen, der würde mich ohne Zweifel gesund machen. Treue Seele! Wenn von deinem Glauben und deiner Gutwilligkeit etwas in deine

Heilkräuter eingegangen wäre, dann möchte allerdings wohl an ihnen Gesundheit zu gewinnen sein.

* * *

Der Prior, Kuang-ta, suchte mich gewöhnlich vormittags ein Stündchen heim. Er schätzte das Ausland und die Fremden. „Ihr habt lauter so schöne Sachen", sagte er eines Tages seufzend, und sein Auge ging sehnsüchtig über meine ganze Reiseausrüstung hin. „Das Fernglas („tausend Meilen Glas") zum Beispiel, wie gut täte das meinen schwachen Augen!" Er sah lange durch meinen Feldstecher nach den gegenüberliegenden Bergen und rief dann noch einen chinesischen Gast herbei, dem er das Wunderding zeigte. Ich tat, wie wenn ich ihn nicht verstände. Dergleichen wegzuschenken, durfte ich mir doch nicht erlauben. Da schoß ihm etwas anderes durch den Sinn. „Hast du nicht eine Schußwaffe, eine Pistole oder so etwas? Ihr Ausländer habt immer so gute Waffen." Ich führte in der Tat eine Pistole mit mir, die ich ihm zeigte. Sofort war er Feuer und Flamme. Mal probeschießen! Wir gingen hinter das Kloster den Berg hinan und ich ließ ihn die Wirkung der ziemlich weittragenden und sehr durchschlagskräftigen Waffe sehen. Nun war kein Halten mehr. Er bestürmte mich, erst in Andeutungen, dann ganz offen, ihm die Pistole zu überlassen. Es seien im Winter Wölfe in der Gegend, deren sie sich erwehren müßten, auch bedrohten zuweilen gefährliche mongolische Diebe das Kloster, kurz, solch eine Pistole sei von hohem Wert für ihn und er könne sich doch keine verschaffen. Er war sehr zäh in seinem Verlangen, meine deutliche Weigerung ließ ihn nicht verstummen. Tagelang war das letzte Objekt aller seiner Besuche die Schußwaffe, er beschenkte mich mit einem

wertvollen buddhistischen Werke, dann mit einer angeblich goldenen Heiligenstatuette, bis ich schließlich müde wurde und ihm das Ding gab. Es dauerte freilich nur einen Tag, so hatte er in seinem vorwitzigen Bemühen, die Pistole andern zu zeigen, etwas daran zerbrochen, was sie unbrauchbar machte, so daß ich sie zurückerhielt.

* * *

Ich stieg von meinem Klosterhügel hernieder, um den Tschang-tchia-fo zu besuchen, den „ewig sich erneuernden Buddha". Ein schmaler Pfad wand sich an der Nordseite des Klosters bergab, zuerst lauschig zwischen Gebüsch, hohem Gras und Bäumen durch. Er führte weiter unten vorbei an einem den Mönchen hörigen Bauerngehöft, dann kam man in das breite Hochtal, das ein Fluß in allerlei Launen der Verzweigung, nach Wetter und Jahreszeit schwankend, durchfließt. Einen seiner Arme überschritt ich auf einer „Brücke", d. h. auf zwei schmalen, krummen Baumstämmen, und wanderte nun, an einem verfallenen Kloster mit rotgetünchten Umfassungsmauern vorbei, das früher von Bedeutung gewesen ist, in der Richtung des Tales dahin den beiden kleinen Orten zu, die, wie oben bemerkt, den Mittelpunkt dieser Gegend bilden. Beide Orte bestehen eigentlich nur aus je einer langen Straße, einstöckige, armselige Häuser, die fast alle dem Handel dienen, Läden mit allerlei Tempelinventar, mit Pilgerandenken, mit Nahrungsmitteln und dergleichen. Sehr lebhaft geht es hier zu. Zwar ist die richtige Pilgerzeit, besonders für die Mongolen, der Winter, aber man sieht genug von ihnen auch jetzt hin- und herziehen, seltsame, oft höchst malerische Gestalten, wie man sie in Sven Hedins Büchern photographiert findet. Da stehen ein paar wettergebräunte, alte tibetische Nonnen und

staunen mich ebenso unverhohlen an, wie ich sie anstaune, jede auf dem Rücken beladen mit dem, was sie auf einer mehrmonatlichen Reise nötig hat, in den Händen einen langen Pilgerstab. Da reiten Lamas in rotem oder gelbem Gewand, mit malerischer Mütze, oder ein paar wohlhabende chinesische Pilger in stolz überlegener Haltung auf kräftigen, gut gehaltenen mongolischen Ponies. In den Häusern und vor den Türen stehen, sitzen, hocken die Einwohner, all ihre Besucher musternd.

Der Ort Yang-ling-kai, der größere von beiden, etwa eine Viertelstunde nördlich von Tai-hwai-tschen gelegen, fällt schon von weitem auf durch eine kolossale weiße, in indischem Stil gebaute Pagode, die hoch über alle Häuser und Tempel emporsteigt und wie ein Wahrzeichen durch das ganze Tal hinblickt. Es ist das Glanzstück des Klosters Ta-hüen-ß', des Hauptheiligtums auf dem Wutaischan. Unter dieser Pagode soll ein Haar des heiligen Wenschu als Reliquie begraben liegen. Warum man mit einem ärmlichen Kopfhaar zufrieden war, da doch die Legende zu berichten weiß, daß Wenschu (im ersten Jahrhundert nach Christo, als der Buddhismus überhaupt offiziell nach China hineingelassen wurde) in voller Person auf dem Wutaischan sich niedergelassen und hier das Zeitliche gesegnet habe, ist nicht recht ersichtlich. Die Erbauer dieser Pagode haben wohl zu denen gehört, die sich begnügen konnten. Wenn man übrigens bedenkt, daß besagter Wenschu sicherlich nie existiert hat auf Erden, so ist ja auch ein Haar von ihm immerhin schon ein beachtenswertes Produkt frommer Schaffenskraft, und wenn man gar hinzunimmt, welche Mengen von Andächtigen dies Haar immer wieder aus allen Gegenden hierher zieht, welches Geld an diesem Haare in das Kloster geleitet wird, was

für eine Tempelanlage sich auf diesem Haar aufgebaut hat und wie viele Existenzen ehrwürdiger Mönche auf ihm beruhen, so ist klar, daß diese dünne und feine Materialisierung einer Idee für ihren Zweck vollkommen genügend war.

Wir lassen für heute das Kloster Ta-hüen-ß' mit seiner Pagode und überhaupt alle die ruhmreichen Heiligtümer des Ortes Yang-ling-kai links liegen und verfolgen das Tal weiter aufwärts nach einer Örtlichkeit hin, die Wu-lang-kou „Teich der fünf Korallen" genannt wird. Der Weg zieht sich langsam und gewunden bergan; es wird hier ganz still und menschenleer. Links steigen die Hügel empor, mit saftigem Gras bekleidet und von einigen Bäumen überschattet, rechts dehnt sich das offene Tal, jenseits wieder von Höhenzügen begrenzt. Der Himmel hat sich mit Wolken verhängt, die Stimmung der Landschaft ist von einer weichen Schwermut wie an Herbsttagen. Ein mongolischer Hirt treibt in einiger Entfernung seine Rinder über die Matten der westlichen Abhänge und ruft zuweilen hinter den Tieren her. Das ist der einzige kräftigere Laut, der die Stille unterbricht.

So gelangen wir zu drei, in Abständen von wenigen Minuten hintereinander liegenden Klöstern, oder eigentlich liegen sie übereinander, denn der Weg führt hier steil empor. Die zwei ersten bilden etwas wie Vorstufen und Eingangspforten zu dem dritten, dem Wohnsitz des Tschang-tchia-fo. Aber auch bei diesen Klöstern bleibt es eigentümlich still und ausgestorben. Außerhalb sieht man keinen Menschen, im Innern des ersten Klosters einige wenige Mönche, das zweite ist ganz zerfallen und verlassen. Eine tiefe Schlucht rechts an dem Wege, zu Regenzeiten gewiß das Bett eines wütenden Gießbaches, gähnt uns

trocken und öde von der Seite her an, wie teilnehmend an der allgemeinen Vereinsamung, die über der Landschaft liegt. Eine breite Steintreppe mit vielen grasbedeckten Stufen führt zuletzt zu der Plattform hinauf, die von dem dritten Kloster (es heißt Hsing-kuo-ß' oder auch Pu-lo-yüen) gekrönt wird. Wir stehen jetzt im Klosterhof. Alles still, wie verzaubert. Ich hatte mir hier, am Sitze eines hochgefeierten Prälaten, ein lautes, emsiges Getriebe vorgestellt — nichts von alledem. Meine Begleiter erhoben schließlich ihre Stimme, da niemand zu sehen war. Da regte es sich in einem der Seitengebäude und ein alter Mönch, begleitet von einem jüngeren, kam heran. Nun löste sich das Rätsel. Seine Heiligkeit der lebende Buddha war nicht hier! Er hatte gerade heute ein anderes seiner Klöster zu zeitweisem Aufenthalt aufgesucht. Dem Tschang-tchia-fo gehören nämlich im ganzen abgesehen von diesem seinem eigentlichen Wohnsitz noch vier andere Klöster in verschiedenen Gegenden des Wutaischan, die er von Zeit zu Zeit vorübergehend mit seiner Gegenwart beehrt. Jetzt eben war er mit seinem ganzen Troß nach einem ziemlich weit entfernten Kloster Tscheng-hai-ß' abgezogen.

Ich war enttäuscht, und doch auch wieder nicht. Im Grunde war mir der Eindruck des Platzes, so wie ich ihn vor mir hatte, lieb, wenn ich auch die persönliche Bekanntschaft mit dem hochwürdigen Herrn daran geben mußte; denn so in lautloser Ruhe, in einsamer Versunkenheit, möchte man sich einen Menschen, der wirklich als Träger der buddhistischen religiösen Idee gelten sollte, am ersten denken, und die Örtlichkeit bot mir auf diese Weise den Reiz des Eindrucks, den ich von ihrem Bewohner schwerlich empfangen hätte. Um mich zu entschädigen, führte mich der alte Lama in die eigensten Wohngemächer des Inkar-

nierten. Der Hauptraum war sehr prunkvoll und komfortabel eingerichtet; schöne Teppiche bedeckten den Boden, eine elegante Tapete zierte die Wände, tibetische Gemälde, meist von jener mystisch-sinnlichen Art, die den Tantrismus charakterisiert, hingen ringsherum, an der Hinterwand stand ein thronartiger Sessel mit einem Baldachin darüber, andere Sitze waren mit wertvollen Geweben belegt. Ich meinte mir nach dem Aussehen dieses Zimmers einigermaßen vorstellen zu können, wes Geistes Kind der Bewohner sein mußte. Auch das spezielle Heiligtum des Tschang-tchia-fo zeigte viel Prunk. Besonders fiel eine Reihe wertvoller Emaillegeräte auf, die den Hauptaltar bedeckten, Gefäße, Leuchter, symbolische Figuren. Der jetzige „lebende Buddha" ist, wie man mir sagte, ein noch junger Mann von 22 Jahren, der erst unlängst von Peking hergeschickt ist. Die Besetzung dieser politisch nicht unwichtigen Stelle vollzieht sich immer nach Entscheidungen am kaiserlichen Hofe.

* * *

Es war Abend geworden, als ich heimkam, die Sonne war schon hinuntergegangen und der Abendstern senkte sich langsam ihr nach. Von meinem Zimmer aus sah ich ihm zu, wie er so allmählich in eine Höhlung zwischen zwei Berggipfeln im Westen hineinfiel. Fast jeden Abend genoß ich dies etwas melancholische Schauspiel, wobei es wie Betrübnis über mich kam, wenn der fröhlich leuchtende Punkt schließlich von der Finsternis, die ihn wie magnetisch von unten her anzog, übergeschluckt war. Sein Verschwinden war mir fast empfindlicher als das der Sonne. War er fort, dann ging auch bald der ehrliche Hui-schan über den Hof, um die zwei riesigen mongolischen Hunde,

die den Tag über in einer Ecke an der Kette lagen, loszulassen. Mit Freudengeheul und rasenden Sprüngen setzten sie davon, das ganze Kloster durchspürend. Wehe dem Fremden, der dann vor ihre Zähne kam! Auch ich durfte mich um diese Zeit draußen nicht mehr zeigen, sondern saß nachdenklich mit ein paar Büchern beim Schein einer chinesischen Kerze an meinem Tischchen. Das Singen und Psalmodieren der Mönche im Abendkultus schallte von weitem herüber. Bald verstummte auch das. Nur die Hunde kamen noch zeitweilig an meine Tür und schnoberten unruhig durch die Ritzen, lagerten sich auch wohl draußen auf den Boden; sie witterten den Europäer. Still lag der ganze weite Wutaischan. Das Leben wandelte sich in Traum, der die Vorgänge des Tages wie muntere Spielbälle handhabte und alles bunt durcheinanderschüttelte, ohne jede Ehrfurcht vor gestorbenen oder lebenden Buddhas.

XV.

Schattenrisse vom Wege

1.

Von fern her tönt eine Flöte. In jenen abgerissenen, sich halb oder ganz wiederholenden Wendungen, die etwas Schwermütiges, Klagendes haben. Das englische Horn in Wagners Tristan und Isolde fällt mir ein, es sind geradezu musikalische Parallelen. Dabei rauscht der Regen hernieder und die Berge ringsum rauchen. Ein Tempelchen ist mein Aufenthalt, aus dem ich in völliger Einsamkeit etwas melancholisch ins Wetter schaue. Es gehört zu dem Landstädtchen Lung-tchüen-kuan, und dies Städtchen liegt an der Grenze der chinesischen Provinzen Tschili und Schansi, einige Tagereisen vom Wutaischan, dem heiligen Berge der Buddhisten, welchen das vorige Kapitel schilderte.

Dieser Tempel hier ist dem Titsang geweiht, dem Bodhisattva der Unterwelt. Seine zehn Höllenrichter sind rechts und links neben ihm an die Wand gemalt, die Seitenwände aber sind bedeckt mit Szenen aus den verschiedenen Höllen. Eigentümlich: man sieht nie Szenen aus den Regionen der Himmel dargestellt, dagegen so häufig Höllenszenen. Warum wohl? Ist der Schmerz dramatischer als die Seligkeit, Verdammnis und Pein leichter

auszudrücken als Freude und Erhabenheit? Dantes Hölle übertrifft ja auch sein Paradies weit an Wirkung. Oder bedürfen die Menschen mehr der Drohung und Warnung als der Lockung? Oder fühlt das Menscheninnere mehr Verwandtschaft mit dem Höllischen als mit dem Himmlischen? Wie es auch sei: — hier stehen sie wieder einmal in krasseſter Ausmalung vor mir, die oft gesehenen Höllenstrafen des Buddhismus.

Gestern Abend vor dem Schlafengehen betrachtete ich sie eingehend. Ich war ganz allein. Meinen Diener und die zwei Maultierknechte hatte ich in die Herberge des Ortes geschickt, niemand weiter begleitet mich auf dieser Reise. So versinkt man um so tiefer in Betrachtung und Nachdenken vor den Bildern, die sich bieten. Mit dem Licht meiner Kerze leuchtete ich umher auf den Darstellungen der Wände und machte mir die Einzelheiten klar. Plötzlich erschreckte mich ein Laut von draußen her, ein Stöhnen, Ächzen. Ich horchte auf. Wieder, deutlich genug. Ich öffnete die Tür. Draußen im Dunkel auf den Steinstufen lag eine sonderbare Gestalt vor mir. Bald bemerkte ich: es war ein Bettler, und dazu, wie es schien, ein Geisteskranker. „Was willst du?“ — „Geld“. Ich sah ihn scharf an. Die Jammergestalt zog sich zusammen und schlug mit der Stirn dreimal auf die Fliesen des Bodens. Es war ein noch ganz junger Mann, vielleicht zwanzig Jahre alt, elend mager, in ein paar Lumpen gehüllt, die Augen vag und flackernd.

Ich gab ihm etwas Geld, bedeutete ihm aber fortzugehen. Er zog sich an das Hoftor des Tempels zurück, das unverschließbar offen stand, dort verweilte er. Ich mochte ihn nicht weiter jagen und kehrte in meinen Raum zurück. Hier an den Wänden die Hölle in Bildern, draußen

am Tore die Hölle in irdischer Wirklichkeit. Der Gedanke verfolgte mich in Schlaf und Träume. Heute morgen früh um fünf Uhr, als ich aus meiner Tür trete, liegt wieder der irrsinnige Bettler vor mir. Er hat offenbar die ganze Nacht unter dem Vordach der Tempelhalle verbracht. Er hätte auch einmal eintreten können; denn meine Tür war nicht zu verschließen. — —

Noch immer tönt die Flöte, die Regentropfen fallen langsamer und schwerer. Die Bäume schütteln sich. Vielleicht wird es doch noch trocken und wir können wenigstens die Hälfte des Tages benutzen. Eben tritt einer der Maultiertreiber ein; er hält es für möglich.

2.

Über die Berge hin läuft eine alte Grenzmauer, und die Straße, die ich ziehe, geht gerade durch das riesige Tor der alten Mauer hin. Es ist die Grenze der Provinzen Tschili und Schansi, die ich überschreiten will, die Mauer eine Abzweigung der sogenannten Großen Mauer Chinas. Einen Augenblick Halt. Es ist so eigen hier. Hinter uns im steinigen, übergrünten Flußtal verläuft weit hinab der Weg, den wir verfolgt haben. Vor uns erscheinen in der Umrahmung des schweren, malerischen Torbogens die blauen Berge von Schansi. Um uns herum auf dieser Paßhöhe einige ärmliche Häuser mit gesunden einfachen Menschenkindern. Wasserbüffel, jene grauen, dickleibigen, kurzbeinigen Rinder mit den halbmondförmigen Hörnern und den kleinen, drohenden Augen, weiden am Grashang, ein kleiner Junge auf einem der riesigen Tiere, munter reitend, mit einer Gerte in der Hand. Dort an der Tür sitzt eine

Frau, stichelnd und nähend an den Sohlen ihrer Zeugschuhe, eine Beschäftigung so häufig bei den Chinesinnen wie bei unseren Frauen das Stricken von Strümpfen. Ihr jüngster Sprößling, ein prächtiger brauner Bursch von wenigen Jahren, spielt in völligem Adamskostüm um sie herum. Jetzt hat er mich bemerkt. Nicht scheu, wie so oft Chinesenkinder, sondern offenbar neugierig und erfahrungsdurstig, watschelt er näher auf mich los mit seinem wohlgebauten bronzenen Körperchen. Die Mutter ängstlich, ruft ihn zurück und warnt, aber umsonst, er muß dies Sonderbare, Neue, die Maultiere, das Gepäck, den fremden Mann betrachten. Ich halte ihm lächelnd eine Blume hin. Er kommt näher, ganz heran, nimmt die Blume, — plötzlich, da faßt ihn doch wohl ein Schauder vor dem Fremden, er wendet sich, trappelt zur Mutter zurück, so schnell ihn seine Füßchen tragen, und wirft sich ihr in den Schoß. Die umfaßt ihn beruhigt, blickt aber zugleich belustigt und lachend zu mir herüber. Auch meine Maultiertreiber sehen amüsiert zu. Solch ein Kind, — wie es doch alle Herzen gleichmäßig rührt und weich und fröhlich macht.

3.

Wer kann die Einsamkeit schildern, wie man sie hier erlebt? Zwischen den Bergen ein kleiner Flecken, am Ende des Fleckens ein verfallenes Kloster, von den Mönchen ganz verlassen, in dem sich einige arme Leutchen angesiedelt haben. Aber einen Winkel haben sie unbesetzt gelassen, den schönsten gerade, ein Heiligtum der Göttin Kwanyin, und in dem habe ich mich eingenistet für diese Nacht. Ein

winziger Tempel, ein winziges Höfchen, in dessen Mitte der gebogene, doppelt gestützte Stamm einer riesigen alten Kiefer. Am Altar der Göttin lege ich meine Sachen nieder, unter dem schmalen Vordache schlage ich mein Lager auf. Die Eingangspforte des Höfchens wird geschlossen; so, nun mag die Nacht kommen. Und sie kommt, sachte, auslöschend, dämpfend, verhüllend. Der Wind huscht hie und da noch durch die Kiefernadeln, daß es rauscht wie im Walde. Der Widerschein meiner Kerze, die dort auf dem Altartische steht, blinkt und blitzt aus den Regentropfen, mit denen ein kurzes Gewitter vorhin den alten Baum überschüttet hat. Spinnen, dicke wohlgenährte Ungeheuer, hängen in ihren Geweben an und über der Mauer, in der Dämmerung noch abenteuerlicher erscheinend als sie es in Wirklichkeit sind. Einige Fledermäuse huschen hin und her mit lautloser Behendigkeit. Am noch halbhellen Himmel, von dem nur ein kleines Stück zwischen Kiefer und Mauern hereinguckt, werden die ersten Sterne wach.

Man weiß kaum mehr, daß die große Welt da draußen vorhanden ist, kann sich nicht vorstellen, daß sie mit diesem zugedeckten Winkel etwas zu tun hat. Das hier scheint ewig so gewesen zu sein und ewig so zu bleiben, ein unberührbares Bild aus einer unwirklichen Welt, von den Bergen als Wächtern gehütet. Die Menschen sind nicht mehr oder noch nicht; aber der rissige grünschwarze Baum und die Mauersteine, die Regentropfen und die Lichthalter auf dem Altar, der Himmel und die Wolkenfetzen, die Spinnen und die Fledermäuse, das alles scheint in einem abgesonderten, geheimnisvollen Dasein eingeschlossen.

Bum! — tönt eine Tempelglocke von fern herüber; bum! bum! bum! Wieder und wieder. Dumpf verhallt es.

Über dem Bild der Kwanyin leuchtet noch eben aus dem Dunkel die vergoldete Inschrift hervor: Schütze unsre Kinder und Enkel!

4.

Wieder ein kleiner Tempel, hoch auf Bergeshöhe, weithin Umschau haltend. Seine Lage ist sein Ruhm, sonst ist er sehr zerfallen. Ein alter Mönch und sein junger Gehilfe sind die einzigen Insassen, die sich erst zu mir finden, als ich schon eine Viertelstunde lang in den einsamen Räumen und dunklen Winkeln umhergestöbert habe. Der Alte zeigt mir sein Orakelbuch, das Ruf hat; eine Menge von Votivsprüchen, auf rote oder gelbe Leinwand gemalt, hängen in einer Felsennische und bezeugen den Dank der Rat suchenden Pilger.

Als ich genug gesehen und gehört, auch den üblichen Tee getrunken habe, rüste ich mich zum Abzug. Beim Weggehen fällt mir in der Umfassungsmauer des Klosters ein kleines Tor auf, von dem ich nicht begreife, wohin es führen mag, da gleich dahinter der Berg steil abfallen muß. Ich öffne es. Vor mir liegt, etwa zehn Schritte weit, eine Plattform, hoch über dem Tale, an einem jähen Abhang. Ganz am Ende der Plattform, hart über dem Abgrunde, erhebt sich ein kleines Zelt, und daneben hocken drei Lamas, in Opfergeschäfte vertieft. Ihre Blicke richten sich überrascht und abwehrend auf mich, ein Hund bellt mir entgegen, doch ich nähere mich ruhig.

Schöne, regelmäßige, tiefbraune Gesichter. Ich frage, ob sie Mongolen seien. Nein, Tanguten, antwortet der

Eine in klar verständlichem Chinesisch. Wie lange sie hierher unterwegs gewesen seien? Drei Monate, durch das Gebiet der Ordo-Mongolen. Was sie wollten? Opfern und den Tschang-tchia-fo sehen, den beständig sich erneuernden Buddha, jene Verkörperung eines himmlischen Wesens, die auf dem Wutaischan residiert. Ein Wort gab das andere. Sie wurden freundlicher, boten mir von ihrem Mittagsmahl an, das auf einem Feuer im Zelte brodelte, und erklärten mir ihr Opfer. Es galt den Berggeistern, für die man allerdings keine schönere Stätte finden konnte als diese mitten in der weiten Bergwelt hoch aufragende, altarmäßige Felsplatte. Nun musterten sie mich und alles, was ich bei mir führte, mit etwas begehrlichen Augen. Mein Feldglas gefiel ihnen sehr. Ob ich allein hier oben sei? Verfängliche Frage. Mir fiel ein, daß die Tanguten als kühne Räuber berüchtigt sind, und ich war allein. Doch sagte ich, unten am Berge warteten mehrere Begleiter auf mich.

Schließlich wandten sie sich ihrem Opfer wieder zu, und mir schien es Zeit zu gehen. Als ich das Tor hinter mir schloß, sah ich noch, wie einer unter ihnen beim Gemurmel ihrer Gebete Getreidekörner zwischen den Fingern hielt, um sie nach den vier Weltgegenden in die Lüfte zu streuen.

Am nächsten Tage führte mich mein Weg noch einmal an die Stätte. Die geschwärzten Steine einer Feuerstelle waren alles, was noch an diese religiösen Zigeuner erinnerte.

5.

Mittagsrast. Ein paar Lehmhütten in einem Gebirgs-

tal. Drinnen im Hofe werden die Maultiere, von ihren Packsätteln befreit, angebunden und kauen bald an ihrem Häckerling. Ich soll es mir in einem der kleinen Gasträume bequem machen, aber es ist dumpf und heiß in dem öden Lehmloche, da ziehe ich den Platz vor dem Hause unter einem grünen Baume vor. Ein notdürftiger Sitz, ein Koffer meines Gepäcks als Tisch. Gerade vor mir lagern ein paar Kamele am Boden, in die Arbeit des Wiederkäuens versenkt. Dünne, abgehaarte, grauhäutige Exemplare, die Fetthöcker ganz schlaff und klein, Urbilder von Häßlichkeit. Und doch freute ich mich über ihren Anblick, es war eine Art Wiedersehen, die Bilder der Gobi vom letzten Winter traten wieder vor mein Auge. Ich beobachte die schläfrig daliegenden Tiere: deutlich sieht man, wie die Speise den Hals wieder heraufgebracht wird, und mit Behagen zermahlen die kräftigen Kinnbacken sie nochmals, breit nach rechts und links quetschend. Unterdes ist mein Imbiß auch fertig geworden. Leute aus der Nähe haben sich angesammelt und teilen ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Einfachkäuer (ich verzehre jetzt mein Mahl) und den Wiederkäuern. Stumm stehen sie im Halbkreise da, kaum einmal eine halblaute Bemerkung, Sehen ist alles. Schließlich bietet mir einer von ihnen eine Feldmelone zum Kaufe an. Ein willkommener Schluß der Mahlzeit. Ich schäle die Frucht; sie lachen. Der einfache Chinese beißt eben so hinein und ißt die Schale mit. O über diesen verweichlichten Fremden!

So, fertig. Auch Treiber und Tiere haben das Nötige zu sich genommen. Vor uns liegt in der Ferne eine blaue Kette höherer Berge, die nun erreicht werden muß. Aufgesessen!

6.

Im leuchtendsten Brennen des Abendrotes kommen wir an einen breiten Fluß. Wir müssen heute noch hinüber, denn morgen, sagen uns die Anwohner, werden die Wasser höher gestiegen sein, es strömt stark aus den Bergen herunter. Also hinein! Meine Leute mit den Packtieren erst einmal allein voran, die Furt auszuprobieren und festzustellen. Ich halte auf diesem Ufer und warte.

Welch ein Schauspiel! Der Himmel flammt in sprühenden Farben, vom Westen bis herüber zum widerglänzenden Osten. Das stille, breite, riesige Wasser spiegelt den Glanz matter und schwermütiger zurück. Durch die Fluten hin ziehen die paar Tiere und Menschen, mit aller Kraft gegen den schwer andrängenden Strom watend. Die Hügel der Ufer und die Berge der Ferne sehen sich verdunkelnd auf uns herab. Mitten im Wasser hebt sich eine Sandbank, — ein kurzes Ausruhen und Aufatmen, dann wieder hinein und tiefer als vorher. Aber es geht; noch geht es. Nach ängstlichen Minuten kommen sie drüben an.

Jetzt fassen zwei Männer, die bei mir gewartet haben, mein Maultier, mich denselben Weg zu führen. Bald rauscht das Wasser um uns her und wir kämpfen mit der Strömung. Ich aber muß immer in das Abendrot schauen, in dies wunderbare Farbenbild des Himmels. Die zwei Männer neben mir, das Tier unter mir, selbst die Wellen, die gurgelnd und spritzend meine Füße netzen, bekommen etwas Unwirkliches, wie in einem Traum, so überirdisch schön ist das Ganze in diesem Augenblicke. Das sind Momente einer Reise, die man nie wieder vergißt. Tiefdunkelblau das Land, grauweiß der Fluß, in allen Farben

schimmernd die Wolken, und ein feuchter, kühlender Hauch, wie eine Geisterhand mich anrührend, streift über den Fluß uns entgegen. Nun sind auch wir an der Sandbank, der feste Boden knirscht unter den Füßen. Plötzlich senkt es sich wieder, fast strauchelt das Maultier, frisch umspült uns das Wasser von neuem. Tapfer, tapfer, dort naht schon das andere Ufer.

Als wir aus den Wellen aufs Trockene stiegen, sah ich zurück; aber der wundersame Glanz der Landschaft schien plötzlich erblichen. Die Nacht war da; der Tag hatte uns sein Letztes, Schönstes auf unser kleines Wagestück mitgegeben.

XVI.

Gedanken vom Wege

1.

Wer ein Volksganzes richtig beurteilen will, der muß die Kunst des Balancierens verstehen. Er muß balancieren können auf der schmalen Linie, die zwischen kritikloſem Aufloben und unverständigem Schmälen hinläuft. Nach beiden Richtungen bekommt, wer ein fremdes Land beobachtend durchwandert, immer wieder Anstöße genug. Das Fremdartige, wenn es uns urwüchsig und lebenskräftig entgegentritt, hat leicht etwas Bestechendes, und wir verfolgen die Bewegungslinien einer uns fernliegenden Kultur gewöhnlich zunächst mit einer parteiischen Sympathie. Alsbald aber erlebt man die Schattenseiten der Fremde bei rechtem tiefen Eintauchen in Land und Volk am eigenen Leibe oft so empfindlich, daß allerlei Mißstimmungen daraus hervorwachsen, die sich in ungerecht verallgemeinernden oder an einem verkehrten Maßstabe orientierten Urteilen geltend machen. So wird man hin und her gestoßen und muß sich immer wieder sammeln, um in der „gerechten Mitte“ (ein Ausdruck konfuzianischer Philosophie, der großen Lebenswert hat) das Gleichgewicht zu finden. Häufig findet man es erst nachträglich, wenn die

unmittelbaren Eindrücke überwunden sind, doch noch nicht zu weit zurückliegen.

2.

Viele Einzelheiten des chinesischen Volkslebens treten für unser Urteil in die rechte Beleuchtung, wenn wir uns an das europäische Mittelalter erinnern. Ich habe diese Parallele seit langen Jahren verfolgt, sie geht sowohl über das Ganze hin wie tief in merkwürdige Einzelheiten hinein. Zwar ist es richtig, daß kein Volk ohne weiteres die Wiederholung eines andern bildet; aber bei aller Verschiedenheit des eigentümlichen Volks- und Rassegenius wirken doch in dem Wachstum größerer Menschengemeinschaften gewisse gleichmäßige Anlagen der menschlichen Psyche, dazu gewisse zwingende äußere Umstände, aus Natur, Beschäftigung, Verkehr und Anderem hervorgehend, so stark ein, daß ähnliche Grundlinien des Werdens sich bilden. Wenn man diese gleichsam gesetzmäßige Gebundenheit des menschlichen Fortschrittes beachtet (wozu Vergleichung natürlich der einzige Weg ist), gewinnt man wesentlich an leidenschaftslosem Verständnis auch für die sonderbarsten Erscheinungen. Natürlich läßt sich nicht alles parallelisieren. Das ist gerade das Lehrreichste an dieser Betrachtungsweise, zu bemerken, wo die Eigenart im Guten oder Bösen aus dem Parallelismus heraustritt.

3.

Ich durchwanderte in diesen Tagen eine Gegend (in der Provinz Schansi), wo die meisten Häuser aus Lehmwänden mit flachem Lehmdach darüber aufgeführt waren. Es gab den Ortschaften einen ärmlichen, fast ruinenhaften

Charakter. Zwischendurch bemerkte ich an den Dorfstraßen zuweilen Häuserfronten aus Backstein, solide und hübsch gebaut, auffallend günstig sich abhebend von der Umgebung. Ich besah mir ein solches Haus näher. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich entdeckte, daß hinter der stolzen Front das Gebäude zu denselben niedrigen armseligen Lehmmauern zusammenschrumpfte, aus welchen auch die Nachbarhäuser bestanden. Nur nach der Straße hin hatte man den Eindruck von Schönheit und Vornehmheit zu wecken gesucht, es war aber im wörtlichen Sinne nichts dahinter.

So fand ich wieder einmal einen schlagenden Beleg für einen hervorstechenden Zug des chinesischen Wesens. Es ist das, was ich das Attrappenhafte im chinesischen Tun und Treiben nennen möchte: eine viel versprechende Außenseite ohne rechten Inhalt.

An Erscheinungen, die hierher gehören, ist das chinesische Leben überreich. Es ist mir bei Tempeln aufgefallen, deren Anlage von weitem gesehen etwas ganz Außerordentliches versprach: große Vorhallen, Torbogen, breite mächtige Freitreppen, und wenn man schließlich in die Haupthalle kam, so war sie schmutzig und unbedeutend, enthielt nichts irgendwie Imponierendes. Chinesische Geschenke können denselben Eindruck machen: sorgfältig eingepackt, mit Visitenkarte und Dedikationsgedicht versehen, in größter Förmlichkeit übersendet oder überreicht, der Gegenstand selbst lächerlich wertlos. Die hochtrabenden Maximen und schönklingenden Gedichte, die dem Chinesen so leicht aus dem Pinsel fließen und überall, an den Türpfosten einer Dorfherberge so gut wie über dem Kaiserthron, ihre Rolle spielen, aber eben nur die Rolle der Attrappe, gehören hierher, ebenso die dem anständig auftretenden

Fremden so leicht entgegen gebrachten Freundschaftsbeteuerungen und Liebenswürdigkeiten, ja schließlich der ganze übertrieben höfliche und formvolle Ton des Verkehrs.

Dies äußerlich Aufgetragene, innerlich Leere wird der chinesischen Kultur dadurch aufgezwungen sein, daß die unumstößlichen Autoritäten der alten Zeit sittliche Ideale sanktioniert haben, ohne doch dem Volke die Kraft mitzuteilen oder den Weg zu der Kraft zu zeigen, die solchen Idealen wirklich gerecht würde. Dem starken Betonen der idealen Forderung folgte, als erst einmal Persönlichkeiten wie Konfuzius und Menzius sich durchgesetzt hatten, die selbstverständliche Anerkennung solcher Forderungen, verbunden aber mit der deutlich empfundenen inneren Unfähigkeit, dem Geforderten gerecht zu werden. So entstand schließlich eine solche Strömung auf Wahrung der Äußerlichkeiten hin, ein Kultivieren der Formen, das sich über alle Gebiete hin ausdehnte. Mir scheint, daß dieser krankhafte Zug um so mehr im Chinesen Macht gewinnt, je mehr er sich Bildung und Gelehrsamkeit aneignet. Denn gerade die literarische Schulung prägt ihm die Hochhaltung gewisser sittlicher Ideale immer wieder ein, verschafft ihm aber zugleich auch eine fast unheimliche Virtuosität in rein äußerlicher Handhabung großer und schöner Gedanken, ja im Spielen und Tändeln damit, hinter dem sich das wahre Leben verkriecht. Der Bauer und der geringe Mann ist zum Glück freier davon geblieben.

4.

Vielleicht liegt in der Fortsetzung eben dieses chinesischen Charakterzuges ein anderer Mangel, über den man gerade bei der heutigen Lage des Landes viel zu

klagen hat. Das ist die Unfähigkeit, gut Angefangenes energisch und konsequent durchzuführen. Anfänge in der Übernahme westlicher Kultur sind heutigen Tages in China eine Menge zu verzeichnen. Da sind Schulen nach europäischem Muster, da sind Eisenbahnen, da ist die Reorganisation des Rechtswesens und der Verfassung, da sind Fabriken und Bergwerke, da sind Ansätze zu Universitäten, da ist das neue Heeres- und Polizeiwesen. Das Zweckmäßige solcher Reformen ist auch den führenden Persönlichkeiten Chinas längst klar geworden und man hat sich oft mit großem Eifer an die Arbeit gemacht. Indes all diese Neugestaltungen können natürlich nur dann wirklich segensreich wirken, wenn sie mit einer gleichmäßigen Ausdauer fortgeführt und in Stand gehalten werden. Gerade dabei aber hapert es. Der erste Eifer der Inszenierung des Neuen flaut ab, man verliert das Interesse, läßt die Sache von selbst weiterlaufen, wie sie eben läuft, und daß auf solche Weise sehr schnell auch die besten Anfänge ins Stocken geraten, ist wohl begreiflich. Das theoretisch so gescheit entworfene System der Regierungsschulen z. B. wirft bis jetzt praktisch recht wenig Gewinn ab, weil die lebendige und kräftige Durchführung im Einzelnen fehlt. Die Leitung der Schulen ist schlaff, die Disziplin mangelhaft, die Verarbeitung des Lehrstoffes oberflächlich, die durch den Unterricht zu vermittelnde Erziehung (für jeden rechten Lehrer das echte Ziel der Schule und in China notwendiger als irgendwo) versagt fast vollständig. Bei den Eisenbahnen, die doch alle erst neuerdings fertig gestellt sind, klagt man ebenfalls schon heute lebhaft über Vernachlässigung des Betriebes. Ob das jetzt, wo man die Verstaatlichung der Bahnen so emsig betreibt, sich ändern wird, muß man abwarten. Bei anderen Neuschöpfungen ist es

ähnlich. Die Kraft versiegt in der Durchführung. Das ist ein Mangel, der nicht erst in dieser modernen Zeit und ihren Aufgaben hervortritt, sondern es scheint, daß von jeher der chinesische Geist eine gewisse Kurzatmigkeit gezeigt hat in der Ausnutzung ziviliſatorischer Ideen. Es ist bekannt, daß eine Reihe wertvoller Erfindungen (z. B. Pulver, Buchdruck) in China früher als im Abendlande gemacht wurden, ohne daß man den Fund recht zu verwerten imstande war. Das Pulver diente zu Feuerwerk, der Buchdruck blieb lange auf der Stufe der aus Holz geschnittenen Platten. Noch viel weiter zurück, nämlich in die Entstehung der chinesischen Schriftzeichen hinein, kann man dieselbe Art chinesischen Geistes verfolgen. Sie finden den Weg aus der Bilderschrift zu Ideogrammen, von den Ideogrammen zu phonetischen Schriftzeichen; dann aber erlahmt der geistige Trieb, und den wichtigsten Schritt zur Auflösung des Wortes in seine einzelnen Laute und zur Bildung eines Alphabetes vermögen sie nicht mehr zu tun. Alles dies scheint mir seinen tieferen Grund in der geistigen Struktur dieser Rasse zu haben, der das Nachhaltige, das unermüdet Vorwärtsdringende fehlt.

5.

Ich frage mich oft, woher es kommt, daß das Durchwandern chinesischer Straßen in den Städten und Flecken solch einen Reiz auf mich ausübt. Vieles dabei ist ganz gewiß nicht angenehm, Schmutz, üble Gerüche, Enge und Gedränge, Lärm, allerlei Leiden an Menschen und Tieren, und es gibt genug Europäer, denen dergleichen das Passieren chinesischer Städte von vornherein unleidlich macht. Mir geht es nicht so. Zwar empfinde ich jene Häßlich-

keiten auch zur Genüge, aber da sind gewisse Gegengewichte anziehender Art. Was ist das eigentlich?

Vielleicht liegt ein Hauptreiz des chinesischen Straßenbildes für mich darin, daß die Art der Erzeugnisse, die sich überall darbieten, einfacher, primitiver ist als bei uns, und daß deshalb der Weg von der Natur zur Kultur sich hier kürzer und übersichtlicher darstellt, wodurch dem Beobachter die Arbeit des Menschen an der Natur, die Herrschaft des Menschen über die Natur noch deutlicher zum Bewußtsein gebracht wird. In fast allem, was ich hier bemerke, kann ich den Weg zurück zum Rohprodukt noch ganz leicht verfolgen. Der Eindruck bei allem ist daher für mich unmittelbar der von menschlicher Geschäftigkeit und Betriebsamkeit, die die Schätze des natürlichen Werdens ans Tageslicht fördert und nutzbar macht. Gehe ich durch unsere Straßen daheim in Europa und sehe in die Schaufenster hinein, so bieten sich mir da tausend Gegenstände so verfeinerter und komplizierter Art, daß sie den Weg ihrer Entstehung garnicht mehr verraten und deshalb in mir die Vorstellung menschlicher Arbeit garnicht unmittelbar wecken. Ich kenne all die Details ihrer Herstellung nicht. Anders in den chinesischen Läden und Verkaufsständen. Ich sehe zum Teil noch das Rohmaterial, ich sehe Handwerker an der Arbeit, ich sehe ihr Produkt, einfacher und plumper, häufig aber für mein Verständnis ganz faßlich und übersichtlich, unter ihren Händen entstehen, ich erkenne in den Verkaufsgegenständen meistens noch deutlich, woher sie kommen und wie sie so geworden sind. Das gibt einen eigentümlich frischen Eindruck von Menschenkraft und Arbeitseifer, und es weckt in mir eine unmittelbare Teilnahme selbst an den einfachsten Gegenständen, zugleich auch an den Menschen, die sie herstellen.

6.

Eins der verbreitetsten Bücher in China, der sogenannte Drei-Zeichen-Klassiker, womit jedes Schulkind seine Studien beginnt, stellt in seinem Anfange den Satz auf: Die Menschen sind einander von Natur her ähnlich; aber durch ihre weitere Entwicklung werden sie verschieden. Über den Grad der Richtigkeit dieses Satzes mag man streiten, aber daß eine gewisse Wahrheit darin liegt, scheint mir unzweifelhaft. Erst die verschiedenen Einflüsse der Umgebung, Gewöhnung, Erziehung, Lebensweise entfernen die Menschen so recht von einander und bauen Scheidewände zwischen ihnen auf, die die natürliche Anlage nicht kennt. Aber diese Einflüsse sind freilich auch eine ebenso elementare, ebenso unausschaltbare Größe wie das Erbteil der Geburt, das jeder ins Leben mit hineinbekommt. Ja, genauer zugesehen ist das Erbteil der Geburt vielleicht selbst nichts Anderes als ein sozusagen kristallisierter Teil älterer äußerer Einflüsse, und die Gegenüberstellung des Geborenen und Anerzogenen hat keine Berechtigung. Wie dem auch sei, jedenfalls begegnen sich die Menschen verschiedener Rassen und Länder in einer Gebundenheit, die die Annäherung auch bei bestem Willen sehr schwer macht. Es kommen immer wieder Zeiten, wo man diese verschiedenartige Gebundenheit so lebhaft empfindet, daß man verzweifeln möchte an einer wirklich ins Tiefe und Breite gehenden Verständigung zwischen den Angehörigen verschiedener Rassen und Kulturen. Ein Gedanke aber ist es, der mich dem gegenüber wieder beruhigt und stärkt.

Es kommt mir vor, als ob die kulturelle Gebundenheit doch in allen Rassen um so schwächer würde, je höher das sittliche Niveau ist, das der Einzelne erreicht. Gesetzt,

die Menschen seien als eben Geborene einander im wesentlichen gleich und fingen dann unter äußeren Einwirkungen an, sich von einander zu entfernen, so kommt jedenfalls im höheren Kurse ihres Werdens wieder ein Punkt, wo die divergierenden Linien umbiegen zur Konvergenz, und das ist der Moment, wo die reine sittliche Idee stärkere Geltung in ihnen gewinnt. Im höheren sittlichen Streben verständigen sich Menschen des verschiedensten Milieus, sobald nur Ernst und Reife da ist, sehr leicht, fühlen ihre verwandte Natur, und das Trennende in Gewand, Sitte, Gesetz, Gewöhnung rückt in den Hintergrund. Darum sind uns Persönlichkeiten wie Konfuzius oder Laotze in ihrem Wesentlichen recht wohl zugänglich, darum wird auch Jesus Christus den ernster strebenden, innerlich gearteten Chinesen zugänglich sein in dem, was seiner Worte und seiner Taten echter, rechter Kern war. Darum ist auch Aussicht, daß mit dem Fortschreiten sittlicher Erstarkung und Läuterung unwillkürlich die Verständigung der Menschen über den Erdball hin wachse.

Immerhin: wer mit solchen Hoffnungen rechnet, der rechne zugleich mit unendlich langen Zeiträumen.

XVII.

„Das Alte stürzt —“

Es ist zehn Uhr abends. Sonst pflegt um diese Zeit das laute, hastende Leben Hongkongs sich zur Ruhe zu begeben, draußen auf den Straßen wenigstens, mag es auch in den Gesellschaftsräumen, am Schanktisch der Hotels und Restaurationen, in versteckten Spielzimmern noch lebhaft genug zugehen. Aber was ist das heute Abend? Durch die Queen's Road hin, an der unser Hotel liegt, knallt und donnert es unablässig, als würden hunderte von Geschützen abgefeuert; Massen von Menschen stürzen hin und her, wildes Geschrei, Johlen und Pfeifen ertönt immer von neuem. Ganz Hongkong scheint auf den Beinen, eine fieberhafte Unruhe herrscht. Man könnte meinen, ein Volksaufruhr und Straßenkampf sei in der englischen Kolonie ausgebrochen. Ganz so schlimm ist es nicht. Aber vor einer Stunde ist die telegraphische Nachricht eingetroffen, daß Peking von den Revolutionären genommen sei, ja, es heißt, sie hätten Prinz Tching, die Säule der Regierung, getötet —: ein ungeheurer Taumel hat sich aller Chinesen bemächtigt, fast auch die Europäer ansteckend. Endlos knatterndes Feuerwerk wird abgebrannt, Massen durchziehen die Straßen, Motorwagen mit weißer Revolutionsflagge sausen hierhin und dahin, alles schreit

und tobt und fuchtelt, klatscht in die Hände, Ansprachen werden gehalten oder doch begonnen und in irgend einem Lärm wieder erstickt. Die englische Polizei sieht dem allen zunächst mit verschränkten Armen zu; ganz vernünftig übrigens, denn vorläufig muß diese Volkserregung ein Ventil haben, sich zu entladen. Hongkong ist voll von Chinesen wie wohl kaum je. Unzählige sind in den letzten unruhigen Tagen aus Kanton und vom Lande hierher geflüchtet, Sicherheit zu suchen. Alle sympathisieren mit der Revolution, wie ich denn bisher in den verschiedenen Orten, wo ich seit Ausbruch der Unruhen war, in Schanghai, Amoy, Swatow und Makao, nicht einen Menschen getroffen habe, der sich deutlich auf Seite der Mandschu-Regierung gestellt hätte; alle erwarten den großen Schlag, um sich rückhaltlos der Revolution anzuschließen, und jetzt scheint er gefallen zu sein! Es scheint so. Sicher kann man noch nicht darüber sprechen, heute Abend ist noch alles Gerücht. Einige sagen, das Kind auf dem Throne sei getötet, der Regent geflohen, andere anders. Aber ein Ereignis dürfte in Peking stattgefunden haben, und unwillkürlich geht ein Brausen und Donnern durch die Volksmassen, auch hier, im englischen Hongkong!

In unserer Nähe ist es allmählich stiller geworden nach einer Stunde argen Lärms, eine Polizeiabteilung hat sich hier aufgepflanzt und die Leute vertrieben; aus der Ferne höre ich noch immer von Zeit zu Zeit das wilde Geschrei der Masse. Wie mag es jetzt in andern Orten des Riesenreiches aussehen? Ob die gewohnte Ordnung noch vorhält? Ob die neue Partei stark genug ist, Ausschreitungen zu unterdrücken? Oder ob schon ab und zu der wilde Beuteinstinkt und der Unruhegeist des Besitzlosen sich geltend macht, wenn man hört und merkt, daß kein Herrscher

da ist? Geduld, wir werden es erfahren, morgen, übermorgen, in den nächsten Wochen. Möchten es nicht die Greuel sein, die in China bisher wohl bei jedem Dynastiewechsel über einen Teil der armen, dumpfen Volksmasse verhängt gewesen sind.

Bei einem Dynastiewechsel. Ja, aber ist dies ein Dynastiewechsel? Oder noch etwas Anderes, etwas viel Unerhörteres auf diesem Boden, ein Wechsel der seit vier Jahrtausenden hier allein gültigen Regierungsform, der Monarchie, mit der Republik?

* * *

Noch ist nicht ein Monat vergangen, seit der Stein ins Rollen kam. Am 9. Oktober fand in einem Hause der russischen Ansiedlung in Hankou eine Explosion statt. Die Feuerwehr drang ein. Man fand aber, daß die Treppen mit Petroleum begossen waren, um das Gebäude in Feuer aufgehn zu lassen. Das war verdächtig. Es gelang, des Feuers Herr zu werden, und das Haus wurde untersucht, wobei sich ergab, daß es der Sitz von Verschwörern war. Das verdächtige Material wurde dem Generalgouverneur Jui Tschen-yi in Wutschang überwiesen. Das war der Anfang und nun folgte alles mit Blitzesschnelle.

Schon seit längerer Zeit hatte die Regierung etwas von Verschwörung geahnt und gespürt, doch hatte man im Dunkeln getappt. Plötzlich war jetzt das Dunkel gelichtet, und man versuchte schnell, mit äußerster Strenge das Unheil im Keime zu ersticken. Umsonst, es war zu spät. Man hatte nicht mit einem unvorsichtigen momentanen Putsch, sondern mit einer weitverzweigten, gut vorbereiteten Unternehmung zu tun, die bereits reif genug war, um ans

Licht zu treten. Die zufällige Explosion jener Bombe wurde der Hebel, der alles in Bewegung setzte, da die Verschwörer die Sache nicht durch Einäscherung des Hauses, wie sie gleich nach der Explosion versucht hatten, vertuschen konnten. Sie brachen hervor. Auf die am 10. Oktober vom Generalgouverneur vorgenommenen Verhaftungen und Enthauptungen antworteten die Aufrührer bereits am 11. mit der Einnahme und Niederbrennung des Amtsgebäudes, aus dem der Generalgouverneur soeben noch entfliehen konnte. Ein Manifest wurde erlassen; deutlich richtete es seine Spitze allein gegen die Mandschu-Regierung, verbürgte allen Fremden Leben und Sicherheit, setzte harte Strafen auf Gewalttat, Störung des Handels, Verletzung der Ausländer. Dieses Manifest war gezeichnet als von einer Huang-Dynastie von Hupeh ausgegangen. Es war aus dem 4609. Jahre datiert. Wollte man damals noch eine neue Dynastie auf den Thron setzen und eine Zeitrechnung einführen, die von den ältesten Anfängen der chinesischen Geschichte her (etwa vom Beginn der ersten Dynastie, der sogenannten Hsia) zählte und mit dem Brauche der Rechnung nach den Regierungsjahren des Herrschers brach? In Peking wußte der Hof sofort, daß Alles auf dem Spiele stand. Aber während man versuchte, Truppen an den gefährdeten Punkt zu werfen, zeigte sich, wie es überall zu beben und zu zittern und abzubröckeln begann im Regierungsgebäude. Zwar blieb der kämpfende Aufstand zunächst auf die Provinz Hupeh beschränkt; aber es war ein offenes Geheimnis, daß ringsum in China Millionen, Beamte wie Volk, nur darauf warteten, ob die Bahnbrecher entscheidende Erfolge zu verzeichnen hätten. Auch das Heer war nicht sicher. Die Regierung, das Äußerste gewärtigend, tat den letzten mög-

lichen Schritt und rief Yüen Sch'-kai, den einzigen Mann, von dessen Tüchtigkeit und Einfluß etwas zu hoffen war, aus seiner Zurückgezogenheit wieder hervor, in die man ihn Anfang 1909 geschickt hatte. Auch das hat nicht geholfen. Wie Yüen Sch'-kai innerlich zu der Revolution steht, weiß heute kaum Jemand; aber alles, was er meint tun zu können, ist, daß er die Regierung bestimmt, mit den Aufständischen zu verhandeln.

* * *

Seit Jahren schon haben die, welche Chinas innere Zustände genauer kannten, etwas Ähnliches erwartet; in Büchern, Zeitschriften, in Gesprächen war davon die Rede. Aber wie so oft bei solchen Vorgängen, überrascht die vollendete Tatsache dennoch Jedermann. Vom theoretischen Erörtern bis in die Wirklichkeit mit ihren scharfen Farben ist eben doch immer ein großer Schritt. Der Chef einer unserer Firmen in Schanghai, ein Mann, der mit den politischen Komplikationen enge Fühlung hält, sagte zu mir beim Ausbruch der Unruhen in Hankou: „Wir sind geschäftlich im Stillen seit langer Zeit vorbereitet gewesen auf solche Katastrophe, ja, wir warteten darauf. Aber es zog sich immer weiter hin, so daß dann allmählich die Aufmerksamkeit wieder einschlief. Nun mit einem Male ist das Erwartete da und zeigt nun doch ein ganz unvermutetes Gesicht." Die starke und immer mehr anwachsende Gegenströmung gegen die Mandschu-Regierung war längst zum Greifen deutlich. Wenn die Mandschu in den letzten Jahren besondere Anstrengung gemacht hatten, ihre Partei im Regimente zu verstärken und das chinesische Element aus den wichtigsten Beamtenposten zurückzudrängen, so konnte das nur dazu dienen, die Gefahr der Lage zu ver-

schärfen. Die Unfähigkeit einer großen Zahl der höchsten Mandschu-Beamten ließ sich nicht leugnen. In den intelligenten Kreisen des Volkes schob man seit langem alle Mißstände im Lande, alle Erfolglosigkeit der sogenannten Reformen, die ganze Hilflosigkeit des Reiches der Mandschu-Regierung in die Schuhe. Daß die Mandschu von Hause aus Fremdlinge in China waren, über die Grenze gekommene Eroberer, wenngleich mongolischen Blutes, war durch die ganze Dauer ihrer nun zweihundertsiebenundsechzigjährigen Herrschaft nie ganz vergessen; es wurde aber jetzt lebhafter als je dem Volke wieder zum Bewußtsein gebracht. Die treibenden Kräfte dabei bildeten vor allen jene Reformer, die von dem bekannten Kantonesen Kang Yu-wei inspiriert waren, dem Manne, welcher eine Zeitlang auf den verstorbenen Kaiser Kuang Hsü großen Einfluß gewann und ihn zu einer radikalen Umgestaltung der Dinge bestimmen wollte, die aber von der Kaiserin-Mutter Tz' Hsi gewaltsam verhindert wurde. Leute von der Richtung Kang Yu-wei's, radikaler oder vermittelnder geartet, lebten in Menge in China und auch im Ausland, in Amerika, den Straits Settlements, auf den Philippinen oder in Japan. Aus ihnen bildete sich eine Partei, die unter dem Namen Ko ming tang bekannt und der Regierung mit Recht im höchsten Grade verdächtig wurde. Dies ist das Milieu, aus dem die Revolution hervorgeht. Eines der Merkworte, die in den ersten Tagen der Hankou-Rebellion ausgegeben wurde, hieß: hsin han, pai man, „Erneuerung der Han (der rein chinesischen Regierung), Vernichtung der Mandschu". Das war längst die Losung der Ko ming tang.

An der Spitze der Bewegung treten vorläufig zwei Männer besonders hervor.

Der eine von ihnen ist Sun Yat-sen, ein Schüler des Kang Yu-wei. Er lebt seit längerer Zeit in Nordamerika, wo er unter den gebildeteren Klassen der Chinesen eine lebhafte Propaganda betrieben hat. Ihm und vielen seiner Landsleute mag gerade der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten die Idee nahegelegt haben, daß auch China zu einer Staatenrepublik umgewandelt werden müsse. Diese Umwandlung soll den einzelnen Teilen des ungeheuren Reiches, den heutigen Provinzen, die ja zum Teil schon die Größe europäischer Staaten erreichen, die nötige Selbständigkeit und Beweglichkeit sichern, während ein republikanischer Rahmen das Ganze zusammenhalten soll. Man sagt, daß Sun Yat-sen, wenn es gelänge, den Umschwung herbeizuführen, selbst auf den Präsidentenposten der neuen Republik Aussicht habe. Er ist in lebhafter Korrespondenz mit Geistesverwandten in und außerhalb Chinas und soll die Seele der gut organisierten Vorbereitungen sein. Er gedenkt nach einer um die Mitte des Oktober von San Franzisko gekommenen Depesche den Erfolg der jetzigen Kämpfe irgendwo in der Nähe der Grenzen Chinas abzuwarten und sich im rechten Momente auf der Bildfläche zu zeigen.

Den Löwenanteil an der praktischen Ausführung des Aufstandes nimmt der andere der führenden Männer auf sich, General Li Yüen-hung. Er stammt aus der Provinz Hupeh (Huang-tschi Hsien) und hat seine Ausbildung als Offizier auf dem Peiyang Naval College erhalten. Den chinesisch-japanischen Krieg machte er in untergeordneter Stellung mit und soll schon damals Beweise von Mut und lebhaftem Ehrgefühl gegeben haben. Später zog ihn der Generalgouverneur Tschang Tschi-tung an sich heran und übertrug ihm einen Teil der Reorganisation der

Armee von Hupeh. Er erwarb sich dabei gewisse Verdienste, obwohl sein Name zurücktrat hinter denen von Persönlichkeiten, die ihm nominell übergeordnet waren und seine Arbeit sich zu gute schreiben ließen; unter ihnen wird besonders der General Tschang Piao genannt, derjenige welcher in Wutschang den Oberbefehl führte, als die Rebellion ausbrach. Gegen ihn hegte Li Yüen-hung seit langen Jahren ein tiefes und, wenn man den einzelnen Stimmen der Berichterstatter glauben darf, berechtigtes Gefühl der Rivalität. Li Yüen-hung ist eine Zeitlang zu militärischen Studien in Japan gewesen und betrieb von jeher lebhaft die Aussendung militärischer und auch ziviler Beamten dorthin als den besten Weg der Erziehung. Der Charakter des Generals Li wird als gerecht, energisch und doch menschenfreundlich gelobt, seine Truppen sollen unverbrüchlich an ihm hängen.

In einem seiner Edikte an das Volk erklärte General Li, daß der Himmel das Vorhaben der Revolutionäre sichtlich begünstige. Ich weiß nicht, ob er dabei an die besonderen Vorteile der augenblicklichen Lage in China dachte; aber Tatsache ist es ohne Frage, daß sich die Führer solch einer Erhebung kein passenderes Jahr für ihr Unternehmen hätten wünschen können, als gerade das gegenwärtige. Man ist in China daran gewöhnt, daß alljährlich irgendwo Hungersnot und allerlei Bedrängnis herrscht, aber die Not dieses Jahres ist selbst für China etwas ganz Unerhörtes und Unerträgliches. Durch ein seltenes Zusammentreffen von Ungunst der Witterung ist in den verschiedensten Gegenden nicht nur die Ernte völlig vernichtet, sondern eine Unmenge von Ortschaften zerstört, eine Unzahl Menschen heimlos und hilflos geworden. Das hat nicht nur der Yangtze mit seinen fürchterlichen Überschwemmungen

den wichtigsten Zentralprovinzen Hupeh und Hunan, Nganhui und Kiangsu angetan, sondern dasselbe Elend geht durch Nord und Süd dahin, durch Tschili und Schantung so gut wie durch Fukien, Tschekiang und Kuangtung. Als ich im Juni und Juli in Hankou weilte und von da nach Süden in die Provinz Hunan reiste, war das Unheil im Werden; doch sah man noch nicht ab, wie riesig es um sich greifen würde. Als ich in der zweiten Hälfte des August von der Bereisung des Wutaischan und von Peking her in das Yangtze-Tal zurückkehrte und dann von Hankou meinen Weg nach Schanghai nahm, starrte mir überall der Greuel der Wasserverwüstung entgegen, und Hiobsposten aus vielen ferner gelegenen Provinzen waren das tägliche Brot. Die Straßen von Hankou standen unter Wasser, Kiukiang war ganz überschwemmt, in Nanking überspülten die Fluten die Straßen, und von der Bahn aus, die Nanking mit Schanghai verbindet und deren Damm eben noch über dem Wasserniveau blieb, sah man in dem graugelben Naß, das die Felder zudeckte, die Bauern hie und da bis an den Hals im Wasser stehen und versuchen, noch soviel wie irgend brauchbar war, von den Beständen der Äcker zu schneiden und fortzubringen.

Eine derartige unbeschreibliche Notlage hatte nicht nur die Wirkung, daß Unzählige, deren Existenz völlig untergraben war, sich zu allem bereit fanden, was ihr Leben fristen konnte, daß also zu einer Rebellion so gut wie zu jeder Räuberei die äußerste Verzweiflung Mut gab; sondern jene große Bedrängnis diente auch vor allem dazu, den Leuten auf das nachdrücklichste die Unfähigkeit und Untätigkeit der bestehenden Regierung klar zu machen und den Revolutionären mit ihrer Devise: Untergang der Mandschu! bei der Masse des Volkes ein Echo zu verschaffen. Denn

kein Zweifel: die Regierung trifft ein großer Teil der Schuld an dieser Lage des Landes! Es mögen schwierige technische Probleme sein, die gelöst werden wollen, wenn den jährlichen Überschwemmungen ein Ziel gesteckt werden soll, es mag auch gewaltige finanzielle Opfer verlangen, — dennoch hätte diese Arbeit längst angefaßt werden müssen. Die Regierung rührt aber auch nicht einen Finger. Dagegen scheint man in den letzten Jahren immer gleichmütiger die Last der Hilfeleistung für die Notleidenden bei den jährlichen Katastrophen auf die Schultern der Fremden, die im Lande wohnen, abzuwälzen. Die wohlhabenden Europäer in Schanghai, Hongkong, Tientsin, Hankou und überall sonst in den Vertragshäfen waren ja naturgemäß jedesmal bereit, große Summen zur Unterstützung zu zeichnen, sowie auch sämtliche Missionen die Verpflichtung fühlten, beizustehen. Das ging der Regierung gar zu bequem ein. Man gewöhnte sich an den Gedanken, daß fremdes Geld (von dessen Verwendung übrigens in manchen Fällen sehr Bedenkliches berichtet wird) dem Notstande schon die Spitze abbrechen werde. Aber diesmal hat doch das internationale Hilfskomitee, das sich sofort in Schanghai konstituierte, beschlossen, daß man die Regierung Chinas zwingen wolle, etwas zu tun, um dem Übel an die Wurzel zu gehen. Geld sollte zusammengebracht werden. Aber man wollte es den Beamten nur unter der Bedingung zur Verfügung stellen, daß Garantien für die Inangriffnahme gründlicher Landesverbesserungen gegeben würden. Man sieht daraus, daß die Leiter dieses Hilfskomitees, einsichtige Köpfe aus allen Nationen (auch Chinesen), eine bei der Regierung vorliegende Verschuldung erkannten. Wieweit die Mandschu-Regierung auf solche Vorstellungen eingegangen wäre, wie schnell oder langsam man wirklich

Hand angelegt hätte und mit welchem Erfolge, weiß natürlich keiner. Die Revolution hat mittlerweile die Regierung selbst vor die Existenzfrage gestellt, und alles Andere bleibt dahinten.

* * *

Wenn diese Aufzeichnungen daheim vor die Augen der Leser kommen, ist die Angelegenheit längst in ein anderes Stadium gerückt. Um so gewagter für mich, bestimmte Urteile zu äußern oder über die Weiterentwicklung Vermutungen auszusprechen. Lieber bleibe ich bei dem stehen, was sich bis jetzt an der Bewegung beobachten läßt. Da muß man denn sagen, daß die ganze Art des Auftretens uns Europäer soweit sympathisch berührt. Es war kein wildes Dreinschlagen und kein rohes Morden, womit man in Wutschang anfing, sondern ein zielbewußtes, gut disziplioniertes Vorgehen, das Kennzeichen einer überlegten, vorbereiteten und wohlorganisierten Erhebung. Den einfachen Leuten wird Sicherheit verbürgt, wenn sie sich ruhig halten. Plünderung und Exzesse jeder Art werden mit strenger Strafe bedroht. (Diese Bestimmungen sind auch mehrfach, wo es not tat, energisch zur Ausführung gebracht.) Insbesondere gegen die in China ansässigen Fremden, Kaufleute wie Missionare oder sonstige Klassen, nimmt man eine sehr freundliche Haltung an. Daß der Handel tatsächlich einen harten Stoß bekommen hat und vorläufig überall so gut wie still steht, ist in den Verhältnissen begründet, die Niemand ändern kann; doch betonen die Revolutionäre, daß nach der Übergangszeit alles in die gewohnten Bahnen einlenken werde. Bemerkenswert für die Haltung dem Auslande gegenüber dürfte folgendes Manifest sein, das

von der Revolutionspartei in der Provinz Kuangtung erlassen wurde (veröffentlicht von der Hongkong Daily Preß unter dem 25. Oktober 1911):

An alle freundlich gesinnten Nationen unsern Gruß. Wir, die Bürger Chinas, die wir das Joch der tartarischen Eroberer abschütteln wollen, indem wir die gegenwärtige korrupte Form des autokratischen Staates beseitigen und eine Republik an seine Stelle setzen, die wir zugleich mit allen uns freundlichen Völkern in engere Beziehungen treten möchten zum Zwecke der Erhaltung des Weltfriedens und der Förderung der Wohlfahrt aller Menschen, erklären hierdurch:

1. Alle vor diesem Datum zwischen der Mandschu-Regierung und irgendwelchen Nationen geschlossenen Verträge bleiben dauernd in Kraft bis zu ihrem Ablauf;

2. Die von der Mandschu-Regierung vor diesem Datum aufgenommenen Anleihen oder zu zahlenden Entschädigungen werden ohne irgend eine Aenderung anerkannt und durch die Seezolleinnahmen wie bisher bestritten;

3. Alle von der Mandschu-Regierung irgend einer Nation früher bewilligten Rechte werden anerkannt;

4. Personen und Besitztümer aller fremden Nationen im Gebiete der Armee der Bürgerschaft genießen vollen Schutz;

5. Alle nach dem heutigen Datum zwischen der Mandschu-Regierung und irgend einer fremden Macht vereinbarten Verträge, Abmachungen, Anleihen und Entschädigungen werden abgelehnt werden.

Auf Befehl von Hu Wa-fang, Befehlshaber der Armee der Bürgerschaft von China in der Provinz Kuangtung.

Den Ton dieses Manifestes wird jeder sehr verständig finden. Ähnlich klangen alle andern Proklamationen. Daß die meisten Europäer in China mit ihren guten Wünschen auf der Seite der Revolutionäre stehen, ist daher wohl begreiflich. Man weiß zu genau, daß Vieles unbedingt anders werden muß und daß die Reform der Mandschu nur auf dem Papiere stand; vorläufig sieht es wenigstens so aus, als wenn die neue Partei mehr erreichen wolle.

Freilich, ob die Bewegung auch weiterhin gemäßigt verlaufen wird, wer wollte dessen darum von vornherein sicher sein? Die Taiping-Rebellion fing auch leidlich dis-

zipliniert an, es wurde aber mit der Zeit doch ein wahres Teufelstreiben daraus. Gott bewahre China vor einer Wiederkehr ähnlicher Zeiten! Aber die Massen, welche in diesem Winter in China brotlos und obdachlos umhertreiben werden, sind groß und lassen sich schwer zügeln. Schwer wird es auch sein, die Einheitlichkeit zu bewahren, wenn es unter den Führern der Bewegung um die Verteilung der Kompetenzen, um Überordnung und Unterordnung in dem neuen Staatswesen geht. Schwer aber wird vor allem die Aufgabe sein, die rechte, eigentliche Reform Chinas von innen heraus mit kräftiger Hand zur Ausführung zu bringen. Die Zeit muß lehren, ob der korrupte Zustand der vergangenen Tage wirklich im wesentlichen der Schwäche der Mandschu zuzuschreiben ist, oder ob da Schwächen des chinesischen Volkscharakters zu Grunde liegen, deren man nicht einfach durch das Aufziehen einer neuen Reichsflagge Herr wird.

Mir fällt ein Wort des alten guten Abtes Han Tchienyang in dem Taoistenkloster Tai tsing kung ein. Dort verlebte ich ja das letzte chinesische Neujahrsfest und ging an einem der ersten Tage des neuen Jahres zu ihm hinüber zu gratulieren. Er erwiderte sehr bald meinen Besuch und saß eine Weile bei mir. Sie hätten, sagte er, in der Neujahrsnacht einen Blick in die Zukunft geworfen, und es sehe böse aus in der nächsten Zeit für China. Drei schwere Jahre ständen seiner Heimat bevor, und das angefangene sei das erste von ihnen. Es würde Pest kommen, es würde Hungersnot kommen, es würde Krieg kommen. Nun, die Pest war damals schon in Nordchina am Werke, es hielt nicht schwer sie vorherzusagen. Aber auch der Hunger und das Schwert sind gekommen. Zwar ist es

weniger die Wahrsagegabe des alten Taoisten, die für mich dadurch beglaubigt wird, als sein feines Ahnen und Verstehen der Zeit, das ihm wohl solch trübe Ankündigungen eingab. Ob er auch damit recht behalten soll, daß die Unruhe und Not sich über einen langen Zeitraum, über Jahre hinziehen werde? Armes China dann! Und auch manchem Europäer würde das verhängnisvoll.

* * *

Mitten in solch ernsten Betrachtungen und Eindrücken muß ich nun wieder Abschied nehmen von dem „Reich der Mitte“. Hongkong hier, dieses Stück chinesischen Bodens, auf dem zuerst ein Mandschu-Kaiser vor der Gewalt westlicher Waffen zurückweichen und einen Teil des ererbten Reiches an „fremde Barbaren“ abtreten mußte, der Ort zugleich, auf dem ich vor siebzehn Jahren zuerst mit chinesischem Wesen in direkte Berührung trat, entläßt mich jetzt aus Chinas Grenzen mit derselben, aber doppelt und dreifach verstärkten Vorstellung, welche das Wiedersehen vor nahezu einem Jahre droben im Norden, in Kalgan und Peking, sogleich in mir weckte, daß eine andere Zeit für China anbricht, eine Umgestaltung, bei der viel von dem Alten für immer untergehen wird.

Es führt ein Weg an Hongkongs wundervollen Bergabhängen hin, um happy valley, den großen Sportplatz herum, wo sich die englische Jugend tummelt, oberhalb der fünf ernsten Friedhöfe hin, die aus ihrem Palmengrün so still auf jenes bunte Getriebe herunter schauen, in halber Berghöhe den Wanderer durch das üppige tropische Wachstum geleitend mit stetem Ausblick auf den unvergleichlich schönen Hafen und die am Wasser ausgebreitete Stadt.

Man sagt, es sei die schönste Straße, die sich im ganzen Osten findet, und ich glaube es wohl. Auf diesem Wege gingen wir an einem der letzten Abende dahin. Es war nahezu Vollmond. Als wir die Höhen hinanstiegen, setzte eben der frühe, dämmerungslose Tropenabend ein. Noch hörte man die cheers und das Händeklatschen der Cricketspieler, aber es ging schnell zu Ende damit. Bald lag das weiße Licht über den Bäumen und alles war still. Palmen in verschiedenen Formen mit reich entwickelten Blättern, ungeheure Bananenstauden, hohe Farne, rankenreiche Banyanbäume und all die sonstigen tausend großen und kleinen Pflanzengebilde der Tropen umstanden die ebene bequeme Chaussee und ragten in den weißlichen Mondhimmel auf. Kein Mensch begegnete uns, ausgenommen ein einziger einsamer Reiter. Unten am Meere wurde es hell und immer heller von den Abendlichtern. Strand und Wasser waren bald übersät mit leuchtenden Punkten, beweglichen und unbewegten, glänzenderen und matteren, ununterbrochen bis drüben zum Rande des Festlands hin, eine unbeschreibliche Illumination. Schwer und dunkel lagen zwischen diesen Lichtern die weitgestreckten Umrisse der menschlichen Ansiedlungen, die Küstenlinie umschlingend und sich daran emporziehend.

Eine Stunde lang gingen wir über diesem Ausblick hin durch die beginnende Tropennacht. Es war eins seiner schönsten Bilder, das mir China dort zum Abschied bot. Aber war es China, dem ich dies Bild verdankte? Es war das von den Händen der Fremden umgestaltete China. In diesem geschäftigen Hafen, in diesem emsigen Getriebe zwischen den Häusern dort, in dem Gefunkel auf den Wellen, in den sorgfältig angelegten und gepflegten Wegen, — es sind doch die Ideen und Arbeiten der Ausländer, die

in dem allen zu Tage treten. Ein Werk der letzten sechzig, siebzig Jahre steht hier vor mir, wie es aus der Berührung Chinas mit dem Abendland hervorgegangen ist. Ob in diesem Bilde eine Verheißung dessen gesehen werden darf, was überhaupt aus China noch werden kann, wenn es sich europäischem Geiste erschließt? Wer will es sagen bei dem Dunkel, das gerade jetzt über Chinas Zukunft lagert! —

XVIII.

Das Land der Sonnengöttin

Der freundliche kleine Schaffner legte das Handgepäck auf die Sitze, während unser Geleiter vom Hotel draußen vor dem Fenster sich mit gezogener Mütze verneigte und Abschied nahm. Wir saßen im Zuge, der von Nara nach Yamada fuhr, und waren allein in unserm Kupee. „Bitte, lassen Sie die Tür offen," bat ich den hinausgehenden Schaffner. Es war noch immer recht warm, obwohl Ende September, und dazu hatte die Aussicht so aus der Tür heraus zwischen den zwei Wagen durch etwas Unmittelbareres als aus dem Fenster.

Und sie war wert, recht genossen zu werden, diese Aussicht. Die Bahn mündet bald in ein enges, von bewaldeten Höhen immer mehr zusammengedrängtes Tal, durch welches der Kizugawa seine Wasser breit dahinwälzte, sich mit den Schienen um den Raum streitend. Man konnte zuerst nichts weiter tun, als an der Tür sitzend, den Blick in diese immer neuen Berg- und Flußschönheiten versenken. Das Kollern und Brodeln der Wellen neben und fast unter uns, die immer dichter an den jagenden Zug herantretenden steilen Berghänge, deren Kiefern und Tannen, Eichen und Ahorne ihre Zweige über uns hinreckten, die phantastischen einzelnen Felsmassen, welche hier und dort hervorquollen,

wie im Begriffe, auf uns herabzustürzen, dann ein Dorf, in eine Ecke des Berges eingepreßt, seine äußerlich gleichförmigen Bewohner waschend, Lasten tragend, die Kinder der Bahn nachjubelnd, nun wieder völlige Natureinsamkeit, selten ein Wanderer oder zwei, die auf ihren Holzpantoffeln (geta) mit hochgezogenem Kimono den aus dem Gestein herausgehauenen Pfad verfolgten, das alles vom Halbdämmern eines späten Nachmittags bei wolkig schwerem Himmel eingehüllt, — es hatte etwas Faszinierendes. Die Gedanken standen still vor immer neuem Schauen, bloßem Schauen. Endlich bedrängte uns der Fluß auf seinem linken Ufer so sehr, daß wir uns zum rechten hinüber retten mußten, — dumpf dröhnend rollten die Wagen über die Bahnbrücke, — weiter jetzt, höher und höher hinauf, bis schließlich der Berg dem Menschen so ernstlich in den Weg tritt, daß es zum Nahkampfe kommt: er wird durchbohrt von mehreren Tunnels, und nun ist er besiegt. Langsam weicht das Gebirge wieder zurück, die Lokomotive sinkt talwärts hinab, in rasender Eile ihren Triumph feiernd, die Ebene ist wieder erreicht, der Zauber ist vorüber. Mittlerweile war es auch richtig Abend geworden. Ein leichter, aber zäher Regen setzte ein, während die Aussicht immer verschwommener wurde. Ich starrte noch hinaus, erblickte aber in Wahrheit kaum noch etwas, dagegen wurden die Gedanken wieder wach, Gedanken und Erinnerungen. —

Dies war nun das fünfte Mal, daß ich Japan besuchte. Vor mehr als sechzehn Jahren, in Begleitung eines unvergeßlichen Freundes hatte ich zum ersten Male meinen Fuß auf japanischen Boden gesetzt. Ein kurzer Aufenthalt von zwei Wochen in Onsen, dem bekannten Ort der heißen Bäder, nicht weit von Nagasaki, war damals alles gewesen. Und doch, wie tief gingen jene ersten Eindrücke

dieses eigentümlichen Landes schon damals! Die kleinen bäurischen Schintotempel auf der Höhe von Onsen, die Miniaturgeiser und Schwefelquellen dort, die reiche Vegetation der Berge und Täler, mitten darin dann diese sauberen Holzhäuschen, fast puppenhaft, auf deren Mattenboden man nur treten durfte, wenn man das Fußzeug abgelegt hatte, wie in mohammedanischen Moscheen; und die Menschen endlich, damals uns Europäern noch ein wenig unbekannter und rätselhafter als heute, mitten im Prozeß der Modernisierung begriffen, aber doch noch von innen und außen so ganz anders als wir; wie lebhaft prägte sich all dies Neue mir ein! Dazu der furchtbare Taifun, den wir dort erlebten, der unser Haus, zehn Minuten nachdem wir daraus unter ein Nachbardach geflüchtet waren, in Trümmer legte und uns um einen Teil unserer Reiseherrlichkeiten brachte! Das war im Sommer 1895. Zwei Jahre später verlebte ich wiederum fünf herrliche Wochen in Onsen, diesmal weiter umherstreifend und mich in der japanischen Kultur- und Gedankenwelt näher orientierend. Japan war schon wieder ein anderes geworden in diesen zwei Jahren. Zwar trug der alte Vater unseres Hotelwirts noch immer sein langes Haar in einem Knoten auf dem Scheitel zusammengebunden, aber das war schon etwas Seltenes, die Marotte eines Greises, dem man es hingehen ließ, daß er noch am alten Aussehn festhielt. Jung Japan dagegen strebte rüstig vorwärts. Und doch, was von europäischem Wesen eindrang, es verlor sich vor dem Reichtum eigener Erscheinungen, mit dem das japanische Leben den Fremden überschüttete, und an diesem Reichtum allein haftete das Auge. Noch mehr in zufälligen einzelnen Beobachtungen. Japan war für mich noch vorwiegend das Land der Freude und der Erholung. Drei Jahre gingen

hin, und ich kam wieder von Schanghai nach Nagasaki herüber, diesmal zu einer langen Streiferei durch die ganze Breite des Landes, auf der mich meine Frau begleitete. Es war die Zeit jener starken Aufregung im fernen Osten, als das Gesandtschaftsviertel in Peking belagert wurde, und wir trugen die unruhigen Gedanken an die Zukunft Chinas und das Schicksal der Eingeschlossenen mit uns auf einer beschwerlichen und doch wundervollen Landreise quer durch die Insel Kiushiu, suchten, in Oita endlich an der Küste angekommen, eifrig in den Zeitungen nach klärenden Nachrichten, ohne sie zu finden, trafen auf der Fahrt nach Miyanoshita Bekannte aus Tientsin, die uns von ihren Schreckensstunden berichten konnten, und erfuhren endlich die schon unglaublich gewordene Befreiung. Japan hatte damals Schulter an Schulter mit den Europäern gekämpft; man fühlte mit ihnen wie mit Waffenbrüdern. Auf dieser Reise erschloß sich mir das unvergleichliche Nikko, ich sah den Fuji am See von Hakkone, die alten Prachtmonumente im Shiba- und Ueno-Park von Tokio, die strahlende Schönheit der Binnensee. Und wieder waren zwei Jahre vergangen, da machte ich mich auf zu meiner vierten Japanfahrt, die vor allem den buddhistisch merkwürdigen Orten und ihrem Studium galt. Ich sah die alten Tempel von Nara und das älteste buddhistische Heiligtum auf japanischem Boden in Horiuji, ich erstieg den ehrwürdigen Klosterberg Koyasan, die besondere Erinnerungsstätte des populärsten unter den japanischen Heiligen des Buddhismus, des großen Lehrers Kobo Daishi, ich besuchte die Stadt der Tempel, Kyoto, und den Berg der Mönche, den Hiyesan in ihrer Nähe, dann Tokio nochmals, Kamakura mit dem weltberühmten Riesenbuddha, Ikegami, wo der Gründer der mächtigen Nichiren-Schule

starb, Nagano mit dem über das ganze Reich hin bekannten Tempel der Tendai-Schule, der ein bei der Einführung des Buddhismus von Korea nach Japan gebrachtes Götterbild enthalten soll, und andere Plätze.

All diese Erinnerungen zogen jetzt wie Traumbilder an mir vorüber, während wir im Zuge durch die abenddunkle Ebene sausten und der Regen an die Fenster schlug.

Merkwürdig, das Wiedersehen des japanischen Bodens hatte mich innerlich verhältnismäßig wenig angefaßt. Bei weitem nicht so wie das Wiedersehen mit China. Es mochte daher kommen, daß Japan im ganzen doch sehr in den Rahmen der ostasiatischen Kultur hineingehört, mit der ich bereits seit etwa zehn Monaten wieder in innige Berührung getreten war, so daß ich also nur zu einem neuen Kapitel in dem längst wieder aufgeschlagenen Buche überging. Jedenfalls, alles stellte sich so bekannt und vertraut vor mich hin, als wäre ich erst gestern von hier fortgegangen. Die grünen Hügel um Nagasaki glänzten in der alten Schönheit des Morgenlichtes, als der japanische Arzt uns zur Inspektion aus den Kabinen holte. Etwas stiller und einsamer war der Ort geworden (er geht an Bedeutung jährlich zurück, was Handel und Verkehr betrifft, so daß demnächst manche der großen Dampferlinien ihn wohl von der Liste ihrer Anlegeplätze streichen werden), aber die rein japanischen Züge waren genau die alten: die etwas engen und schmalen Kurumas (jene zweirädrigen von Menschen gezogenen Wagen, die in China Jinrikshaw heißen) mit den gebräunten, sehnigen Kurumayas in dunkelblauem Anzug unter den breiten weißen an Pilze erinnernden Hüten; die niedlichen Häuschen, mattenbelegte, leere, gleichsam ausgehöhlte Zimmer, die niedrigen Läden, vollgestopft mit dem reizendsten Kleinkram, die Höfchen mit

einem Miniaturteich und etwas Felsbröckchen und Zwergbäumchen, die rieselnden Wässerchen an den Straßen mit spielenden Kindern im bunten Kimono, wie aus einem Bilderbuche geschnitten, das graue Holz der Wohnungen und das Grün der Hügel und das Blau der Meereswellen. Während die Kosai Maru, unser japanischer Dampfer, im Hafen von Nagasaki ihre Ladung löschte, ließen wir uns von Kurumas noch einmal nach dem Fischerdörfchen Mogi hinüberrollen, wo wir einst eine Woche lang Seeduft geatmet hatten. Wie wenn der Vorhang von einem alten Bilde fällt, so unverändert erschien es, dasselbe japanische Teehaus, in dem wir damals wohnten, dieselben Kiefern, Felsen, Felder, derselbe Weg am Meere hin bis zu unserer Badestelle, ja selbst die blitzschnellen Meerasseln, die über die Steine huschten, schienen dieselben zu sein. — Wehmut des Wiedersehens! Wenn altvertraute Gegenden nach Jahren ein ganz anderes Gesicht angenommen haben, verhüllt und zerrissen, was uns einmal lieb war, so klagen wir über Vergänglichkeit. Aber wenn ehemals liebe Plätze nach langer Trennung uns ziemlich wieder in der alten Gestalt vor Augen kommen, so stiehlt sich ein vielleicht noch schwermütigeres Empfinden ins Herz hinab, da diese unveränderten Linien und Formen doch so unerbittlich von unserer Veränderung, von dem Damals, das längst nicht mehr Heute ist, reden und der ganze Chor verklungenen Lebens, den acht, neun Jahre umspannen, im Hauch der Luft und Brausen des Strandes mitzuklingen scheint als schmerzlich süßer Nachhall. Wir saßen auf den Klippen und kosteten das, die Augen über das ruhelose Meer hin gerichtet nach den Bergen von Onsen, die mit der Vision einstiger Freuden uns anblickten. —

Ein paar Stunden später, und die Schraube des

Dampfers pochte wieder unter uns. An der Küste von Kiushiu stampften wir hinauf, fuhren zwischen Mogi und Shimonoseki durch und hatten wieder die Binnensee vor uns, die berühmte japanische Binnensee. Diesmal prangte sie nicht im farbenhellen Sommergewand, wie ich sie vordem gesehen. Blaßgrün war das Wasser, Regenluft umgab uns, graublau erschienen die Berge der Ferne. Ab und zu eine Insel, ein rundlicher, baumbewachsener Fels mit frischerem Farbenton. Eine Boje, — ein paar Segelboote, — rudernde Fischer, — eine Möve. Kräftigere weiße Wolken dort über den langgedehnten, mattgezeichneten Bergkämmen des Hintergrundes. Nebel senkt sich herab auf die kleinen Wellchen, die um das Schiff her spielen, Tropfen fallen nieder, alles verwischt sich. Die japanischen Matrosen liegen an Deck und träumen. — —

In Kobe löste das laute Leben den sachten Traum wieder ab. Wir entflohen diesem Hafentreiben auf der Bahn. An Osaka rasselten wir vorüber, diesem allermodernsten Stück Japan mit seinen endlosen, rauchenden Fabriken, Speichern, Werften, in deren Mitte sich die alte Burg des Hideyoshi, der ehrwürdige Tennoji-Tempel und andere Stätten der Vergangenheit scheu verbergen. Das ganze weite Land um Osaka herum scheint von dem Dämon der abendländischen Industrie besessen zu sein, drei Eisenbahnstationen weit. Endlich läßt dieser Gräuel, der Stolz des fortschrittlichen Japaners, uns los. Das Gelände wird wieder freundlich und friedlich. Wir gleiten zwischen sonnigen Hügeln und frischgrünen Feldern hin, bis der Zug uns am Spätnachmittage in Nara absetzt.

Nara! Noch einmal die Geister der Vergangenheit und des echten alten Japan!

Vornehm und heiter leuchtet uns der große Torii am

Eingang des schattigen Parks entgegen, sein kräftiges Rot vor das dichte Grün der alten Bäume stellend, wie eine heilige Wehr gegen alles Profane da draußen. Zwei der schönen grauen Steinlaternen erheben sich wie Wächter zu seinen Seiten. Die Stufen hinauf, und nun wandle langsam, nachdenklich die breite Allee dahin zwischen Kryptomerien und Kiefern, von denen manche noch die Tage des Kaisers Shomu Tenno gesehen haben mögen, der im Jahre 736 nach Christo den Riesenbuddha aufzurichten beschloß. Hier war Japan jung, hier umschlang es mit kindlicher Innigkeit religiösen Glaubens den neuverpflanzten Buddhismus, ihm sein junges Leben einhauchend, als erst die Sonnengöttin in Ise großmütig erklärt hatte, daß sie ihr Land mit dem indischen Fremdling teilen wolle. Damals, erzählt die Sage, kannte man noch kein Gold in diesem naturfrohen einfachen Lande, und der König Shomu war in Verlegenheit, wie er die geplante Statue des Buddha vergolden solle. Doch entdeckten Suchende alsbald das erste Gold auf japanischem Boden in Oshu. Wie? war der bettelnde, besitzlose Buddhismus bestimmt, die „verruchte Gier nach Gold" hierher zu tragen? Religionen wie Menschen gehen vorbestimmt ihren dunklen Pfad und wissen nicht, was sie tun. —

Es liegt wie Feiertagsstimmung über den Wäldern von Nara und ihren feinen, reinen Tempeln, an welchem Tage man auch kommt, wenn nur die Sonne ihren Glanz über die Baumgipfel und Schindeldächer ausgießt. Still, fröhlich von innen her, sauber, wohlgehütet ist alles. Hirsche und Rehe, seit undenklichen Zeiten geschont und gehegt, springen zutraulich aus dem Gebüsch auf den Wanderer zu, ihm einen Leckerbissen aus der Hand zu nehmen. Lassen sie sich nicht gleich blicken, so lockt man sie: Kó, Kó, Kó! und

sofort unterbrechen sie ihr Grasen in der Lichtung, um mit unvergleichlich leichter Eleganz herbeizufliegen. Diese Rehe sind Nara's Wahrzeichen. Denn auf einem weißen Rehe reitend soll einer der schintoistischen Götter, denen der Kasuga-Tempel geweiht ist, diese Stätte aufgesucht haben, um sich hier ein Heiligtum zu gründen. So leicht sich die Pflege und Schonung dieser Tiere in die buddhistischen Ideen einfügte, ebenso leicht verschmolz das ganze schintoistische Wesen von Nara mit dem Buddhismus. Die Rehe von Nara spielten und spielen noch heute um die offene Bühne, auf der die heiligen Kagura-Tänze aufgeführt werden, so gut wie um die Riesenglocke des Todaiji, um den Tempel des Hachiman, des alten Kaisers Ojin, der als Kriegsgott verehrt wird, wie um die Galerien des Kwannon-Tempels.

Die Rehe von Nara! — Noch steht die Tür unseres Eisenbahnkupees offen, obwohl draußen längst nichts mehr zu sehen ist. Der Regen strömt hernieder, aber ich merke ihn nicht, während meine Gedanken im sonnenhellen, paradiesischen Garten der Ferne spazieren gehen. Da fährt der Zug ein in die Station Yamada. Aufgewacht! In die Kuruma hinein! Wir sind auf dem heiligen Boden von Jse, wo die vornehmsten Tempel des Schintoismus stehen. Ein neues Bild löst jetzt die alten ab. Durch die nassen Straßen der dunklen Stadt ziehen uns die Kurumayas zum Gonikoi-Hotel hinauf. —

* * *

In Mitteljapan, südöstlich von Kyoto, an der Westküste der Owari-Bucht, liegt die Provinz Jse. Es ist das heilige Land der Nationalreligion von Japan, des Schintoismus. Denn hier sind in alten Zeiten die Tempel er-

richtet, die den höchsten Gottheiten des Landes gelten, vor allem der Sonnengöttin Ama-teraſu, der Urahne des von jeher in Japan regierenden Herrſchergeſchlechtes. Sie ſtehen in unmittelbarer Nähe von Yamada, einer anſehnlichen Stadt, die aus mehreren kleineren Orten zuſammengewachſen iſt und, obwohl heute nicht ohne induſtrielle Betriebſamkeit, doch noch immer ihren Hauptunterhalt durch die Scharen der Pilger gewinnt, welche alljährlich, beſonders im Winter und Frühling, hierher wallfahren. Eine alte Pilgerſtraße durchſchneidet die Provinz nach dieſem Zielpunkt hin. Heute iſt ſie überholt durch die Bahn, deren Vollendung aber ein langer ernſter Widerſtand entgegenſetzt wurde von Seiten jener Plätze an der Pilgerſtraße, die ſich durch die Bahn in ihrer Exiſtenz bedroht ſahen. Schließlich ſiegte natürlich die Macht der Neuzeit.

Zwei weit voneinander abliegende heilige Bezirke ſind es, auf die das religiöſe Intereſſe ſich richtet, der Geku oder äußere Tempel und der Naiku oder innere Tempel, jener an das Weſtende der Stadt Yamada ſtoßend, dieſer eine gute Strecke nach Oſten von der Stadt entfernt, in der Nachbarſchaft des Dörfchens Uji. Der Geku iſt von etwas geringerem Anſehn als der Naiku (worauf auch der Name hinweiſt); er iſt nicht der Sonnengöttin geweiht, ſondern er gilt heute als der Göttin der Nahrung (Toyo-uke-bime-no-kami) heilig, war aber urſprünglich wohl die Stätte der Verehrung des Erdgottes. Es iſt alſo eine Art Gegenſtück zum Tempel der Sonnengöttin. Beide Bezirke ſind einander in der Anlage und Tempelausſtattung ſehr ähnlich. Die Baulichkeiten ſelbſt ſind garnicht alt, repräſentieren aber doch bis in die Einzelheiten hinein den älteſten Bauſtil des japaniſchen Volkes mit aller wünſchenswerten Genauigkeit. Das wird garantiert durch die uralte Be-

stimmung, daß sämtliche heiligen Gebäude alle zwanzig Jahre niedergerissen und genau nach dem Vorbild der beseitigten wieder aufgerichtet werden müssen. Dieser seltsamen, aber für die Erhaltung der altertümlichen Bauweise und Einrichtung sicherlich höchst praktischen Regel entsprechend haben die Tempel des Geku- und Naiku-Bezirkes freien Raum innerhalb der Tempelumfriedigungen, wo jedesmal, wenn die Periode zu Ende geht, neben jedem bestehenden Hause sein genaues Spiegelbild errichtet wird. Sind die Neubauten fertig, so findet die feierliche Überführung des Tempelinventars aus den alten Gebäuden in die neuen statt, das Sengyo. Danach werden die verlassenen Tempel niedergerissen und das Holz zu allerlei Kleinigkeiten verarbeitet, die man als zauberkräftig an Pilger verkauft. Derselbe Vorgang der Tempelerneuerung findet übrigens zuweilen auch vor Ablauf der zwanzigjährigen Periode statt, wenn durch irgend einen unglücklichen Zufall eine Entweihung eines Heiligtums eingetreten ist.

In einem Lande, wo alle Bauwerke wesentlich aus Holz hergestellt werden und also keine Aussicht haben, ein hohes Alter zu erreichen, konnte sicher kein zuverlässigeres Mittel gefunden werden, die Dauer der alten Form dieser heiligen Tempel für Jahrhunderte und Jahrtausende zu sichern. Denn gerade die häufige Wiederkehr der Erneuerung verbürgt, wenigstens bei der hohen Verehrung der Stätten und bei der primitiv einfachen Anlage der Heiligtümer, die Genauigkeit der Rekonstruktion; die Überlieferung der Arbeit kann nicht verloren gehen. Dennoch will man bemerkt haben, daß in Kleinigkeiten die Neuzeit Abänderungen gebracht habe. Es mag sein; allein im Großen und Ganzen stehen die heiligen Bauten ganz ge-

wiß heutigen Tages noch genau so da, wie sie vor zwei Jahrtausenden und früher (der Naiku soll aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert stammen) ausgesehen haben. Obwohl die eigentlichen Tempelanlagen rings durch eine doppelte Pallisadenumzäunung abgegrenzt sind und das Betreten der so geschützten Gebiete allen mit Ausnahme der Priester und der Mitglieder des Kaiserhauses absolut verboten ist, kann man Anlage und Architektur der Tempel doch genügend beobachten, da der Besucher an dem einen der vier Eingänge des äußeren Pallisadenkranzes bis zu der inneren Umzäunung vorgehen darf, von wo ein bequemer Blick alles weitere überfliegt. Den Durchgang durch diese inneren Pallisaden verdeckt ein Vorhang, den zu heben nicht gestattet ist. Einen der höchsten Beamten Japans, dem Viscount Mori, hat die leichtsinnige Mißachtung dieses Verbotes das Leben gekostet. Er erlaubte sich bei einem Besuche der Tempel den Vorhang mit seinem Spazierstocke bei Seite zu schieben, um in das Innere der Höfe sehen zu können. Wenige Monate nachher wurde er von einem Fanatiker für diese Verletzung schintoistischer Gefühle bei öffentlicher feierlicher Gelegenheit ermordet. Das Volksurteil rechtfertigte und verherrlichte den Mörder.

Der Anblick der heiligen Gebäude, wie sie in der Umzäunung liegen (es sind außer dem Haupttempel noch mehrere andere Hallen, für Nebenzwecke bestimmt, so zwei Schatzhäuser und ein Haus für die täglichen Opfer), muß jeden Besucher sofort lebhaft an Wohnungen der Malaien oder der Südseeinsulaner erinnern. Die Theorie der Ethnologen, daß der Japaner malaiisches Blut in sich trage und daß eine Mischung malaiischer und mongolischer Elemente diesem Volksschlage seine Eigentümlichkeit gegeben habe, findet im Angesicht der Tempel von Jse eine

sinnenfällige Bestätigung. Mir wenigstens schien es so. Die Tempel sind einfache Holzbauten, deren Boden auf Pfählen oder Balken ruht, die in die Erde getrieben sind und das Gebäude etwa anderthalb Meter hoch über den Erdboden erheben. Ringsherum läuft eine offene Veranda mit einem Holzgeländer. Das Dach ist mit Binsen gedeckt. Die Vorderbalken des Daches kreuzen sich und ragen weit über einander hinaus, wie die Giebelbalken niedersächsischer Bauernhäuser. Das Merkwürdigste an dem Dache sind eine Anzahl abgerundeter, zigarrenförmiger Balken, die quer über den First des Daches hingestreckt liegen, offenbar um das primitive Dachwerk beschwerend gegen Unwetter zu halten. Das Ende dieser Querbalken und des Firstbalkens, der über die Länge des Daches hervorsieht, ist mit Messingbeschlag geschmückt. Dieselbe Verzierung findet sich an den zur Veranda hinaufführenden Stufen, an dem Geländer und an der Tür.

Das Innere der Ise-Heiligtümer, das natürlich nie eines Europäers Auge gesehen hat, ist, wie man weiß, einfach und dem anderer Schintotempel ähnlich. Es enthält außer den sogenannten Gohei, jenen Papierstreifen eigentümlichen Zuschnittes, welche ursprünglich Opfergaben symbolisierten, einen besonderen Gegenstand, der als Wohnstätte oder Leib der Gottheit angesehen wird (Mitamashiro oder Shintai genannt). Dieser Gegenstand ist im Tempel der Sonnengöttin ein Metallspiegel. Nie aber wird dieser Gegenstand menschlichen Augen sichtbar, selbst nicht denen der Priester oder des Kaisers. Er ist seit undenklichen Zeiten verhüllt in eine Brokatdecke, über die, so oft sie vor Alter zerfällt, eine neue gelegt wird, ohne daß man das heilige Emblem selbst entblößte. Das verdeckte Geheimnis liegt in einer hölzernen Lade, die reich

mit goldenen Ornamenten verziert sein soll. Darüber hängt wieder eine einfache seidene Hülle[1]).

Der Besucher der heiligen Stätten von Ise, der japanische Pilger so gut wie der Europäer, muß mit der Betrachtung des Äußeren der Tempel und der ganzen Anlage des Platzes zufrieden sein; betreten kann er die Tempel selbst nicht. Das scheint vielleicht Manchem eine starke Beeinträchtigung. Doch in Wahrheit ist es das nicht. Der Gesamteindruck, den man beim Durchwandern der Plätze und beim Blick auf die Art der Gebäude gewinnt, ist, wie mir vorkommt, das Wichtigere, und es ist ein sehr eigenartiger, tiefer Eindruck. Es gibt ein japanisches Liedchen darüber, das ein buddhistischer Mönch des vierzehnten Jahrhunderts gedichtet haben soll: Nanigoto no owashi masuka wa shirane domo, kataji ke nasani namida kobo ruru; auf deutsch etwa: „Wenn ich auch nicht weiß, was im Innern vorhanden ist, so strömen mir doch vor Ehrfurcht die Tränen hervor." Wenn ein Europäer auch die ganze Tiefe dieses Empfindens nicht zu teilen vermag, so drängt sich ihm doch, falls er kein rein äußerlicher Betrachter ist, etwas Ähnliches auf. Man tritt ein in den prachtvollen Park, der die Tempel umgibt. Gewaltige Stämme von Kryptomerien und Kampherbäumen, dazwischen Ahorne und die immergrünen heiligen Sakaki-Bäume umgeben uns und wecken die Gedanken an das Grün des freien Waldes. Die Wege und Pfade durch diesen Baumschatten hin sind überschüttet mit kleinen Kieseln, blank und sauber wie alles ringsumher. Kristallhelle Bäche rinnen an den

[1]) Man darf den Spiegel im Allerheiligsten der Sonnengöttin von Ise nicht zusammenwerfen mit den Metallspiegeln, die häufig in den Vorhallen schintoistischer Tempel, den sogenannten haiden (Gebetshallen), offen sichtbar aufgestellt sind. Diese sind wahrscheinlich buddhistischen Ursprungs.

Seiten und sammeln sich hier und da zu Teichen oder breiteren Gewässern, die von einfach-schönen Brücken überspannt werden. So wenigstens im Geku; im Naiku bespült der entzückende Fluß Isuzu die Kiesel des Tempelgrundes mit einem Wasser, dessen Klarheit jede Kleinigkeit auf dem Grunde deutlich erkennen läßt. In diesen durchsichtigen Wassern nehmen die Pilger jene leichte Waschung, die rituelle Reinigung, vor, mit welcher sie den Besuch der ehrwürdigen Stätten einleiten. Nun erheben sich vor uns die grauweißen (nicht angestrichenen) Pallisaden der Tempelumfriedigung, über die das Binsendach der Götterwohnungen mit dem eigentümlichen Balkenwerk herüberschaut. Vereinzelt durchbricht ein Torii die Pallisaden als Eingang, und nirgends, scheint mir, wirkt die edel einfache Form dieses japanischen Linienspiels stärker als hier in der ursprünglichen Anwendung und Verbindung. Wir umwandeln das Heiligtum. Auf den kräftigen Stämmen zur Seite spielt Sonnenschein und Schatten, die Tempel selbst liegen in stillem goldenen Licht. Man fühlt, daß man an dem Urquell weilt, aus dem das japanische Volkswesen vor Zeiten entstiegen ist. Hier steht der Ausdruck geistigen Lebens vor uns, den ein primitiver Stamm mit den Keimen großer Anlagen in seiner Kindheit fand und formte, als er noch von Jagd und Fischfang lebte und dem Holz der Wildnis fast alle seine Geräte verdankte. Einfach, naturnahe, doch schon mit einem sicheren Schönheitsinstinkt, der sich in den Linien und Verhältnissen des Gotteshauses kund tut, prägte der junge Mensch jener Tage das, was sein Inneres an feineren Regungen durchflutete, in diesen Werken seiner Hände aus, die er unter die wogenden Baumkronen seines Urwaldes stellte. Damit besann er sich auf sich selbst. Denn im religiösen Leben kommt die erste

Selbsterfassung über den Menschen. Und das alles steht heute noch auf demselben Platze, wo es einst entstand. Hier unter diesen Bäumen schuf zugleich das Gemüt des im Weltall Umschau haltenden Menschenkindes jene Sagen, von denen Kojiki und Nihongi, die altjapanischen Chroniken, uns noch heute berichten, die Sagen von Izanagi, dem Schöpfer Japans, von der Sonnengöttin, die aus seinem linken Auge, und dem Mondgotte, der aus seinem rechten Auge entstand, von dem stürmischen Gotte Susa-no-o, der die Sonnengöttin, seine Schwester, so beleidigte, daß sie sich grollend in eine Höhle verbarg, aus der sie nach langer Bemühung der übrigen Götter schließlich durch den Tanz der Ame no Uzume wieder hervorgelockt wurde, vom Enkel der Sonnengöttin, Ninigi no Mikato, den diese als ersten Herrscher auf die Erde schickte in das „Land der schönen Ähren von fünfzehnhundert Herbsten," — und all jene anderen Sagen, in denen Wind und Wellen, Feuer und Reis, Berge und Flüsse göttlich belebt mit dem Erdensohne Zwiesprache pflegen.

Kein anderes Volk hat wohl bei ähnlich aufsteigender Entwicklung den Urbestand seines Geisteslebens so getreu erhalten wie Japan. Und diese Tempel in Ise sind nicht etwa eine Mumie, ein Riesenmuseum unter den Zweigen des Waldes und dem weiten Himmelszelt, sondern das lebt noch heute und ist noch immer etwas wie das Herz Japans, von dem aus und nach dem hin das Blut des Volkskörpers zirkuliert. Der Schintoismus kann zwar keine Weiterentwicklung und keine Geltung über Japans Grenzen hinaus mehr gewinnen, aber für den Japaner, besonders für die Masse des einfachen Volkes, bedeutet er doch noch längst nicht etwas Vergangenes, Abgetanes, sondern

er wurzelt — darin hat Lafcadio Hearn gewiß recht — noch immer in den Tiefen der Herzen. Ob freilich als Religion im engeren, im heutigen Sinne? Darüber wäre allerlei zu ſagen und wir müſſen ſpäter auf dieſe Frage noch einmal eingehender zurückkommen. —

Die Blätter flüſtern und die Wellen plätſchern. Komm, wir wollen die Goldfiſche dort im Waſſer an der Brücke füttern und dabei noch einmal hinüberſehen nach dem jugendfriſchen Bilde aus grauem Altertum. Der Wind ſpielt mit den Strohſeilen, die durch magiſche Kraft das Heilige abſchließen ſollen, mit den daran hängenden Gohei, mit den am Tore befeſtigten Sakaki-Zweigen. Das alles erinnert an eine Zeit primitiven Bauernlebens. Denn auch die Gohei, heute aus Papier geſchnitten, waren eigentlich Baumrindenzeug. Damals war eine binſengedeckte, auf Pfählen gegründete Hütte eine ſtolze Behauſung. In ſie geruhten die hohen Naturmächte einzukehren, in ihr bereitete man ihnen eine Stätte des Verweilens, wo der Menſch ihnen nahen durfte, bittend und dankend. Wie weit ſcheinen wir Heutigen von dieſem Standpunkt entfernt! Und doch iſt uns mehr davon geblieben als man glauben möchte. Wir haben nur einen Anthropomorphismus für den andern eingetauſcht, einen blaſſeren, blutleereren für den gröberen, maſſiveren. Denn die Form der Vorſtellung des Göttlichen wandelt ſich mit der Form der Lebenshaltung. Aus den menſchlich gearteten Bildern aber kommen wir auf Erden eben nie heraus und ſehen hier eben immer nur ein dunkles Spiegelbild. Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis. Die ſich ändernden Gleichniſſe der religiöſen Sprache und Lehre ſind wohl nicht alle gleichwertig, ſie wachſen an Gehalt und reinigen ſich, aber

Gleichnisse bleiben sie. Durch diese Pfahlbauten und durch die stolzesten Dome der Christenheit weht dennoch ein verwandter Hauch.

* * *

Das Gebiet, in welchem man den urwüchsigen, unverfälschten Schintoismus heutigen Tages noch am besten studieren kann, ist die Provinz Izumo an der Nordwestküste des Landes, die Gegend, deren Charakter und Treiben Lafcadio Hearn in seinen Glimpses of Unfamiliar Japan uns näher gebracht hat. Izumo ist aber nicht leicht zu erreichen, auch muß man, wenn man von seiner Bereisung etwas haben will, sich länger und mit Muße in das Bauernleben vertiefen können. Nach einigem Schwanken gab ich es deshalb auf, wählte aber dafür einen Ort zu achttägigem Aufenthalt, der auch berühmt ist durch seine schintoistischen Tempelanlagen, zugleich sozusagen am Wege liegt und ein ausgesuchtes Stück japanischer Naturschönheit bietet. Das ist die heilige Insel Itsukushima in der japanischen Binnensee mit dem Örtchen Miyajima, dessen Name auch für die Insel gebräuchlich ist. Wir fuhren von Yamada nach Kyoto, wo wir im Heim eines deutschen Missionars ein paar Tage behaglichen Gedankenaustausches verlebten und auf kurzen Streifereien durch die alte Tempel- und Kaiserstadt frühere Eindrücke auffrischten oder erweiterten. Dann führte die Bahn uns an der malerischen Küste der Binnensee entlang, an Hiroshima, dem bedeutenden Handels- und Militärzentrum vorbei, und setzte uns gegenüber der Insel, unserm Ziele, ab. Ein Dampfboot nahm uns hinüber.

* * *

Es ist ein schmaler Meeresarm, der die Insel Miyajima vom Festlande trennt. Wo die grünblauen Wellen drüben ans Ufer schlagen, umspülen sie einen im Wasser stehenden Torii von gigantischer Höhe und etwas eigenartiger Gestalt, der durch ganz Japan hin bekannt ist, ein Lieblingsgegenstand der Darstellung auf allerlei Werken der Kunst und des Kunsthandwerks. Dieser Torii, mit kräftig roter Farbe weithin leuchtend, bildet den Eingang zu dem großen, reich gegliederten Tempel, dem die Insel ihren Ruf verdankt. Er liegt zur Zeit der Flut gleichfalls größtenteils im Wasser, seine Häuser und überdachten Gänge sind daher auf Pfählen gebaut, daß die Wellen sie nicht überschwemmen. Es ist ein eigenartiger Anblick, die niedrigen langgestreckten Gebäude, alle aus grauem Holz gebaut, die Dächer mit Baumrinde gedeckt, breit ausladend und an den Enden leicht nach oben geschweift, über dem Eingang mit jenem gefälligen Vordach des schintoistischen Stiles versehen, das ganze altertümlich einfache und doch sehr ansprechende Bauwerk auf Pfählen aus dem Meer sich erhebend, wie aus dem Ozean heraufgestiegen, und drüben an der andern Seite von reichem Baumwuchs überschattet, hinter dem die Berge der Insel sich auftürmen. Auch hier wieder spricht unwillkürlich die altjapanische Vergangenheit zu uns. Ein dem Wasser vertrauter Stamm, der auf Pfahlbauten lebte, setzte solche Tempel vor Zeiten an diesen Inselrand. Wann das Heiligtum entstanden ist, darüber gibt es keinen sicheren geschichtlichen Anhalt, weil die alten Aufzeichnungen sämtlich bei einem großen Brande im Jahre 1548 vernichtet sind. Die Überlieferung verlegt die Entstehung in die Zeit eines Kaisers, der um 600 nach Christo regierte. Die Hauptgottheiten, denen der Tempel gewidmet ist, sind drei Töchter des Gottes

Susa-no-o, des Bruders der Sonnengöttin, der aus jenem Mythus vom Verschwinden der letzteren in einer Höhle und von ihrer schließlichen Rückkehr in die Welt bekannt ist. Susa-no-o mag eine Personifikation des Sturmwindes sein. Außer seinen Töchtern sind es indes noch einige andere Gottheiten, die in diesem Heiligtum verehrt werden. Die heiligen Tiere des Schintoismus sind auf Miyajima Krähen, obwohl auch zahme Rehe überall umherwandern und gepflegt werden. Doch den Krähen gelten besondere Opfer und Legenden. Es heißt, daß zwei heilige Krähen auf dem höchsten Gipfel der Insel, dem Miyama, ihr Nest haben. Diese Krähen seien aber, sagt die Legende, nicht eigentlich heimisch auf der Insel, sondern sie kämen vom Koyasan, dem buddhistischen Berge der Provinz Yamato, herüber, und zwar jährlich ein neues Paar. Das Paar brüte im Laufe des Sommers zwei Junge aus, die dann für das nächste Jahr auf der Insel blieben, während die beiden Alten im Herbste zum Koyasan zurückkehrten. Ohne Zweifel ist diese Verknüpfung der heiligen Vögel mit dem Koyasan dem Einflusse des Buddhismus zuzuschreiben, da der besondere Heilige jenes Berges, Kobo Daishi, gerade auch zu Miyajima in nahe Beziehung getreten ist. Den heiligen Krähen werden noch immer in eigentümlicher Weise Opfer gebracht. Die Schintopriester fahren nämlich auf besonders geschmückten Booten, die gewöhnlich von vielen anderen Fahrzeugen teilnehmender Pilger begleitet werden, um die Insel herum und legen auf gewissen Klippen und Felsvorsprüngen kleine Kuchen aus, von denen es heißt, daß kein gewöhnlicher Vogel sie anrühre und wegnehme, daß aber auf den Lockruf der Priester die heiligen Krähen sofort vom Gipfel des Miyama herabflögen, sich ihr Opfer zu holen. Ein paar amerikanische

Touristen, welche die Opferfahrt neuerdings einmal mitgemacht haben, hielten es für der Mühe wert, in einem Briefe an die Tempelverwaltung, den diese natürlich schleunigst veröffentlichte, zu erklären, daß sie als Augenzeugen beobachtet hätten, wie wirklich kein anderer Vogel die Opferspeise verzehre, sondern nur zwei Krähen von der Berghöhe herab sie sich aneigneten. —

Dem heiligen Charakter der Insel entsprach von altersher die Satzung, daß keine Geburt und kein Sterbefall auf dem Boden des Eilandes stattfinden durfte. Kultische Reinheit spielt bekanntlich im Schintoismus eine große Rolle, wogegen er bis zur Betonung irgendwelcher rein moralischen Pflichten sich nicht entwickelt hat: das Moralische besteht eben noch einfach in Beobachtung des Kultischgebotenen. Überall aber, wo die Religion noch diesen Standpunkt inne hat, werden die unheimlich wunderbaren Vorgänge, durch welche der Mensch in das irdische Leben hinein und aus ihm heraustritt, als verunreinigend angesehen. So auch im Schintoismus. Eine Reihe zum Teil recht harter kultischer Bestimmungen im alten Schintoismus haben hier ihren Ursprung, z. B. die Anordnung, daß die Mutter ihr Kind nicht innerhalb des Dorfes und Wohnhauses, sondern in einer außerhalb der Ansiedlung errichteten Hütte zur Welt bringen mußte, oder daß der Palast des Kaisers, wenn dieser darin gestorben war, als entweiht verlassen wurde (was in Korea noch bis in verhältnismäßig neue Zeit beobachtet ist). Daß eine heilige Insel keine Geburt oder keinen Tod in ihren Grenzen duldete, ist somit begreiflich. Man brachte auf Miyajima die Frau vor der Entbindung sowie den Schwerkranken vor der Auflösung aus dem geweihten Bezirke auf das Festland hinüber. Heute hat sich die Praxis gemildert.

Geburten dürfen auf der Insel stattfinden, doch muß die Wöchnerin hernach dreißig Tage, eine Art Sühnezeit, auf dem Festland zubringen; wenn aber jemand auf der Insel stirbt, so wird wenigstens der Leichnam sofort zum Festlande hinübergeschafft. Ein Friedhof besteht auf der Insel nicht.

Das ganze Eiland ist bergig und bewaldet. Der höchste und wichtigste Gipfel ist der schon erwähnte Miyama. Man ersteigt ihn bequem auf einer zwar etwas steilen, aber gut gehaltenen Straße, die in vierundzwanzig Stationen geteilt ist. Von Zeit zu Zeit stößt man auf ein Teehaus, in dem man Rast machen und eine Erfrischung zu sich nehmen mag. Die Natur zeigt überall einen echt japanischen Zauber. Gewaltige Bäume, meist Koniferen oder Kiefern, breiten ihr grünes Dach über den Weg und den Wanderer, während das Dickicht des Unterholzes selbst im Herbst noch von Blumen durchwirkt ist. Vögel sind zahlreich, und kleines Wild huscht durch die Gebüsche. Die Lage der Teehäuser ist immer so gewählt, daß der Besucher aus dem Waldesgrün einen Ausblick über die mannigfaltigen Abhänge nach dem blauen Meere und der gegenüberliegenden Küstenlinie hat. Dazu die Ruhe und Einsamkeit ringsum! Uns begegnete bei dem Aufstieg nur ein- oder zweimal ein Japaner, sonst niemand. Das wird freilich zu Zeiten anders sein. In der Saison überschwemmen Touristen, besonders Amerikaner, auch dieses schöne Stück Erde. Aber unser Besuch fiel in den September, das heißt hinter die Zeit der Sommerfrischler und vor den Besuch der Herbstkampagne, die den Oktober und November ausfüllt.

Auf der Höhe des Miyama liegen zwei kleine Tempel, ein schintoistischer und ein buddhistischer. Der letztere ist wieder mit dem Namen des Heiligen Kobo Daishi ver-

knüpft. Er soll diesen Tempel gegründet und in ihm die ewige Lampe entzündet haben, deren Licht seit seinen Tagen nie erloschen ist und heute also etwa elfhundert Jahre hindurch ununterbrochen brennt. Wie doch solche Zeitdauer an sich auf den kurzlebigen Menschen unwillkürlich Eindruck macht! Ich stand vor den Holzgittern des abgeschlossenen inneren Raumes und warf durch die Stangen einen Blick auf die im Abenddämmern schon etwas heller aufleuchtende Lampe. Mit dem Licht schien sein Entzünder noch immer gegenwärtig; ein schönes Sinnbild seiner geistigen Wirkung.

Unter den Votivgaben, welche an den Wänden hingen, befand sich eine seltene naturwissenschaftliche Kuriosität, nämlich ein Bambusstamm, der sich wie ein Baum verzweigte. Bekanntlich gehören die Bambus zu den Gräsern und ihr Stengel entsendet keine Zweige sondern nur Blattstiele.

Wir stiegen von den Tempeln vollends zur obersten Höhe des Berges hinauf. Es wurde schon Abend, aber in ergreifender Schönheit lag die Insel noch klar genug unter uns, und rings das dunkelblaue Meer und all die ferneren Inseln und Riffe und die lange Linie der Küste. Die Natur schuf Heiligkeit an dieser Stätte mehr als Menschen je vermocht hätten. Etwas Feierliches breitete sich vom Himmel über die schöne Erde aus, wovor jedes Wort erstarb. Die riesigen Felsblöcke auf der Bergspitze, an denen wir lehnten, glänzten wie Opfertische unter dem lichten Firmament. —

Ich habe verschiedentlich den Buddhismus und seinen großen Vertreter Kobo Daishi erwähnt. Natürlich hat der Buddhismus bei seinem Eroberungszuge durch Japan nicht verfehlt, auch diese hervorstechende Insel mit ihrem Schintokultus sich zu assimilieren, und Kobo Daishi (ein Zeitge-

nosse Karls des Großen), der gerade in dieser Assimilation eine besonders wichtige Aufgabe erblickte, hat gewiß wohl gewußt, weshalb er Miyajima eine Zeitlang zu seinem Aufenthalt erkor. Auch der Haupttempel erhielt seine buddhistische Imprägnierung. Das ist aber alles seit der Restauration im Anfange der Siebziger des letzten Jahrhunderts wieder weggefegt und sorgfältig ausgetilgt. Heute sind zwar noch einige buddhistische Tempel auf Miyajima vorhanden, aber klein und im Hintergrunde stehend, streng geschieden vom schintoistischen Glauben. Auch eine nahe der Küste hübsch hervortretende Pagode erinnert noch an den Buddhismus. (Die zweite sogenannte Pagode, ein Bauwerk von nur zwei Stockwerken, ist in Wirklichkeit keine.)

Interessanter als die Reste des Buddhismus dürfte ein anderer schintoistischer Tempel sein, der sich unweit der eben erwähnten Pagode auf einem Hügel ausdehnt, der „Tempel der tausend Matten". Der Name soll nur seine beträchtliche Ausdehnung bezeichnen. Er wurde von Hideyoshi, dem großen Feldherrn (1536—1598), anläßlich seines Feldzuges gegen Korea erbaut. Was den Tempel besonders bemerkenswert macht, ist Folgendes. Als der chinesisch-japanische Krieg 1895 ausbrach, hängte einer der in den Krieg ziehenden Soldaten einen Reislöffel, wie er in der japanischen Küche immerfort gebraucht wird, als ein Votivgeschenk in diesem Tempel auf, da nämlich die Bezeichnung solch eines Löffels durch ein Wortspiel auch die Besiegung Chinas bedeuten konnte. Der geweihte Löffel sollte eine segenbringende Vorwegnahme des Kriegserfolges in sich tragen. Als der Sieg dann erfochten war, bekam dies Votivgeschenk Ruf und Ansehn und wurde von Vielen wiederholt. Die Sache bürgerte sich so ein, daß allmählich ein

fester Brauch entstand, der bis auf den heutigen Tag und wer weiß wie weit noch in die Zukunft fortgeht, daß die Pilger beim Besuche des Tempels einen hölzernen Löffel aufhängten. Der ursprüngliche Sinn war dabei ganz abgefallen. Wer den Tempel heute betritt, sieht unzählige Mengen hölzerner Löffel, von den kleinsten bis zu den größten, unter dem Dach und an den Wänden angebracht, und immer von Zeit zu Zeit müssen Haufen von ihnen entfernt werden, damit Platz wird für neue. Eine eigene Industrie solcher Reislöffel ist durch diesen Brauch hervorgerufen. Hier liegt ein drolliges kleines Beispiel dafür vor, einmal, welch eine Rolle Wortspiele in kultischem Handeln spielen können, dann aber, wie kultische Bräuche aus einem zufälligen, einmaligen Anlaß heraus allgemein werden und sich, ganz losgelöst von dem ursprünglichen Gedanken, durch ihr Eigengewicht weiterwälzen, ungeahnte Dimensionen annehmend. Noch weiß man heute, woher der Votivlöffel seinen Weg in den Tempel fand; in dreißig oder fünfzig Jahren aber mag jede Erinnerung daran erloschen sein, die Sitte selbst indes fröhlich fortbestehen. Ein Religionsforscher jener Tage kann sich dann den Kopf darüber zerbrechen, welche Bedeutung die geweihten Löffel dieses Tempels haben, und er wird vielleicht die tiefsinnigsten Kombinationen als Vermutung aufstellen. —

Miyajima ist, wenn man von den fremden Besuchern absieht, ein stiller Platz. Auf der Insel gibt es nur ein einziges Dorf, dicht bei dem Tempel, das bewohnt wird von einfachen Fischern und Bauern. Die Leute besitzen große Geschicklichkeit im Schnitzhandwerk, und die Läden der Dorfstraße, welche eine Fülle japanischer Kleinigkeiten umfassen, die den Pilgern als Andenken feilgeboten werden,

weisen auch unzählige geschmackvolle Schnitzereien auf. Herbergen und Teehäuser finden sich natürlich verhältnismäßig viele; in neuerer Zeit ist sogar, etwas seitab vom Dorfe in einer der hübschesten Schluchten des Berges, ein europäisch eingerichtetes Hotel angelegt. Wir vermieden indes diese Ablagerungsstätte des Europäertums oder mehr noch wohl des Amerikanertums und hatten uns statt dessen in einem rein japanischen Wirtshaus einlogiert. Um das Hauptgebäude herum lagen in niedlicher Isolierung einzelne kleine Wohnhäuschen, grün umwachsen, reinlich, zierlich. Eins dieser Häuschen wurde uns überwiesen. Idyllischer kann man nicht wohnen. Ein Bach, der aus dem Gebirge kam und mit seinem reinen kühlen Wasser einen kleinen geschwätzigen Fall bildete, floß unten an unserer Wohnung vorüber. Die großen schönen Blätter einer Pisangstaude reichten fast bis auf unser Fensterbrett. Baumschatten, Rasengrün, saubere Wege, ein paar schon sich färbende Ahornbäumchen, ein Nachbarhaus an jener Seite der Schlucht, die der Bach ausfüllte, ein Feldtempelchen in der Ferne, Bergwände als Abschluß des Bildes, so hatten wir es täglich vor Augen. Das Zimmer war bei Tage, wie gewöhnlich in japanischen Häusern, nach außen hin ganz offen. Pilger und Wanderer, die drüben vorbeizogen, blickten verwundert auf die europäischen Insassen des japanischen Hauses, blieben auch wohl längere Zeit in ihrer Betrachtung stehen. Es lag gerade in den Tagen ein japanisches Kriegsschiff vor der Insel, und die Mannschaft, Matrosen und Seesoldaten, wurde dort umhergeführt. Sie besonders waren angetan vom Anblick der Fremden, und bisweilen stand ein ganzes Detachement für mehrere Minuten auf dem Wege jenseits still, um uns zu mustern.

Mit unserer Dienerin, der kleinen munteren Komesan, verständigten wir uns nur äußerst schwierig. Unser Japanisch bestand eben lediglich aus einigen Vokabeln. Indes die Lebendigkeit ihrer Gesten ersetzte manches Drum und Dran. Die einfache, für ein Frühstück etwas unliebsame Tatsache, daß kein Brot vorhanden sei: pan arimasen! wußte sie durch Mimik dahin zu erweitern, daß das Boot, welches regelmäßig morgens das Brot vom Festlande her bringe, heute wegen unruhiger See nicht eingetroffen sei. Die Art solcher Sprache brach jedem Ärger die Spitze ab durch ihre muntere Komik. So kamen wir mit ihr ganz gut durch den Tag, wenn auch die eigentliche Aufgabe, welche ihr als japanischer Dienerin oblag, uns zu unterhalten und uns die Zeit zu vertreiben, nur unvollkommen erfüllt werden konnte.

Schön war es, abends im Dämmern den großen Tempel aufzusuchen und durch die langen, dann fast leeren überdeckten Gänge, welche die einzelnen Gebäude verbinden, hinzuwandeln. Diese Wandelgänge, weit über das Notwendige ausgedehnt, sind ein besonderer Zug gerade dieses Heiligtums. Unter ihnen lagert sich der Schlick des Meeres und treiben die salzigen Wellen aus und ein. Man geht so dahin, schon wie im Bereich des Ozeans, die Tempelräume liegen ganz im Düster, vereinzelt läßt sich noch ein Kannushi, ein Schintopriester, sehen; Bilder und andere Votivgeschenke hängen oben unter der Bedachung, kaum noch erkennbar. Man schreitet auf und nieder, eingehüllt von der Phantastik des Ortes, und denkt an die Kreuzgänge heimischer Dome, deren Gegenstück man dies nennen könnte. Einer der Gänge läuft etwas weiter ins Meer hinaus, an seinem Ende sind zwei prächtige bronzene Laternen aufgerichtet. Das ist ein Platz, um

sich in solcher Stunde niederzulassen. Wir setzen uns zwischen die Laternen, in denen das Licht für die Nacht schon angezündet ist, auf den vom Sonnenschein des vergangenen Tages noch erwärmten Boden der Dielen. Gerade vor uns ragt aus den dämmrigen Wassern der rote Torii auf, das Wahrzeichen von Itsukushima, das Wahrzeichen auch des Schintoismus. Hinter uns blitzen aus Umrissen der Insel, aus dem Schwarz der Berge und Wälder, die Lichter des Örtchens Miyajima und einzelne Laternen des Tempels hervor. Leise schlägt die wiederkehrende Flut an die Pfähle unter uns, leise stiehlt sich das gegenüberliegende Ufer des Festlandes im Schatten der Dunkelheit davon. Nur der Torii streckt sich noch breit und hoch in den Abendhimmel, den Blick festhaltend und die Gedanken konzentrierend.

* * *

Was ist eigentlich der Schintoismus?

Lafcadio Hearn in seinem schon oben angezogenen Buche Glimpses of Unfamiliar Japan bemerkt (S. 110 der Tauchnitz-Ausgabe), daß eine Antwort auf die Frage, was das Wesen des Schintoismus sei, sich bisher eigentlich noch nicht geben lasse. In dem Sinne wie er es dort zu meinen scheint, nämlich als eine volle psychologische Beleuchtung der im Schintoismus zusammenlaufenden inneren Regungen zusamt der Erklärung aller äußeren Formen aus solchen Regungen heraus, in diesem Sinne ist wohl das Wesen nicht einer einzigen Religion bisher ergründet und läßt sich auch nicht ergründen. Das bunte Spiel der Seele im Religiösen und das ebenso bunte Spiel des Religiösen mit der Seele, aber auch mit allen äußeren Gestaltungen, ist so unermeßlich reich, geht so unentdeckbar

tief in individuelles Leben zurück, daß keine Wissenschaft, kein Ahnen es nur annähernd erschöpfen wird. Es mag sein, daß dies volle, umfassende psychologische Beleuchten dem Forscher im Schintoismus besonders erschwert wird, nämlich wegen einer gewissen Rückgratlosigkeit dieses Gebildes und wegen einer ganz besonders starken „chemischen Verwandtschaft" desselben mit allen möglichen anderen Elementen japanischen Geisteslebens, so daß das Schintoistische fast immer in „chemischen Verbindungen", oft der sonderbarsten Art, existiert. Aber ähnlich, wenn schon gradweise verschieden, ist es doch in anderen Religionen auch.

In anderen Religionen. Ja, ist denn der Schintoismus wirklich eine Religion? Das scheint eine der allgemeinen Nomenklatur gegenüber höchst überflüssige Frage — „Shinto, die Volksreligion Japans", betitelt E. Schiller noch neuerdings wieder in Übereinstimmung mit den sonstigen Bearbeitern dieses Feldes seine Darstellung des Schintoismus[1]) —, und ist doch vielleicht des Nachdenkens wert. Ich meine, um mich deutlicher auszudrücken, daß der Schintoismus allerdings ohne jeden Zweifel eine Religion gewesen ist, daß man aber vielleicht Bedenken hegen könnte, das was heute noch als Schintoismus auftritt, Religion zu nennen. Wir werden bei dem Nachdenken darüber freilich in den Strudel der so schwierigen Erörterung über das Wesen der Religion hineingezogen.

An den aufgestellten theologischen Definitionen des Begriffes Religion wollen wir indes hier vorbeigehen. Treffen

---

1) Erschienen 1911 in Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. Neben dieser populären Arbeit, die für eine Einführung in den Gegenstand sehr zu empfehlen ist, sei das eingehendere Werk von W. G. Aston, Shinto, The Way of the Gods. 1905. London, Longmans, Green u. Co., hervorgehoben.

sie doch das, was der fromme Mensch in seiner Religion besitzt, so ungenügend, wie die physiologische Definition des Begriffes Leben die Fülle unserer wirklichen Lebenserfahrung trifft. Vielleicht dürfte man, anstatt von Definitionen auszugehen, mehr Nachdruck auf die Tatsache legen, daß die religiöse Bewegtheit des Menschen immer nur in und mit anderen körperlichen oder geistigen Lebensvorgängen zusammen in die Erscheinung tritt, daß sie also nie „rein", an und für sich selbst, da ist. Ich sprach vorhin beim Schintoismus von seiner „chemischen Verwandtschaft" mit anderen geistigen Elementen. Das Bild der chemischen Verbindung scheint mir in der Tat bezeichnend für die Art alles religiösen Erlebens. Religion ist immer nur in „Verbindungen" da. Mehr oder weniger Verbindungsfähigkeit, Affinität, hat sie zu reinweg allen sonstigen Äußerungen des einzelnen oder des komplexen menschlichen Daseins. Sittlich zum Beispiel ist sie an sich völlig indifferent; sie kann die sittlichhöchsten wie die sittlichniedrigsten Triebe und Handlungen sättigend durchdringen. Man denke etwa an die Thugs in Indien, oder an das, was Sir Donald M. Wallace in seinem bekannten Werke über Rußland[1]) erwähnt: „Ein Räuber tötet und plündert einen Reisenden, aber er entschließt sich nicht, das im Wagen gefundene Stück gekochtes Fleisch zu essen, weil zufällig Fasttag ist. Ein Bauer nimmt sich vor, den jungen Attachee der österreichischen Gesandtschaft in St. Petersburg zu berauben, und tötet schließlich sein Opfer, aber ehe er sich in dessen Wohnung begibt, betritt er eine Kirche und empfiehlt sein Unternehmen dem Schutze der Heiligen." Ähnliches ist uns allen in Menge bekannt; sogar in der Bibel

[1]) Sir Donald Mackenzie Wallace, Rußland. Vierte deutsche Auflage. Würzburg, A. Stuber. 1906. Bd. I S. 68.

finden wir derartige Züge (z. B. in der Jakobsgeschichte). Wie mit allen sittlichen oder unsittlichen Bestrebungen, so kann sich das Religiöse aber auch mit jeglicher sonstigen menschlichen Lebensäußerung verbinden, und es existiert in Wirklichkeit nur in solcher Verbindung. Es teilt dem Dasein eine gewisse Färbung, eine gewisse Qualität mit. Wenn diese Imprägnierung des Irdischen sehr kräftig ist, so entsteht dadurch für die meisten irdischen Vorgänge eine ganz bestimmte Form und Fassung. Es kann sein, daß die religiöse Imprägnierung (man gestattete noch einmal den Ausdruck) mit der Zeit verloren geht, sich verflüchtigt; die daraus entstandenen Formen und Fassungen aber bleiben durch ihr eigenes Schwergewicht. Sie behalten Wert für die Menschen vermöge ganz andersartiger geistiger Elemente, die entweder von Anfang an in ihnen lagen und mit denen das Religiöse sich eben verbunden hatte, oder die erst nachträglich hinzugetreten sind. Die Religion im gewöhnlichen, äußerlichen Sinne besteht dann noch, die Religion im feineren, inneren Sinne ist dahin oder doch beinahe dahin, wenn schon ein zarter Überrest, gewissermaßen ein leichter Duft davon, sich erhalten haben kann.

So ungefähr nun ist eben die Lage des Schintoismus. Die gestaltende und belebende religiöse Kraft, welche dies Gebilde ins Dasein rief, war am Werke, als der Japaner noch ein primitives Naturkind heißen durfte. Mit kindlicher Anschauung von Himmel und Erde, mit Lebensgebräuchen einer „wilden" Zeit verband sich die religiöse Bewegtheit des Gemütes, und es bildeten sich Vorstellungen, Gedanken, kultische Einrichtungen, durch die das Dasein des alten Japaners religiöse Färbung annahm. Früh aber kam über dieses Volk dann eine andere religiöse Macht, nämlich der Buddhismus, und zog aus dem Schintoismus

gleichsam die Seele heraus. Die rechte, volle religiöse Formungskraft ging an den Buddhismus über, während die in der Frühzeit entstandenen Gebilde des Schintoismus, äußerlich an den Buddhismus angegliedert, bestehen blieben, aber ohne das Treibende, Lebendige darin, welches Wachstum verbürgt. Erst im achtzehnten Jahrhundert besann sich eine Schule japanischer Gelehrten wieder auf das eigentlich Nationale der Schinto-Religion. Diese Strömung wurde stärker, sie hat sehr mitgewirkt bei dem politischen und sozialen Umschwung von 1868, der Heraufführung der neuen Ära. In dieser letzteren versuchte man und versucht bis auf den heutigen Tag, den Schintoismus wieder auf eigene Füße zu stellen. Aber wie liegen die Dinge nun? Die Welt, an der das religiöse Leben des Schintoismus Gestalt gewann, ist eine längst vergangene. Diese überlebten Formen sind stehen geblieben, das religiöse Leben ist daraus größtenteils entwichen. Aber andere Kräfte des Gemütslebens haben im Schintoismus ihre Vitalität bewahrt oder sind neu darin eingedrungen. So vor allen Dingen die Liebe zur Heimat, zu heimischen Bräuchen und heimischer Lebensweise, die Liebe zu Japans Natur, und — die Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den Kaiser. Als die religiöse Erregung in alten Tagen dem Gedanken und der Phantasie Richtung gab, da bildete sie die Idee aus von dem Herrscher des Landes als dem Nachkommen der Sonnengöttin und verknüpfte so die irdische, sichtbare Welt auf das engste mit der Überwelt. Das wahrhaft Religiöse zog sich aus diesem Gedankengang allmählich zurück; die Verbindung aber des Kaisers mit der schintoistischen Religion (im äußerlichen Sinne) blieb fest, und der Patriotismus nahm die Stelle des Religiösen ein. Die Anhänglichkeit an den Kaiser und sein Haus ist es vor

allem, die dem modernen Schintoismus Wärme gibt, Hitze sogar bisweilen[1]). Daneben aber spielt die Anhänglichkeit an das Heimische und Gewohnte, die Empfänglichkeit für den Naturreiz der japanischen Landschaft, die Pietät gegen anerzogene Sitten und Anschauungen, der Stolz auf die angestammte Art eine nicht geringe Rolle in der Aufrechthaltung des Schintoismus.

Könnte man alle die letzterwähnten, gar nicht religiösen Momente einmal wegnehmen, so würde die innerliche Leere an der Stelle, wo eigentlich religiöse Tragkraft zu finden sein sollte, ganz deutlich zu Tage treten. Es würde eine ungeordnete Masse von Bauernaberglauben übrig bleiben, wie er als Bodensatz von jeder Religion mitgeschleppt wird. Aber das ist nicht jene kräftige seelische Bewegtheit, welche dem altjapanischen Dasein das Leben einflößte, womit es zum Schintoismus wurde. Dieses schöpferische Etwas ist heute einfach nicht mehr vorhanden. Es kann auch garnicht mehr dasein und kann nicht wieder geweckt werden, weil die Formen und Gedankengänge, mit denen es sich verbinden müßte, für den Menschen unserer Tage unwiederbringlich abgetan sind. Jene naive Belebung und Vergötterung der Naturvorgänge und Naturobjekte in endloser Zahl und Vereinzelung, die wirklich religiöse Ehrfurcht vor dem Mikado und den deifizierten Helden der japanischen Geschichte, die noch so rein äußerlich orientierte Heiligkeit, die Einwohnung der Gottheit in allerlei materiellen Gegenständen, die Verbindung des Tierdienstes mit dem

[1]) Es liegt in der Natur der Sache, daß dem schintoistisch erzogenen Japaner die ununterbrochene Sukzession der Kaiser, auf der die Abstammung des heutigen Herrschers von der Sonnengöttin beruht, notwendige Forderung ist. Als der Historiker Kume durch geschichtliche Forschung zu dem Resultate kam, die Sukzessionslinie sei zweimal unterbrochen, wurde er seiner Professur an der Universität Tokyo entsetzt!

Götterkult, die kultischen Tänze, das alles und manches andere läßt sich ja allerdings auch heute wohl äußerlich im Gange erhalten, indem Motive wie die oben erwähnten einwirken, aber ein echt religiöses Leben kann es heute nicht mehr besitzen. Die moderne Bildung des Japaners macht es unmöglich.

Man bemüht sich ja allerdings wohl, jenen Elementen, die heute ganz überwiegend den Schintoismus tragen, besonders dem stärksten unter ihnen, dem Patriotismus, einen religiösen Charakter zu geben. Man behauptet, der Patriotismus des Japaners, wie er in der Hingebung an den kaiserlichen Willen seine Spitze findet, sei nicht bloß das, was andere Völker Patriotismus nennen, er trage in sich etwas Tieferes, Mystisches, er sei eben religiöse Kraft. Und zuzugeben ist wohl, daß in diesem Volke die Vaterlandsliebe allerdings infolge jener frühen und starken Imprägnierung mit Religiösem, die vom Mikado-Kult ausging, eine etwas andere Art angenommen hat als sonst. Ein mystischer Hintergrund ist ihr geblieben. Aber das ist heute doch nur ein schwacher Abglanz religiöser Kraft aus alter Zeit; im wesentlichen liegt hier dennoch ein irdisch und diesseitig orientiertes Empfinden vor, und man wird sich dessen auch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlicher bewußt werden.

Eine Religion im tieferen Sinne des Wortes ist der moderne Schintoismus nicht mehr, sondern die künstlich aufrecht erhaltene Hülle einer erstorbenen Religion. Doch wird niemand in Abrede stellen, daß er auch in dieser seiner Existenzweise, gestützt von Empfindungen, die Surrogate des Religiösen sind, noch lange bleiben kann. Vielen Japanern gehört er eben, so wie er ist, doch zu den unveräußerlichen Zügen ihres nationalen Wesens. Mit

feinem künstlerischen Instinkt werden seine heiligen Stätten erhalten und gepflegt, mit kluger Rücksichtnahme verdeckt man seine Schwächen und seine Leerheit, gewöhnt immer von neuem die Jugend an seine Bräuche und Einrichtungen als etwas Heiliges und Schönes. Auf diesem Wege mag man noch eine gute Strecke weiter gehen können. Es ist ein merkwürdiger Nachhall aus uralten Tagen, der noch leise, leise weiterklingt, wie die zitternden Schwingungen eines tiefen Glockenklanges, die langsam, langsam verhallen. Man lauscht ihnen nicht ohne Sympathie, während ihr Beben sich allmählich in der Luft verliert.

XIX.

Tropensonne

Wir sind im November. Zu Hause rast der Herbststurm über die Stoppelfelder und peitscht kalte Regenschauer gegen die Fensterscheiben. Fröstelnd holt der Städter den Winterüberzieher aus dem Schrank; der Bauer steht in Nebel und Nässe auf dem Acker und zieht Rüben oder pflügt den durchweichten Boden, bis der frühe Abend ihn vom unwirtlichen Feld ans warme Gepraſſel des Herdfeuers sich flüchten heißt. Über unserm Heim in London wird jetzt wohl der Nebel lasten; in den Kontoren brennt auch bei Tage die Gasflamme, auf den Straßen wogt das millionenköpfige Leben wie unter einer grauen Decke, schemengleich tauchen die Dampfer der Themse auf und verschwinden, der Morgen verfließt unmerklich in den Abend. Ist es möglich? Und hier zur selben Zeit diese ununterbrochene Glut lichten Lebens? Wir sind von Sonne zu Sonne gefahren in den letzten Wochen. Als wir von Schanghai Abschied nahmen, setzten eben jene wundervollen Tage ein, um derentwillen man dort alle sonstige Last des Klimas verzeiht, Tage, da aus kühler Nacht sich ein strahlender Morgen erhebt mit warmer, doch frischer Luft, gleichmäßig blauem, weitgespanntem Himmel, daß die Energie wieder erwacht, die vor der Sonnenhitze verwelkt

war, und die unwillkürliche Freude am Leben. Diese strahlende Sonne ging weiter mit uns, als wir nach Süden fuhren. In Amoy, auf dem friedlichen Eiland von Kulangsu, wo die Europäer dem chinesischen Festland gegenüber zwischen sonderbares Felswerk und unter breitschattendes Dunkel der Bäume ihre behäbigen Wohnungen hingesetzt haben, floß reiches Sonnenlicht nieder auf das blaue Meer, auf die schmalen, verwirrend durch einander laufenden Straßen zwischen den hohen Gartenmauern, auf den freien Tennisplatz, wo die Kapelle des englischen Kriegsschiffes Minotaur ihre Weisen mit dem Klirren der Teetassen und dem Aufprallen der Bälle mischte, auf den stillen alten Friedhof in der Nähe, die Gräber der Toten aus aller Welt, die hier schlafen, verklärend; sonnenhell und still lag die Chinesenstadt drüben und das Bergland mit seinen Klippen und Tempeln. „Ungewöhnlich warm hier für diese Jahreszeit", sagte man. Der Dampfer trug uns weiter südlich nach Swatow, nach Hongkong, und die Sonne ging mit. Sie flimmerte über dem Wasser und den Hunderten brauner Dschunken, sie durchleuchtete die Rauchwolken, welche aus den Schornsteinen all der Fahrzeuge dort im englischen Hafen aufstiegen, sie kletterte am Pik herunter und wieder hinauf, lag breit und hell zwischen den Banken und Hotels, den Läden der Chinesen und Inder, durchsättigte die Blumen- und Blätterpracht des botanischen Gartens. Sie nahm nicht ab, nein, sie nahm zu mit dem Vordringen der Jahreszeit. In Makao, dem gleichsam fossilen Überbleibsel altportugiesischer Kraft, das wir von Hongkong aus besuchten, gab sie uns zum ersten Male einen Vorschmack ihrer tropischen Fähigkeiten. Nichts ist übriggeblieben von der alten Herrlichkeit als die wunderwirkende Macht der Sonne. Sie schüttet ihre Lichtströme herab auf das kleine,

armselige, verkrochene und vertrocknete Hüttengemenge, als wollte sie es zu neuem Leben entzünden. Vergebens. Hier ist nur noch Leben der Nacht, das Leben der Spielhöllen, die sich vor der Sonne verschließen. Aber oben über der Stadt, im Camoes-Garten, dort triumphiert noch die Sonne. Dort hält sie stille glühende Zwiesprache mit phantastisch knorrigen Baumstämmen, mit grünsprühenden Pisangblättern, mit Fächerpalmen, Aloe und Yukka. Dort streicht sie um die Büste des verbannten Dichters hin, die hier einsam unter ein paar aufeinandergetürmten Felsblöcken steht, liebkost ihm seinen Lorbeerkranz, den teuer erworbenen, und blickt mit ihm schwermütig hinunter auf die Ruine der Kirche von Sao Paolo, dies treffende Abbild der ganzen Stadt. Schläfrige Stille ringsumher. Die Dominikanerkirche hier nebenan steht so regungslos, als sei sie gleichfalls längst Ruine, und das Licht fließt an ihren Wänden, an ihren verschlossenen Fenstern herunter. Unten trifft es auf einen Kirchhof.

Dort oben war es mir, als gäbe sich mir zum ersten Male die Tropensonne heimlich-deutlich zu erkennen. In ihr Machtgebiet bin ich nun für eine längere Zeit eingetreten.

Es ist etwas Wundersames, im letzten Grunde Unerklärliches um den Zusammenhang von Licht und Wärme mit dem, war wir Lebensentfaltung nennen. Kälte und Wärme geben, die sonstigen Bedingungen des Daseins vorausgesetzt, das Tempo des Lebens an. Kälte hemmt das Tempo, bis zu einer Erstarrung hinunter, die uns überhaupt kein Leben mehr wahrnehmen läßt, auch nicht das Leben der Zersetzung und des Zerfalls, so daß Mammutkörper samt Haut und Haar Jahrtausende überdauern. Wärme und Licht dagegen beschleunigt das Tempo der Lebensbildungen, und dem

Schoße der Natur entquillt unter ihrem Einfluß ein verblüffender Reichtum neuer Gestalten. Das ist eine elementare Wahrheit, aber sie bleibt immer erstaunlich und geheimnisvoll, zumal wenn man sie unter den Tropen in tausend Beweisen neu schaut. Dem Problem mit der Behauptung zu Leibe zu gehen, daß eben alles Leben im Grunde Bewegung sei und daß daher Licht, das heißt beschleunigte Bewegung feinster Teilchen, auch eben beschleunigtes Leben bringen müsse, und umgekehrt, — das hieße doch den rechten Kern der Frage ganz übersehen. Denn Leben ist Gestaltung, nicht bloß Bewegung. Daß die gestaltende Fähigkeit ihre neuen Schöpfungen so eifrig heraufwirft und hervorzieht aus dem dunklen Grunde des Nichtseins, sobald Licht und Wärme zunehmen, das läßt sich nicht auf rein mechanischem Wege erklären.

Welch eine leuchtende Farbenskala der Blüten hier innerhalb der Tropen! Selbst das Grün der Blätter nimmt einen fast blendenden Glanz an, und schließlich springen viele Blätter aus dem von der Natur sonst gezogenen Grenzkreis der Farbe heraus und treten in den Reigen der Blumen ein: sie bleiben nicht beim Grün, sie färben sich in frischeste, bunteste Blütenfarben, blau, violett, purpurn, braun, schwarz und weiß. Dann diese Fülle der Formen! Die steifen, drolligen, stachligen Kakteen, die saftigen Riesenblätter der Bananenstaude, die schlanke Linie der Palme mit dem fedrigen Gipfel, der ungeheure Umfang der Banyanbäume mit den überall herabhängenden Luftwurzeln, die kriechenden und umschlingenden Lianen, diese Schlangen der Pflanzenwelt, und die weichen Lotusblätter auf den Teichen! Dort steht ein mächtiger Baum, von dem hängt es wie braune Römerschwerter herunter. Er wirft uns eins vor die Füße: es ist eine Riesenschote, in deren

harter, ledriger Hülle die Kerne klirren, anderthalb Fuß lang, zwei bis drei Zoll breit. Halte sie einmal neben eine unserer heimischen Erbsenschoten oder neben die Schote des Goldregens, — das sind die Tropen neben der gemäßigten Zone, das ist das Mehr oder Weniger von Licht und Wärme. Dann dieser Überschuß der Formungskraft im Tierleben. Alles geht ins Exzentrische und Phantastische. Nimm den Elefanten. Betrachte, während du mit der Leiter an seinem Halse hinaufsteigst zu deinem Sitze da oben, diese Ohrmuscheln, wie eine mäßige Tischplatte groß, das groteske Spiel des Rüssels, die Beinsäulen, die rissigen Hautmassen. Oder betrachte das Riesenkrokodil, wie es hier im Mekong lebt, wie es mit aufgesperrtem Rachen im Schlamm lagert, ab und zu die Augen öffnend und ins Licht blinzelnd, der stahlharte Panzer mit dem langen Schweif von den Wellen umspielt, regungslos stundenlang. Oder sieh dir auch nur den Wasserbüffel an, der hier in den Tropen zu Hause ist, diese vorsintflutige Erscheinung mit dem kolossalen graubehaarten Leibe, den breiten Füßen an den kurzen, stämmigen Beinen, den bis zu einem Meter langen gebogenen Hörnern an dem seltsam dünnen, zugespitzten Kopfe. Dieser Zug ins Abenteuerliche und Kolossale auch noch in der Welt der kleinen und kleinsten Tiere: Spinnen, die mit ausgestreckten Beinen einen Dezimeter messen, andere mit einer Art Hörnern ausgestattet, die viermal so lang sind wie ihr Körper selbst; Ameisen von der Länge unserer Bienen; Käfer und Heuschrecken von ebenso maßlosen wie sonderbaren Körperformen. Was nicht extensiv hervortreten kann, tut es durch Intensivität. Da pfeift etwas durch den Urwald, durchdringend wie eine Eisenbahnlokomotive, dazu mit unerhörter Ausdauer, daß dir die Ohren gellen. Wenn du endlich einmal den Quell

dieser Töne auf einem Stein oder Baumstamm entdeckst, so ist es ein kleines graues Tierchen, eine harmlose Grille. Der Gekko, jene bekannte Eidechse, schreit sein Motto: gek-ko! gek-ko! durch die Nacht hin, daß du erschrocken auffährst vor der Energie dieser Töne, wenn sie zum ersten Male in deiner Nähe erklingen. Und was es sonst noch alles sein mag, was da in dem Dunkel der Urwaldnacht, wenn du einmal eine Stunde schlaflos auf deinem Lager liegst, sich vor deinen Ohren produziert! Es ist alles die Gewalt eines Lebens, das an grellerem Licht groß geworden ist.

Eine rege und absonderliche Lebensweckerin ist die Tropensonne; aber schnell führt sie auch wiederum den Lebensprozeß durch alle seine Stadien bis in sein Letztes, den Tod. Gedrängter vollzieht sich der geheimnisvolle Vorgang von Entstehen und Vergehen. Shiva, der Zerstörer, ist schnell bei der Hand, wo Brahma, der Schöpfer, sein Werk getan hat, und die Rolle Vishnus, des Erhalters, wird auf ein Geringes beschränkt. Auch des Menschen Wesen und Treiben unterliegt diesem Lose. Schnell reifen die Kinder heran, aber schnell ist auch der Reife alt geworden. Und was des Menschen Hand hervorbringt, hat keinen Bestand. Von allen Seiten dringt die Auflösung, die Zersetzung heran. Aus neuen Häusern werden schnell Ruinen, aus Ackerfeldern wird schnell wieder Urwald, wenn die Hand des Bebauers erlahmt.

Dem Menschen der gemäßigten Zone, der unter die Tropensonne versetzt wird, dort seine Arbeit zu tun, ist damit keine leichte Aufgabe gestellt. Der Taktschlag dieses Daseins verläuft so anders, so ungewohnt, es ist schwer, sich auch nur einigermaßen, nur zeitweise darauf einzustellen. Diese Gluten von oben knechten den Körper, der in milderem Lichte geboren ward, und mit dem Körper knechten sie den

Geist. Aber dennoch sucht der Europäer auch diese Lichtgefilde auf und wagt den Kampf mit der Tropensonne.

* * *

Der französische Dampfer „Ernest Simon", den ich vor langen Jahren schon einmal auf der Fahrt nach Japan kennen gelernt hatte, trug uns von Hongkong nach Saigon, eine Reise von knapp drei Tagen. Saigon sollte der Ausgangspunkt für einen Abstecher ins Innere von Cambodja, nach den berühmten Ruinen von Angkor, werden. Ist schon Hinterindien überhaupt in Deutschland ein wenig bekanntes Gebiet, so gilt das besonders wohl von dem französischen Hinterindien. Der Franzose nennt übrigens ganz Hinterindien Indochina, eine entschieden glückliche Bezeichnung, da es tatsächlich das Land der Mischung indischen und chinesischen Einflusses sowie indischer und chinesischer Bevölkerung ist. Das französische Indochina umfaßt nach heutiger Verwaltungsteilung fünf Gebiete: Tonking, Annam, Cochinchina, Cambodja und Laos. Dazu kommt neuerdings noch das von China (1898) an Frankreich abgetretene Gebiet von Kuang-tschou-wan. Alles in allem repräsentiert dies Kolonialland einen Umfang von 720 000 Quadratkilometern, das heißt mehr als anderthalb Mal den Umfang Frankreichs selbst. Es ist, was Produkte und Nutzbarkeit anbetrifft, ein ungeheuer wertvoller Besitz. Außer dem Reis, dem wichtigsten Artikel, kommen Mais, Pfeffer, Tee, Kaffee, Zuckerrohr in Betracht, weiter noch Baumwolle, Seidenzucht, allerlei für Ölindustrie wichtige Pflanzen (Kokospalme) und der Kautschukbaum.

Saigon ist die Hauptstadt von Cochinchina, dem kleinsten (etwa 57 000 Quadratkilometer), aber bei weitem nicht

unwichtigsten der fünf Verwaltungsgebiete. Cochinchina war das erste Stück von Indochina, auf welches Frankreich die Hand legte. Den Weg dazu hatte schon vor der französischen Revolution der Missionsbischof Pigneau de Béhaine gebahnt, dessen Verdienste heute ein Denkmal in Saigon verewigt. Er veranlaßte den Prinzen Nguyen-anh (den späteren König Gia Long), sich zur Erlangung des Königsthrones an Frankreich anzulehnen (1787). Frankreichs Hilfe verpflichtete den Schützling natürlich, und man würde es nicht schwer gehabt haben, diese Verpflichtung weiter auszunutzen, wenn nicht die nachfolgenden Unruhen der Revolution und der napoleonischen Zeit all dergleichen in den Hintergrund geschoben hätten. Erst 1858 ging Frankreich von neuem vor. Übermütige und provozierende Handlungen des damaligen einheimischen Fürsten Tuduc boten die Handhabe. Durch den Vertrag von 1862 wurde ein vorläufiges Einvernehmen erzielt, doch kam der definitive Abschluß natürlich erst mit der völligen Annexion, 1867.

Die Bevölkerung von Cochinchina zählt ungefähr drei Millionen. Davon sind über vier Fünftel, nämlich 2 600 000, Annamiten. Daneben wären noch beinahe 200 000 Cambodjaner zu nennen. Der Rest verteilt sich auf Chinesen, Moï, Malayen (Schan) und Inder. Die Verwaltung dieses Landes ist in der Weise organisiert, daß man den Eingeborenen eine möglichst lebendige Beteiligung dabei gelassen und die eigentlich französischen Behörden nur als Krönung des administrativen Baus verwendet hat. Zunächst besitzt die einzelne Dorf- oder Stadtgemeinde ihre Leitung in einem von den Einwohnern gewählten Rat, dessen Beschlüsse von drei Beamten ausgeführt werden. Die Einzelgemeinden schließen sich ihrerseits in Distrikte zusammen, an deren Spitze wieder eingeborene Leiter

stehen. Die Distrikte bilden in höheren Vereinigungen Provinzen. Erst an der Spitze dieser Provinzen steht ein französischer Administrateur. Das ganze Land schließlich untersteht dem in Saigon residierenden Lieutenant-gouverneur, dem noch drei Körperschaften für besondere Zwecke zur Seite stehen. Auch die Handelskammer von Cochinchina sowie die Ackerbaukammer setzt sich aus Franzosen und Eingeborenen zusammen.

Man muß dieser Organisation der Kolonialverwaltung zugestehen, daß sie das Verdienst hat, die Eingeborenen nicht nur zu regieren oder bloß auszunutzen, sondern zur Mitarbeit am Wohl des Landes zu erziehen. Übrigens gelten aber leider die französischen Elemente der Verwaltung nicht eben für die besten. Der Franzose geht im ganzen nicht gern in die Kolonien. Es ist ihm eine Art Exil. Der Eintritt in den Kolonialdienst wird daher häufig Persönlichkeiten überlassen, die so oder so den Boden Frankreichs verlassen müssen, Söhnen besserer Familien, mit denen man daheim nicht mehr viel anfangen kann. In der Heimat genießt daher der „Koloniale" durchschnittlich nicht eben des besten Rufes. Das wurde mir nicht nur von verschiedenen urteilsfähigen Leuten in Saigon versichert, sondern es fand auch in einem Artikel einer Saigoner Zeitung, den ich zufällig las, öffentlichen Ausdruck.

Saigon wird von den Franzosen mit dem Beinamen „die Perle des Orients" bedacht. Es ist in der Tat nicht ohne eine eigenartige Schönheit. Die Straßen sind sehr breit angelegt und von dem üppigen Grün prächtiger Tropenbäume überschattet. Das bewirkt einen zugleich eleganten und frischen Gesamteindruck. Mehrere der großen Promenaden, z. B. der boulevard Norodom, sowie der botanische (und zugleich zoologische) Garten besitzen einen

seltenen Reiz. Übrigens aber ist der Ort die seltsamste Mischung von Großstadt und Dorf. Ein vornehmes Theater (für dessen aus Paris kommende Truppe das Budget jährlich eine beträchtliche Summe auswirft), feine Cafés nach Pariser Muster, in denen Musikkapellen den Zitronat oder Bock würzen, eine Anzahl palastartiger Gebäude, zu bestimmten Stunden die Entfaltung großartiger Toiletten, Kutschen und Autos in Menge, das alles würde an die Ufer der Seine passen. Unmittelbar daran stoßen aber Gassen der Eingeborenen, kleine Läden von Chinesen oder Indern, der beschränkte Lebenszuschnitt des Annamiten oder Cambodjaners, dazu eine so geringe Gesamtausdehnung, daß man bei jedem Spaziergang unwillkürlich aus der Stadt hinausgerät. (Die Einwohnerzahl beträgt nur 60 000.)

Die Tagesordnung ist auf die Tropen eingerichtet und überrascht den Fremden zunächst etwas. Man steht früh auf, vielleicht schon zwischen 5 und 6, wenn es eben hell wird, um die Frische des Morgens nicht ungenutzt zu lassen. Die Kontore und Kaufläden öffnen schon um sieben Uhr. Zum Frühstück genießt man eine Tasse Kaffee oder Kakao mit einem Stück Brot, vielfach ohne Butter, die ja auch in Frankreich weniger als bei uns genossen wird. Die Mittagsmahlzeit fällt auf elf Uhr und ist reichlich, nicht etwa ein frugales englisches Luncheon. Nach derselben versinkt die ganze Stadt in einen Tiefschlaf. Der Eindruck dieser Zeit zwischen 11 und 3 war für mich immer etwas höchst Eigentümliches. Es wird still auf den Straßen wie in der zweiten Hälfte der Nacht. Die Geschäfte sind geschlossen. Die Läden aller Fenster (die übrigens keine Glasscheiben besitzen) hat man zugezogen gegen die Sonnenstrahlen. Jedermann streckt sich im Dämmerlicht des

Hausinnern auf sein Lager. Draußen flimmert die Glut eines tropischen Mittags in der Leere der Straßen und Plätze. Der Ort hat etwas Verzaubertes. Irgendwo hockt ein Inder regungslos mit verschränkten Beinen auf seinem Ladentisch, ein Annamit huscht unter dem Schatten der Bäume durch, ein Chinesenkind spielt verloren in einem Winkel auf dem Pflaster; aber das ist nur Scheinleben. Alles schläft und träumt sonst. Die Häuser träumen, die Marmortische vor den Konditoreien träumen, die Ladenschilder träumen, ja selbst die Steine der Straßen träumen, derweilen die Hitze von ihnen gen Himmel dampft. Zwischen 3 und 4 Uhr erwacht das Leben allmählich wieder, sobald der Bann der Tropensonne etwas nachläßt. In der Stunde vor Sonnenuntergang ist alles Munterkeit und Bewegung. Wagen und Automobile tragen die Wohlhabenden ins Freie, die Damen prangen in ihren Pariser Toiletten, man plaudert, scherzt und genießt die Abendbrise. Der Platz vor dem Theater, gewissermaßen Mittelpunkt der Stadt, umrahmt von Hotels und Cafés, zeigt jetzt sein lebhaftes Treiben. Die Erholung von der Arbeit des Tages sucht der Franzose ja vielfach im Café, wo er lange Stunden in Gespräch und Beobachtung, in Lektüre der Zeitungen oder einem Spielchen hinbringen kann. Auf den Veranden der Hotels beginnen nun allmählich die Gäste oder Gesellschaften, die hierher geladen sind, ihr Diner einzunehmen. Das Ganze tritt mit dem zunehmenden Dunkel in helle, teilweise bunte Beleuchtung und bietet ein Bild fröhlich sorglosen Lebensgenusses, an dem selbst die annamitischen Rikschaw-Kulis und die in den Cafés von Tisch zu Tisch schlendernden chinesischen oder indischen Verkäufer in ihrer Weise teilnehmen. Gegen 9 Uhr beginnt das Theater. Vor der breiten Freitreppe sammeln sich die Ge-

fährte, das elegante Saigon gibt sich hier bei einer Oper von Donizetti oder einem Schauspiel von Sardou ein Stelldichein. Das dauert bis $^1/_2$12 Uhr oder länger. Dann allmählich klingt der Tag aus, um nach sechs Stunden mit dem Blitzen des allmächtigen Sonnenballs wieder zu erwachen.

Etwa eine Stunde von Saigon entfernt liegt der Ort Cholon, bemerkenswert als eine rein chinesische Ansiedlung in Cochinchina, industriell sehr rege, reich an Reismühlen, durch seine Einwohnerzahl (190 000) Saigon selbst weit übertreffend. Der Stadtrat, aus Franzosen, Chinesen und Annamiten zusammengesetzt, soll die Verwaltung des bedeutenden Weichbildes sehr gut besorgen, und jedenfalls ist der äußere Eindruck der Straßen, Plätze und Häuser durchaus zufriedenstellend. Frankreich ist nicht wenig stolz darauf, die Chinesen an diesem Orte so erfolgreich geschult zu haben, und der Stolz ist wohl begründet.

XX.

Geheimnisse des Urwaldes

An Cochinchina grenzt nach Nordwesten zu Cambodja (Le Cambodge), an Größe die Mitte haltend zwischen den fünf Provinzen des französischen Indochina, 150 000 Quadratkilometer im Umfang[1]). Die Einwohnerzahl beträgt über 1 490 000, von denen 1 250 000 Cambodjaner sind, der Rest Chinesen, Annamiten und Malaien. Cambodja besitzt noch heute seinen eingeborenen König; aber das Land steht unter französischem Protektorat. Der König Norodom hat dies Protektorat selbst erbeten (1867), weil er sich so des Andranges seiner zwei übermächtigen Nachbarn, Siams und Annams, am besten erwehren zu können glaubte. Der Protektionsvertrag von 1867, in welchem der Kaiser von Frankreich sich verpflichtete, „dies Königreich nicht an sich zu reißen, um es seinen Besitzungen von Cochinchina einzuverleiben," ist durch eine Erneuerung vom Jahre 1884 ergänzt, wonach Cambodja von Frankreich alle solche administrativen, rechtlichen, finanziellen und kommerziellen Reformen annehmen muß, welche Frankreich zum Vorteil des Protektorats zu sein schienen. Äußerlich hat Frank-

[1]) Diesen Umfang besitzt die Provinz erst, seit Frankreich 1907 jene Gebiete der berühmten Ruinenplätze, von denen weiter die Rede sein wird, den Siamesen, die sie erobert hatten, wieder abgenommen hat.

reich die Königswürde geschont, und beweist dem nominellen Herrscher (seit 1904 ist es Sisowath, der Bruder des oben genannten Norodom) alle mögliche Aufmerksamkeit und Rücksicht; tatsächlich aber bedeutet seine Herrschaft nichts. Sie wird genau überwacht von dem höchsten französischen Beamten des Landes, der den anspruchslosen Titel Résident supérieur führt, aber in seinen Befugnissen ungefähr dasselbe darstellt, wie die Gouverneure der übrigen Teile des französischen Indochina.

An dieser Stelle Asiens geht eine alte Herrlichkeit still und klanglos ihrem Ende entgegen, so gelähmt und erstickt von der Umklammerung modernen europäischen Wesens, wie die alten Ruinen des Landes, die von der ehemaligen Herrlichkeit am gewaltigsten zeugen, draußen in den Urwäldern von Baumwuchs und Schlingpflanzen überwuchert, zersprengt und begraben werden. Das heutige cambodjanische Scheinreich ist nämlich der letzte Ausläufer des alten Reiches der Khmer, das vor Zeiten in dem heute von Siam und den französischen Besitzungen eingenommenen Teile Indochinas sich bedeutend ausgedehnt und eine glänzende Blüte der Kultur heraufgeführt hat. Wer die Khmer eigentlich von Ursprung her waren, ist eine noch nicht sicher zu beantwortende Frage, wie denn die ethnologischen Probleme samt den Rätseln der Völkerverschiebungen in Hinterindien wegen der Mannigfaltigkeit des Blutes und der Dunkelheit geschichtlicher Überlieferung besondere Schwierigkeiten bieten. Es ist aber auf Grund sprachlicher Verwandtschaft anzunehmen, daß sie mit jenen Mon (oder Talain oder Peguanern) irgendwie zusammenhängen, die im heutigen Birma einst ihr Reich gegründet hatten, das dann vor dem Ansturm der Birmesen, die von Norden her kamen, fallen mußte. Die Mon-Khmer-

Sprachen bilden eine einheitliche Gruppe, wie neuerdings durch sorgfältige philologische Bearbeitung hell beleuchtet ist.

Aus der Blütezeit dieses Khmer-Reiches liegen im cambodjanischen Urwalde noch heutigen Tages weithin eine Menge von Ruinen zerstreut, unter denen sich wohl das Schönste und Gewaltigste findet, was die Baukunst in ganz Hinter- und Vorderindien, Ceylon nicht ausgenommen, hervorgebracht hat. Dies Schönste und Gewaltigste sind die Ruinen von Angkor. Sie sind im Abendlande und besonders auch in Deutschland recht wenig bekannt[1]), obwohl es ein Deutscher war, der geniale Adolf Bastian, der in neuerer Zeit zuerst wieder auf sie aufmerksam gemacht hat (1865). Die Ursache liegt wohl, abgesehen von dem mangelnden Interesse für Indochina überhaupt, daran, daß die Ruinen von Angkor nicht ganz leicht zugänglich sind. Sie bergen sich im Innern des Landes, nicht mehr weit von der siamesischen Grenze, auf einem Gebiete, das noch bis vor wenigen Jahren Siam angehörte, und sind nur vier Monate des Jahres hindurch auf dem Wasserwege erreichbar. Dieser Wasserweg führt von Saigon den Mekong hinauf bis zur Hauptstadt von Cambodja, Pnom-Penh, von da ab folgt er einem Zufluß des Mekong, der aus dem großen nordwestlichen Seengebiet kommt, dann geht es über diese Seen hin und schließlich ein Flüßchen aufwärts, das in die Seen mündet. Ist man soweit, dann hat man das Örtchen Siemreap erreicht, die nächste größere Ansiedlung in der Nähe der Ruinen. Doch steht nun immer noch ein mehrstündiger Weg über

[1]) Etwas bekannter mögen sie neuerdings durch Jos. Dahlmanns Werk „Indische Fahrten" geworden sein, worin ihnen eine eingehende Schilderung, von guten Abbildungen begleitet, gewidmet ist (S. 50—68 des ersten Bandes).

Land durch den Urwald bevor, der mit cambodjanischen Ochsenkarren, ganz neuestens aber zu einem Teil bereits durch ein — Automobil überwunden wird. Dies letzte Vehikel zeigt dem Leser schon an, daß bei der Reise irgendwie eine höhere lenkende Hand tätig sein muß, denn wie käme sonst ein Automobil in den Urwald und wo käme die Straße her, deren es bedarf? In der Tat besteht eine französische Gesellschaft, die Messageries Fluviales de Cochinchine, welche im Zusammenhang mit der Regierung für den Besuch der Ruinen und einen kurzen Aufenthalt dort eine Organisation geschaffen hat. Geschickt geleitet und gut eingearbeitet ist indes diese Organisation noch nicht, vor allem liegt ein großer Mangel darin, daß sie dem Besucher nur knapp zwei Tage Zeit läßt zur Besichtigung der Ruinenstätten, die sehr umfangreich sind und zum Teil weit auseinander liegen. Die Hitze der tropischen Sonne verbietet dazu den meisten Menschen die Ausnutzung der Mittagstunden zwischen 11 und 3 Uhr, so daß nur zwei Vormittage (der eine von $^1/_2$9 bis 11 Uhr, der andere von 6 bis 11 Uhr) und zwei Nachmittage (von 3 bis 6 Uhr) zur Verfügung stehen. Das ist zu wenig.

Weil es mir darauf ankam, die Ruinen gründlicher zu sehen und auf dem Wege dahin auch die Hauptstadt Pnom-Penh etwas eingehender kennen zu lernen, so traf ich mit den Messageries Fluviales nur ein Abkommen über die Hin- und Rückfahrt auf dem Dampfer nach Siemreap, behielt mir aber alles Weitere über Aufenthalt und Unterkunft vor. Da mir der französische Résident supérieur in Pnom-Penh, bei dem ich durch einen in letzterem Orte ansässigen deutschen Herrn eingeführt wurde, sehr liebenswürdig zu Hilfe kam und der Regierungskommissar in Siemreap sich meiner auf eine Empfehlung hin gleichfalls

gütig annahm, so verlief auch alles sehr günstig: ich hatte drei interessante Tage Aufenthalt in Pnom-Penh und konnte den Ruinen in Angkor dann noch ungestört zehn Tage widmen.

* * *

Pnom-Penh ist, wie erwähnt, die heutige Hauptstadt von Cambodja, der Sitz des eingeborenen Königs. Sie ist ganz neuen Datums, erst 1886 wurde sie zur Hauptstadt gemacht. Einwohner zählt sie etwa 60 000, die Mehrzahl Cambodjaner, doch auch über 16000 Chinesen und 10000 Annamiten. Die Lage ist dem Handel günstig. Die Stadt liegt am Mekong, der bis hierher zu allen Jahreszeiten auch für große Dampfer befahrbar ist, und zwar verzweigt der bedeutende Fluß sich unterhalb Pnom-Penh in vier Arme, indem von Nordwesten her der oben erwähnte Zufluß aus dem Seengebiet, der Tonle Sap, in ihn einmündet, nach Süden zu aber der Fluß neben dem Hauptbette einen starken Seitenarm ins Meer entsendet. Der Tonle Sap freilich führt genügendes Wasser für die Schiffahrt nur während der Wintermonate November bis Februar; den übrigen Teil des Jahres über trocknet er und das ganze Seengebiet, zu dem er den Zugang bietet, sehr aus. Das ist auch der Grund, weswegen die Reise nach Angkor auf die wenigen erwähnten Monate beschränkt bleibt.

Die Stadt Pnom Penh läßt sich in drei verschiedene Distrikte zerlegen, die auch durch Kanäle von einander getrennt sind. Der eine ist die Ansiedlung der Europäer, weitläufig und freundlich angelegt, in reichem Gartenschmuck tropischer Vegetation prangend, die Häuser leider, wie in diesen Breiten überall, schnell unter dem Einfluß des Klimas verfallend, so daß sie oft wie verwahrlost aussehen. In diesem

Viertel liegt natürlich die Wohnung des Résident supérieur und was sonst an Regierungsgebäuden vorhanden ist, ebenso wie das gut eingerichtete französische Hotel, in dem der Reisende Unterkunft findet. Der zweite Distrikt ist das Chinesenviertel, eine lebhafte Geschäftsgegend, dichtbevölkert, aber verhältnismäßig reinlich und luftig. Dann folgt als drittes das cambodjanische Stadtviertel, dessen Mittelpunkt der königliche Palast und das angesehenste buddhistische Kloster des Landes, der Sitz des buddhistischen Kirchenhauptes, bildet.

Man muß sich unter dem königlichen Palast nichts besonders Großartiges und Eindrucksvolles vorstellen. Er umfaßt eine Reihe von Gebäuden in halb europäischem, halb asiatischem Stile, deren Schönheit durch nähere Besichtigung nicht eben gewinnt. Die Haupthalle, als Thronsaal bezeichnet, wirkt in ihrem Innern für das, was sie sein will, geradezu ärmlich. Sehr mittelmäßige europäische Gardinen an den Fenstern, unbedeutende Säulen, der so klägliche, einem Kinderspielzeug ähnliche Thron selbst, das Handwerksmäßige der Wandgemälde, — mir war, als spreche aus diesem noch dazu vor nicht langen Jahren „renovierten" Bauwerk nur gar zu deutlich die Schattenhaftigkeit des entthronten Scheinherrschers. Links von dem Thronsaale erhebt sich der königliche Tempel, Wat Prea Keo, den eine französische Stimme „ein Kleinod von Khmer-Architektur" nennt. Mir schien er auch recht mittelmäßig. Das Innere ist berühmt durch versilberte Fließen des Fußbodens und durch eine von Edelsteinen geschmückte Buddhastatue sowie einen kleineren aus grünem Nephrit hergestellten Buddha. Solche Einzelheiten reichen aber nicht hin, der Ausstattung ein über das Kuriose

hinausreichendes Interesse zu geben. An wirklich großer Kunst ließ sich nichts entdecken.

Das am meisten in die Augen fallende buddhistische Bauwerk des Ortes ist die etwas im Hintergrunde der europäischen Ansiedlung auf einem Hügel (dem „Pnom", woher Pnom-Penh seinen Namen führt) emporragende Pagode, welche der König Norodom dem Andenken an seine Vorfahren gewidmet hat. Die Form der Pagode ist der birmesischen ähnlich. Der Treppenaufgang und die Balustraden sind mit Motiven geschmückt, welche der Erbauer den Ruinen von Angkor entlehnt hat, mit siebenköpfiger Kobra, Yakscha- und Garuda-Figuren, Löwen, Apsaren u. a. An einer Stelle der Treppe bemerkte ich eine Darstellung der Geburt des Buddha (Relief). Mit der Pagode verbunden ist wie gewöhnlich ein kleiner Tempel. Der Ausblick von oben über den hübschen Stadtgarten unmittelbar zu Füßen und über die Stadt, den Fluß und das reiche Land gewährt Genuß.

Der Buddhismus von Cambodja, wie er mir in Pnom-Penh zuerst entgegentrat, unterscheidet sich in allem wesentlichen nicht von dem birmesischen oder singhalesischen Bruder. Die Kleidung und Ausstattung der Mönche, der tägliche Bettelgang in der Frühe, die Einrichtung der Klöster, der Pâli-Kanon, das alles hätte unmittelbar an den Irawaddi oder nach Kandy verpflanzt werden können. Um mir von der Art dieser Mönche einen etwas lebendigeren Eindruck zu verschaffen, suchte ich am zweiten Tage meines Aufenthalts eine Unterredung mit dem Oberhaupte des cambodjanischen Buddhismus, Samdach Prea, nach, der den Titel „Moha Sangkhreachea Sangkhaneayok" führt. Sie wurde mir gewährt. Gegen fünf Uhr begab ich mich mit meiner Frau, von einem Dolmetscher begleitet, nach dem in

der Nähe des Königspalastes gelegenen Kloster, in dem der Würdenträger residiert. Wir wurden freundlich aufgenommen und in eine große Halle geführt, die (wie ich es von Birma her kannte) zugleich als Wohnraum und Kultusstätte diente. In einer etwas abgesonderten Abteilung stand das Bett des geistlichen Herren, umgeben von einer kleinen halbeuropäischen Zimmerausstattung. Er selbst, ein 89jähriger, aber offenbar noch frischer und lebhafter Greis, dessen Gesicht, wenngleich nicht schön, doch einen angenehm gütigen und ruhigen Ausdruck trug, saß auf einer Matte. Eine Anzahl Mönche, zehn bis zwölf, kauerten seitwärts auf Matten; einer unter ihnen, offenbar in Vertrauensstellung, war der Vermittler meiner Fragen, die, obwohl bereits von meinem Dolmetscher übersetzt, gewissermaßen noch durch seinen Mund gehen mußten.

Meine Erkundigungen bezogen sich zunächst mehr auf äußerliche Dinge, Zahl der Klöster und Mönche in Cambodja, Eintritt der Novizen und Vollmönche, Beschäftigung und Tageslauf im Kloster, Art der Meditation, die übrigens recht äußerlich aufgefaßt und geübt wurde, und dergleichen. Während solcher Fragen erlahmte das Interesse der Zuhörenden sichtlich, wie auch der Älteste selber dies alles für nebensächliche, der Erörterung nicht werte Dinge anzusehen schien. Erst als ich das Gespräch auf mehr dogmatische Fragen richtete, wurde die Aufmerksamkeit allgemein gespannter, und der alte Mönch antwortete mit regerer Anteilnahme. Wir sprachen über den Charakter des Nirwâna; mein Gewährsmann faßte es mehr nach der positiven Seite, als einen Zustand absoluter Seligkeit. Dann fragte ich, ob man irgendwelche sichere Anhaltspunkte habe, daß man für das Nirwâna reif geworden sei. Es wurde verneint. Selbst von den größten Heiligen und Lehrern

wisse man das nicht mit Bestimmtheit, man nehme es bei einigen wenigen aber an. Die Rede kam auf das Schicksal der Nichtbuddhisten nach dem Tode, auf die Arten der Wiederverkörperung. Ich fragte, wie man sich die Bekehrungsmöglichkeiten bei Tieren denke, die doch durch ihre Natur an feste Lebensweise gebunden seien? wie z. B. ein Tiger als Fleischfresser umhin könne, sich immer wieder gegen das erste buddhistische Verbot des Tötens zu vergehen? Der Buddhist antwortete mir (wie ich nicht anders erwartet hatte) mit einer Jâtaka-Erzählung von einem Tiger, der hungrig einer Kuh mit einem Kälbchen begegnet sei und sie aus Mitleid verschont habe, sich andere Beute suchend. Die zahllosen Jâtaka-Märchen sind immer bei solchen Fragen eine beliebte Zuflucht dieser naiven Leute. Doch erlaubte ich mir weiter zu inquirieren, ob mein Gewährsmann glaube, daß heutigentags ein Tiger wohl noch so handeln würde. Er antwortete, er glaube es nicht, denn wir lebten in einer argen Zeit, in einer Periode des Verfalls.

Das ganze, etwa eine Stunde währende Gespräch (bei dem übrigens auch ich allerlei beantworten mußte, besonders Erkundigungen über den Buddhismus im Abendlande, über Kenntnis der buddhistischen Literatur bei uns, Anhänger des Buddha in Deutschland und England) verlief, ohne daß mir irgend besondere, tiefere Gedanken begegneten. Es war vielmehr charakteristisch für die Stereotypie der Gedankengänge, die mir in den verschiedensten Ländern auch bei hochstehenden Buddhisten entgegengetreten ist. Im Weggehen lud uns der Greis freundlich ein, doch am nächsten Abend dort in seinem Kloster der Rezitation heiliger Texte beizuwohnen, die gewöhnlich im südlichen Buddhismus den Schluß des Tages in den Klöstern bildet.

Natürlich nahm ich gern an. Die Sache verläuft einfach und formlos. In demselben Gemache, wo wir unsere Unterredung gehabt hatten, waren etwa zwanzig Mönche versammelt, auf Matten den Buddhabildern im Hintergrund gegenüber hockend, und sie rezitierten im Chor, mit gleichmäßig eingeübter, halb singender Betonung, Teile aus dem Sûtra-Pitakam des Pâli-Kanons. Sie fühlten sich völlig zwanglos dabei, betrachteten uns Fremde, einzelne pausierten auch wohl einmal, und der alte Samdach Prea sprach während der Rezitation unbekümmert mit mir durch den Dolmetscher. Eine feierliche, innerlich andächtige Haltung war also nicht zu bemerken, geschweige denn, daß man dies hätte ein Beten nennen können. Doch aber darf man wohl sagen, daß sich der südliche Buddhismus in dieser Einrichtung etwas wie einen Ersatz regelmäßigen Gottesdienstes, oder, sagen wir lieber, gemeinsamer kultischer Betätigung geschaffen hat. Gegenstand des Kultus ist das Wort des Buddha, und die Feier besteht daher einfach in gemeinschaftlichem, einstudiertem Vortragen dieses Wortes. Es ist die denkbar einfachste Form eines geistig orientierten Kultus. Die nächste Parallelerscheinung dazu würde ich vielleicht in einem Gottesdienst der Christian Scientists in London finden, dem ich einmal beiwohnte, und in dem, allerdings unter Umrahmung von Orgelspiel und Gesang sowie unter viel mehr äußerlicher Ausstattung und Förmlichkeit, der wesentliche Inhalt doch auch einfach im Rezitieren (Verlesen in diesem Falle, durch zwei sich ablösende Vorleser) von Texten aus der Bibel und aus Schriften der Mrs. Eddy bestand.

* * *

Das Schiff, welches die Mitglieder der wöchentlich ein-

mal von Saigon aus nach Angkor unternommenen Expedition befördert, erschien in Pnom Penh, und wir fuhren mit ihm weiter flußaufwärts. Es war jetzt nicht mehr der Mekong, der uns trug, sondern der oben erwähnte Abfluß aus dem Seengebiet, der Tonle Sap. Am Abend mündeten wir in den See selbst ein. Sein Wasser stand in dieser Jahreszeit hoch genug, um das Schiff mit uns noch eine Strecke weiterzubefördern, bis dahin, wo wir wieder in das Bett eines Flüßchens einlenken mußten, tiefer ins Land hinein. Dort ging's mit dem Dampfer zu Ende, und kleine flache Boote mußten an die Stelle treten.

Es war tiefe, dunkle Nacht, 2 Uhr, als wir an dieser Stelle anlangten. Das Anhalten des Dampfers muß es wohl gewesen sein, das mich geweckt hat. Bald waren meine Frau und ich in den Kleidern und mit dem nötigen Gepäck oben an Deck. Auch andere von der Reisegesellschaft fanden sich allmählich herzu (wir waren im ganzen zwölf, die meisten Franzosen, doch auch ein deutsches Ehepaar und eine Engländerin), und wir starrten nun etwas unsicher vom Schiff herab in das finstere Wasser drunten, wo man undeutlich einige Boote herannahen sah. Es war eigentümlich, daß unserer kleinen Expedition jedes Haupt, jede Führung zu fehlen schien. Niemand hatte uns instruiert, wann wir aufzustehen hätten, niemand bestimmte jetzt, was geschehen müsse. Doch Boote, mit ein paar Cambodjanern bemannt, lagen da unten, und wir nahmen an, daß sie für uns seien, auch wohl wissen würden, wohin sie zu gehen hätten. Also mutig hinein! Wir besetzten zu zweien oder dreien die primitiven Fahrzeuge, und diese stießen, sobald wir darin waren, wie automatisch vom Schiffe ab und lenkten in die Dunkelheit hinaus.

Eine wundersame Fahrt, die ich so gut noch nach-

zufühlen und doch so wenig zu beschreiben vermag. In schlafender Stille der Nacht, unter matt leuchtendem Sternenhimmel, von dem sich nur der Jupiter mit unglaublich kräftigem, aus den Wellen widergespiegelten Glanze heraushob, mitten in ganz fremdem Lande, auf einem kleinen Kahn dahinplätschernd über Wasserwege, die man nicht sieht, völlig in die Hand von zwei Eingeborenen gegeben, mit denen man kein Wort wechseln kann, alles so schweigsam und ernst ringsum, Schatten von Baum und Gesträuch mit satterem Schwarz vorüberstreichend, ein Hauch Nachtluft, ein Vogelschrei, mit dem Gluckſen des Wassers sich mengend, die Zeit wie stillestehend in der erhabenen Ruhe, die vom Himmelsraum herniederfließt; und immer weiter dringt mit leichtem Wiegen das schwanke Boot in die unbekannte Dunkelheit hinein. Stunden vergehen. Der Morgen meldet sich an. Aus den stummen Schatten treten sprechende Erscheinungen hervor. Wir sehen den gewundenen Lauf des Flusses, die reichen Baum- und Buschgruppen, die sich über ihn neigen, ihn bisweilen so verengend, daß das Fahrzeug sich mühsam durchschiebt. Frühvögel sehen wir durch die Morgenluft schweben. Leichter wird die ganze Landschaft, und bleibt doch feierlich in ihrer unberührten Frische ersten Tagesgrauens.

Um $^1/_2$6, also um die Zeit, wo in diesen Breiten die Sonne heraufzieht, hielten unsere Ruderer an. Der Fluß war hier so seicht geworden, daß selbst diese flachen Kähne nicht weiter konnten. Man setzte uns ans Land, an einem offenen, etwas sumpfigen, umbuschten Platz, und wieder war niemand da, der uns eine Direktion oder Aufklärung gab. Zu sehen war auch vorläufig nichts, aber irgendwie sollten wir doch wohl von hier weiter kommen, also warteten wir geduldig und schauten in Seelenruhe dem Aufgehen der

Sonne zu. Nach einer Viertelstunde kam unser neues Schicksal in Gestalt von sechs Ochsenkarren angefahren. Man nahm auf einem von ihnen Platz, der Führer kauerte sich mit seinem Stachelstecken vor uns auf die Deichsel, und die kräftigen Ochsen zogen an. Der Weg war zuerst noch halb Wasserweg, überschwemmt und in Lachen verlaufend, bei deren Passieren unser umsichtiger Treiber die buschigen Schwanzenden seiner Zugtiere in die Hand nahm und festhielt, nachdem sie uns das erstemal, umherschlenkernd, mit Lehmwasser übersprüht hatten. Von Geflügel wimmelte es in diesem Gelände, Reiher, Enten und was es sonst sein mochte; immer wieder flog es aus den Büschen auf und strich an den Seiten vorüber. Ich fürchtete sehr, unser deutscher Reisegefährte werde plötzlich mit seiner Donnerbüchse, die beim Besteigen der Karren sehr bedeutsam zum Vorschein gekommen war, den Frieden dieses Paradieses stören. Allein der gute Baron hielt an sich. Möge es ihm Sankt Hubertus ein andermal lohnen! — Der immer besser werdende Landweg mündete schließlich in eine Art Chaussee aus, und auf ihr erwartete uns — zu unserem nicht geringen Staunen — das oben schon erwähnte Automobil. Nur die Beförderung des Gepäcks überblieb nun den Ochsen, wir zwölf aber drückten uns mit etwas Mühe in dieses allermodernste Gefährt und sausten davon, wohl nicht gerade im Einklang mit der Umgebung, denn wahrlich, die Kokospalmen und Riesenfarne des Urwaldes schienen ebenso erstaunt und kopfschüttelnd uns nachzuschauen wie die braunen Eingeborenen vor ihren Strohhütten, — aber, es ging doch herrlich flott und mit großem Zeitgewinn. Schon um acht Uhr waren wir am Ziel.

Man hat da garnicht weit von den Ruinen von Angkor Wat ein Rasthaus für die Besucher gebaut, einfach,

aber sehr praktisch angelegt und allen berechtigten Ansprüchen völlig genügend. Im Viereck um einen Hof herum liegen die einstöckigen sauberen Bauten, ein Eßsaal und Lesezimmer, dann eine Reihe Wohnräume, schließlich Wirtschaftsräume und die Wohnung des aufsichtführenden Beamten. Hier kamen wir unter, hier entwickelte sich bald ein buntes, fröhliches Leben, von hier zogen wir nun aus, die Wunder des Urwaldes in Augenschein zu nehmen, und hierher kehrten wir mit unseren Eindrücken zurück, all das Gesehene beredend. So diesen Tag und den nächsten. Dann, am dritten Tage in der Frühe, nahm die Gesellschaft aus Saigon, mit der wir uns in Pnom Penh zusammengefunden hatten, wieder Abschied, nach vorgeschriebenem Fahrplan umkehrend, und ließ uns beide allein in Angkor zurück. Die Tage aber, die darauf für uns begannen, einsame, stille, nach innen schwingende Tage, sie waren unser echter, schönster Gewinn. Das sei gesagt ohne die leiseste Undankbarkeit gegen unsere liebe und liebenswürdige Reisegesellschaft. Aber so ist es einmal, für manche Menschen jedenfalls: es muß stille, ganz stille werden, wenn man die tiefste Wirkung von großen Dingen so recht in sich aufnehmen soll.

* * *

In unsicheren Umrissen, wie Gegenstände, die wir auf dem Grunde eines tiefen Wassers mit Mühe wahrnehmen, schaut uns eine vergangene Kultur in ihren Ruinen an. Aber der Reiz des Fernen, Unbekannten, zu Entdeckenden liegt darüber, um so mehr, wenn sichtlich ein großes Können seine Spuren zurückgelassen hat und das bisherige Wissen wenig weiter darüber sagen kann. So ist es ja hier. Was weiß unsere Geschichtsforschung? Hier hat Geschichte gelebt,

jahrhundertelang, Geschichte mit reichem, buntem, tiefem Inhalt gewiß, und ist dann endlich, nachdem sie sich ausgelebt, wieder hinabgesunken in den Urgrund der Natur, aus dem sie aufgestiegen war, ohne daß im Spiegel unserer abendländischen Beobachtung auch nur ein paar Strahlen und Linien dieses geschichtlichen Werdens aufgefangen wären. Mühsam rechnen und spüren wir jetzt nach, da diese Ruinen uns plötzlich ein ungeahntes Stück Völkerdasein verraten haben, was hier gewesen sein mag, und wo vielleicht in Steininschrift oder Literatur angrenzender Länder Kunde von dieser Vergangenheit zu finden sei.

Diese ganze Gegend deckt heute Urwald, den bis vor wenigen Jahren nur die schmalen Fußsteige der Eingeborenen durchzogen, von Hütte zu Hütte, von Lichtung zu Lichtung, von Wasser zu Wasser; neuestens hat die Technik der Europäer eine Reihe breiterer Straßen hindurchgelegt, um die Hauptplätze zugänglicher zu machen. Aber wo der Urwald heute wuchert, hat vor Jahrhunderten eine glänzende Stadt gestanden, angelegt in großartigstem Maßstab, geschmückt mit den wunderbarsten Bauten, und weit um diese Stadt herum ist blühendes Kulturland gewesen, in welchem gleichfalls Kleinode der Baukunst hin und her aufgerichtet waren. Das ganze Gebiet, innerhalb dessen die bisher aufgedeckten Ruinen von Angkor sich ausdehnen, begreift etwa 250 Quadratkilometer. In diesem Umkreise zähle ich auf der im Jahre 1909 für die École Française d'Extrême-Orient hergestellten sehr genauen Karte (Maßstab 1:50 000) außer den zwei Hauptruinenstätten Angkor Thom (der alten Stadt) und Angkor Wat (dem berühmten Tempel) noch gegen zwanzig ringsum verstreute Stellen, wo mehr oder weniger bedeutende Baureste gefunden sind. Die Stadt Angkor Thom

selbst, deren Umfassungsmauern, von Wald und Gestrüpp überwuchert, noch stehen, umschließt in quadratischer Anlage allein schon über zehn Quadratkilometer Boden. Der Tempel Angkor Wat bedeckt, wenn das ihn rings umgebende breite Wasser mitgerechnet wird, gegen zwei Quadratkilometer. Man kann sich nach diesen Zahlen eine Vorstellung machen von der äußeren Ausdehnung dessen, was Menschenkraft hier ehemals aufgeführt hat.

Übrigens ist der ganze Ruinenkomplex von Angkor nur Eine Stätte unter vielen in Cambodja und auch im heutigen Siam, wo man ähnliche Überreste aufgedeckt hat und noch immer aufdeckt. An Schönheit und Wichtigkeit kommt freilich nichts anderes Angkor gleich.

Wer aber lebte hier einst? Wer schuf dies?

Daß es das Volk der Khmer war, sahen wir schon oben. Aber die Entwicklung dieses Volkes, die Phasen seines Wachstums und Verfalles, die Eigenart des Menschenschlages, die Einzelschicksale, das sind uns alles vorläufig noch dunkle Dinge. Nach rückwärts scheint das Reich der Khmer mit dem alten Staate Funan zusammenzuhängen, den chinesische Quellen als schon in vorchristlicher Zeit auf hinterindischem Boden bestehend erwähnen. Das wäre dann das „altkhmerische Reich" gewesen. In dieses ältere Staatswesen müssen später immer kräftiger Einflüsse von Vorderindien her eingeströmt sein. In enger Verbindung mit vorderindischer Kultur ersteht jedenfalls allmählich auf diesem Boden das jüngere Khmer-Reich, seit dem sechsten Jahrhundert nach Christo in deutlichere Erscheinung tretend. Vom sechsten bis gegen das vierzehnte Jahrhundert scheint die Blütezeit dieses Reiches gewesen zu sein, und innerhalb dieses Zeitraumes, vielleicht zwischen dem

neunten und zwölften Jahrhundert, sind die Bauten von Angkor entstanden.

* * *

Ich brauchte nur aus unserm Gastzimmer im Rasthause auf die kleine Veranda hinauszutreten, so lag drüben in geringer Entfernung hinter den grünüberwachsenen Wassern des breiten Schutzgrabens die schöne Umrißlinie der Bauten von Angkor Wat vor mir. Angkor Wat ist ohne Frage unter all den Baudenkmälern das großartigste und auch das besterhaltene. Es ist eine sehr breit und glänzend entworfene Tempelanlage (die Theorie, daß es ein Königspalast gewesen sei, halte ich für grundverkehrt, obwohl natürlich zeitweise der König hier Aufenthalt genommen haben mag), die in ihrem Ganzen sowohl wie in einer Unzahl entzückender Einzelheiten weit über das Ruinenhafte hinaus erhalten ist. Der Grund der besseren Erhaltung wird vor allem darin zu suchen sein, daß dieser Tempel nie ganz aufgehört hat, für die Leute der Umgegend als Heiligtum zu gelten. Buddhistenmönche sind darin eingezogen, als die brahmanischen Priester hier keine Stätte mehr hatten, und gewisse Partien werden bis heute von buddhistischen Figuren besetzt gehalten und für buddhistischen Kultus beansprucht. Die Form der ganzen Anlage ist ein gewaltiges Rechteck, dem Quadrat sehr nahe kommend. Ringsherum läuft ein künstlich gegrabenes Wasserreservoir, gegen hundert Meter breit; dahinter nach innen eine Schutzmauer, an der Haupteingangsseite (Westen!) in einen Säulengang umgewandelt. Drinnen liegen nun drei immer höher sich erhebende Terrassen, jede von einem Säulengang rings umgeben, die innerste und höchste Terrasse im Zentrum einen enormen pyramidenartigen Turm tragend, den an

den vier Ecken derselben Terrasse vier etwas niedrigere, ganz ähnliche Türme umgeben. Dies Fünfturmwerk blickt mit einer prachtvollen Wirkung nach allen Seiten weit über die lang hingezogenen Mauern der niederen Partien weg und gibt dem Bilde seinen eigenartigen Charakter.

Es ist unmöglich, auch nur anzudeuten, mit welcher Unerschöpflichkeit die Einzelheiten des Bauwerks ornamental ausgestaltet sind. Blumen, Ranken und Blätter, Figurenwerk, typische Gestalten der Mythologie bedecken die Steinwände und Pilaster überall. Vor allem reizvoll aber sind die sehr lebensvollen Reliefs, welche an der Innenwand des Säulenganges der ersten Terrasse entlang laufen, eine Riesenarbeit, denn in einer Höhe von zwei Metern dehnen sie sich auf eine Länge von über einen Kilometer aus und weisen einen bewunderungswürdigen Reichtum der Erfindung auf. Teils sind es Szenen aus dem indischen Epos, teils solche aus dem täglichen Leben des Khmer-Volkes, teils auch religiöse Vorstellungen (Himmel und Höllen), die hier wiedergegeben sind. Man kann sich stundenlang mit ihnen beschäftigen. Die ungeheure Menge der Ornamente wirkt aber doch niemals als Überladung. Wie das Stilgefühl in der Formung der Einzelverzierung offenbar sehr fein gewesen ist (sprechen doch manche Partien direkt wie griechisch erfunden an), so hat auch ein feines Stilgefühl alles Ornamentale immer in rechte Beziehung zu den beherrschenden Bauformen gestellt und ihm eine wirklich nur schmückende Bedeutung gegeben. Auch die großen Verhältnisse der Bauteile und der freien Räume sind sehr gut empfunden. Kurz, das ganze ist nicht nur eine Anhäufung von Kunsteinzelheiten, sondern ein wirklich einheitliches Kunstwerk.

Wandert man auf der Hauptstraße an Angkor Wat

vorüber etwa eine halbe Stunde weiter, Wald zu beiden Seiten, so stößt man auf die Stadtmauer und eins der Tore von Angkor Thom. Mitten im Grün der Wildnis zieht sich die Mauer, auch hier von einem Graben umgeben, dahin, und wenn man staunend durch das mächtige Stadttor eingetreten ist, so breitet sich im Innern wiederrings der grüne, dichte Buschwald aus, zwischen dem die seit kurzem angelegte Straße bis in das Zentrum der alten Stadt hinführt. Hier liegen dann eine Anzahl der eigentümlichsten Bauwerke dicht beieinander. Da ist der Tempel Bayon, in Terrassen angelegt wie Angkor Wat, doch dichter zusammengedrängt, überreich an Türmen, einundfünfzig im ganzen, die sich um den am höchsten aufragenden Mittelturm und seine acht nächsten Genossen in reicher Mannigfaltigkeit, durch Galerien miteinander verbunden, gruppieren. Dann liegt dort das weit ausgedehnte Baufeld von Phimeanakas, wahrscheinlich der Palast des Königs; weiter Baphuon, Prah Pithu, und was sich an kleineren Ruinen noch nennen läßt. Die Aufzählung dieser Bauwerke freilich und selbst eine Schilderung dessen, was noch steht, auf dem Papiere sagt dem Leser wenig oder gar nichts. Ich gehe deshalb nicht weiter in die Details ein.

Die ganze weite Umgegend von Angkor Thom ist, wie ich oben schon sagte, von Ruinen durchzogen, die größtenteils noch viel weniger als Angkor Thom freigelegt sind und dadurch einen ganz besonderen Reiz bekommen. Man fährt mit dem zweirädrigen Ochsenkarren, der durch ganz Asien überall, wo das Terrain sich dafür eignet, noch heute die Weise der ältesten, vor Jahrtausenden erfundenen Wagen repräsentiert, auf sandigen Wegen durch das Buschwerk hin, vorsichtig den über dem Kopfe zu-

sammenschlagenden Zweigen ausbiegend, überschattet von Baumriesen, die von Schmarotzern umschlungen sind; die Gedanken verweilen unwillkürlich ein wenig bei dem wilden Tierleben, das diese grünen Wogen zudecken mögen, bei Tigern, schwarzen Panthern, Schlangen, wilden Büffeln und ähnlichen Eingeborenen, wie sie hier nicht selten sind; man sieht dem Spiel der Affen in den Baumzweigen zu, die uns schreiend und neugierig mit unglaublichen Sprüngen von Baum zu Baum begleiten; man horcht auf die sonderbaren Vogellaute, die grellen Rufe der Papageien, man freut sich am Spiel der Sonnenstrahlen über dem verschieden gefärbten und geformten Laube, an leuchtend schönen, großen Blüten, — da plötzlich halten die zwei Ochsen an, der Lenker deutet mit seinem Ochsenstachel auf graues Mauerwerk, das seitab durch die Büsche her zum Vorschein kommt: wir sind am Ziele. Der Cambodjaner spannt aus und treibt seine Tiere auf eine Waldblöße in der Nähe, wo sie weiden können, wir sind uns selbst und den Ruinen überlassen.

Vorsichtig und nicht ohne eine gewisse Scheu nähern wir uns ihnen. Eine Mauer, — ein Tor, — wohlerhaltene Reliefs rechts und links und oben über dem Durchgange, manches noch so klar und schön wie erst eben hergestellt, aber Grün und Buschwerk legt sich überall herum, Bäume wachsen drinnen wie draußen, und der Fuß schreitet über eingestürzte Partien hinweg. Hier ein Hof, dann wieder Mauerwerk, Türme, ein Gang mit Pfeilern, noch Stein auf Stein liegend, dann wieder völlig zertrümmerte und verwitterte Teile, der üppige Urwald mit seiner Kraft das Ganze durchwühlend. Wir klettern weiter, tastend, probierend, balancierend, von Hof zu Hof, von Galerie zu Galerie, von Turm zu Turm, immer findet man Neues,

Schönes zu dem Altbekannten hinzu, und die toten Steinreste beleben sich mit Gestalten der Phantasie. Merkwürdig reizvoll spielt die Natur mit den Werken der Menschenhand, jetzt, da diese rettungslos in ihre Gewalt zurückgegeben sind: aus dem Munde eines riesigen Brahmakopfes, der zur Krönung eines Turmes gedient hat, wächst ein mächtiger Baumstamm heraus, die Schöpfermacht Brahmas illustrierend; über den Mund einer der graziösen Apsaren, der Verkörperungen von Schönheit und Liebe, legt sich eine Liane hin, wie den Mund schließend und der Liebe Verschwiegenheit gebietend; eine Lanze, die ein Krieger zum tödlichen Stoße erhebt, ist durch eine sich über das Relief spannende Wurzel mitten durchgebrochen, die tödliche Absicht vereitelt; Pfeilerstützen in einem der überdeckten Gänge sind eingesunken, aber ein reizendes Rankengeflecht läßt sich an der Stelle des zerbrochenen Pfeilers herunter bis zum Grunde und scheint mit spielender Anmut die schwere Steinmasse zu ersetzen. Bäume sind wieder und wieder an Stelle fehlender Mauerstützen getreten, haben freilich auch oft genug Mauern und Steine zersprengt und zerspalten. Während ich einige der Rosetten bewundere, die eine heute längst vermoderte Steinmetzenhand in den Sandstein eines Durchgangs gegraben hat, fällt mir unmittelbar daneben in einer Fensteröffnung die entzückende Rosette eines Spinnengewebes ins Auge, in welchem sonndurchstrahlte Tautropfen wie Diamanten funkeln, ein Kunstwerk von heute, das mit dem alten Künstler zu rivalisieren scheint. Kurz, das Verfallene, von der Natur wieder Umarmte und in ihren Schoß Gezogene dieser Bauten hat eine wundersame Eigenart und Ausdruckskraft.

Ob der Wille des Menschen, der es neuerdings unternommen hat, diese alten Werke gegen die Zersetzung durch

die Natur in Schutz zu nehmen, auf die Dauer von Erfolg sein wird, ist sehr fraglich. Während man an der einen Stelle klärt und aufräumt und reinigt, wächst es auf der andern wieder zu. Während man hier einen neuen Weg anlegt, kriecht das Dickicht versperrend wieder über einen andern. Die Triebkraft dieser Gräser, Blumen und Stauden, dieser Bäume und Ranken ist unbeschreiblich stark und geschwind. Von einer der interessantesten Ruinen außerhalb Angkor Thoms, dem Prah Khan, urteilte ein Fachmann, daß sie in fünfzig Jahren wohl nur noch ein Steinhaufen im Urwalde sein werde. Manche der stolzen Türme und Tore sind erst innerhalb des letzten Menschenalters eingestürzt, und Augenzeugen davon leben noch heute. So wird es auch wohl weiter gehen, wenngleich die Anstrengungen der französischen Regierung den Untergang sicher verlangsamen. Ein unersetzlicher Verlust ist es ohne Frage, den das völlige Verschwinden dieser Monumente bedeuten wird. Denn wir haben hier Beispiele architektonischer Kunst des indischen Genius vor uns, wie sie in ähnlicher Schönheit sonst nicht wieder gefunden werden. In diesem Lande müssen die besten Traditionen der Baukunst des alten Indiens lebendig gewesen sein, wie nur je im Mutterlande selbst, und sie müssen die günstigsten Bedingungen zu ihrer Vollentwicklung angetroffen haben.

Der geistige Boden, dem diese Werke entsprossen sind, war der Brahmanismus. Er hat in den Jahrhunderten, als man diese Tempel und Paläste errichtete, unter dem Khmer-Volke die herrschende Stellung eingenommen, wenn auch der Buddhismus als eine schwache Nebenströmung vorhanden gewesen sein kann. Erst gegen Ende der ganzen glänzenden Bauperiode von Angkor merkt man etwas davon, daß der Buddhismus stärker hervorkommt und in

das Erbe des Brahmanismus eintritt. Einige wenige Bauten zeigen untrügliche Spuren buddhistischer Benutzung, so besonders einer der nordöstlich vom Bayon an der Straße zum Nordtore von Angkor Thom stehenden Türme, in dessen Innern an der Wand eine Doppelreihe sitzender Buddhas eingemeißelt ist. Es könnte aber wohl sein, daß diese Reliefs dem Gebäude erst nachträglich zugefügt sind, als der Buddhismus von ihm Besitz ergriff. Denn nur in dieser Weise hat offenbar der Buddhismus das Erbe des Brahmanismus angetreten, daß er sich in den Kultstätten des beseitigten Gegners einnistete, zuweilen (wie in Ta Prohm) einen Teil der Kunstwerke zerstörend, übrigens aber sich einrichtend so gut es ging. Nichts schöpferisch Fortsetzendes brachte er mit. Wie noch heute in den weiten Höfen von Angkor Wat zwei ärmliche buddhistische Klöster, strohgedeckte Pfahlhütten die Wohnungen sowohl wie die Kulträume, ihr Dasein fristen, und wie in einige durch rohes Mauerwerk abgetrennte Teile der Säulengänge Anhäufungen buddhistischer Statuen zusammengetragen sind, vor denen der Andächtige kniet und Lämpchen anzündet, ähnlich anspruchslos und armselig mag von Anfang an der Einzug des Buddhismus in die heiligen Hallen des Brahmanismus gewesen sein. Im Grunde dem Wesen des Buddhismus doch durchaus entsprechend. Denn auch der Buddha sagt von sich: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

XXI.

Siam und sein Buddhismus

Lang hingestreckt an den Krümmungen des Menam (genauer des Menam Tschao Phya, da Menam an sich nur „Mutter der Wasser", d. h. Fluß bedeutet), heute überwiegend das linke (östliche) Ufer einnehmend, gehört Bangkok zu den Städten, die durch einen bedeutenden Flußlauf ein bequemes Mittel der Orientierung besitzen. Die dichtere Ansammlung der Häusermassen am Ufer nimmt keine große Breite ein, weiter ins Land hin verlieren sich die Gebäude allmählich in Gärten und Feldern. Bangkok ist weder eine große Stadt für europäische Schätzung (die etwa 500 000 Bewohner drängen sich nach asiatischer Weise recht eng zusammen) noch kann man sie besonders imponierend nennen; nur für das Studium des Buddhismus bietet sie viel Bemerkenswertes. Früher pflegte man auf sie den Ausdruck „Venedig des Ostens" anzuwenden, eine von jenen Kühnheiten, die vergleichssüchtige Europäer sich bisweilen erlauben und mit denen sie arge Verwirrung in den Vorstellungen einfacher Leser und Hörer hervorrufen. Aber seit zwei bis drei Jahrzehnten ist jener Name immer mehr unmöglich geworden, da Straßen und Wege manche der früher das Stadtbild beherrschenden armseligen Wasserläufe verdrängt haben. Leider noch längst nicht genug.

Diese Kanäle mit ihrem halbsumpfigen Inhalt, das Eldorado der Moskiten und der Ursprung schädlichster Miasmen unter der kochenden Sonne der Tropen, waren gewiß kein Ruhmestitel für die siamesische Hauptstadt und sind es bis heute nicht.

Bangkok ist bekanntlich eine neuere Stadt, gegründet erst im Jahre 1772, nach Zerstörung der alten Kapitale Ayuthia durch die Birmesen. Sie hat also wenig Geschichte und repräsentiert in ihrem baulichen Bilde vor allem die neueste modernisierende Phase der Entwicklung Siams. Zwei Welten fließen durcheinander, die Welt asiatischer Anlage und Kulturgrundlage mit der Welt europäischer Kenntnisse und Aufpfropfungen: Dampfer, Kriegsschiffe, Eisenbahnen und Straßenbahn, europäisch gedrillte Truppen und Polizisten, abendländische Bauten wie das Kriegsministerium und die Militärschule, — daneben die phantastischen Formen der vielen und reich geschmückten buddhistischen Tempel und Pagoden, Reste der alten Stadtmauer, Elefanten, zum Reiten aufgezäumt mit ihren „Howdahs" auf den Rücken, Siamesen in ihren farbigen Kostümen, Cambodjaner, Chinesen, Malaien, Hindus, Birmesen, Javaner, Annamiten, alle noch so ganz und gar uneuropäisch. Die Zusammenschweißung der zweierlei Lebenselemente tritt besonders konkret vor Augen beim Anblick des königlichen Palastes, der, in den siebziger Jahren erbaut, einen Renaissancebau darstellt, den an seinen beiden Enden und in der Mitte das komplizierte in einen Turm auslaufende siamesische Dachwerk krönt. Einen freien rasenbewachsenen Platz vor dem Palastbezirke, der ehedem für die Verbrennung verstorbener Könige benutzt wurde, hat der Herrscher dem heutigen Geschlechte zu Truppenübungen

und für Sportpflege zur Verfügung gestellt. Auch charakteristisch!

Die Anpassung an europäische Zivilisation gibt dem siamesischen Volkswesen für den ersten Augenblick etwas Achtunggebietendes und Zukunftsreiches. Die Armee beruht durchaus auf abendländischer Organisation: allgemeine Dienstpflicht von zwei Jahren mit späterem Reservedienst; Truppeneinteilung und Waffenausrüstung ist im Ganzen wie bei uns. Die Marine, obwohl klein, folgt gleichfalls durchaus europäischem Vorbilde. Ein Kriegsministerium steht an der Spitze der Landesverteidigung. Neben ihm finden wir das Provinzial-Ministerium, dem die Verwaltung der Provinzen untersteht, das Finanzministerium und das Auswärtige Amt. Von diesen Grundzügen aus hat sich die ganze Physiognomie des Staatswesens entsprechend weiter gebildet und bietet jenen Anblick eines europaisierten asiatischen Reiches, der uns von Japan her am meisten gewohnt und vertraut geworden ist. Aber freilich bis zur wirklichen Ähnlichkeit mit Japan ist ein weiter Weg. Siam neben Japan kommt einem vor wie das niedlich ausgearbeitete Modell eines Kriegsschiffes neben dem Panzerriesen selbst. Das Modell zeigt sehr hübsch, wie alles sein und aussehn soll; nur freilich ist so ein Miniaturding in der Wirklichkeit nicht zu gebrauchen. Daß Siam, so vernünftig es sich auch angepaßt und umgestaltet hat, so glücklich es auch in seiner Verwaltung ist (eins der wenigen Länder ohne alle Staatsschulden), bei ernstem Zusammenstoß der Nationen eine der japanischen irgend ähnliche Rolle spielen könnte, läßt sich nicht annehmen. Beträgt doch auch seine Bevölkerung nur etwa acht Millionen. Aber vor allem der Stoff, aus dem diese Menschen gemacht sind, ist ganz bedeutend von dem japanischen verschieden.

Die Siamesen sind ein weichliches Volk. Schon der harten Arbeit des täglichen Lebens gehen sie nach Möglichkeit aus dem Wege und überlassen sie dem viel energischeren Chinesen. Unter den einigermaßen anstrengenden Berufen, wie Tischler, Schmied, Schlachter, Bäcker, unter den Straßenhändlern, unter den Hafenarbeitern, unter den Rickshaw-Kulis, überall findet man nur vereinzelt Siamesen in Tätigkeit, dagegen weit überwiegend Chinesen. Wenn von dem jetzt verstorbenen, sehr tätigen und tüchtigen Könige Chulalongkorn in einer halb offiziellen Charakteristik hervorgehoben wurde[1]): „Er arbeitet angestrengter als die meisten seiner Untertanen," so sagt das an sich ganz gewiß noch nicht viel. Zumal die oberen Klassen des siamesischen Volkes ziehen das dolce far niente oder ein Hingleiten auf dem Strom ihrer harmlosen Vergnügungen jeder ernsten Tätigkeit entschieden vor. Daß einer solchen Nation kein kriegerischer und unternehmender Geist innewohnt, ist selbstverständlich. Wenn die moderne Umgestaltung Siams dennoch ein wenig den Anschein von Unternehmungslust und Energie erweckt, so ist das fast nur auf Rechnung des ungewöhnlich veranlagten Königs Chulalongkorn zu schreiben, der viele seiner Reformen dem Volke förmlich aufdrängen mußte. Der Durchschnitt der Bevölkerung denkt nicht daran, etwas Neues einzuführen, das Mühe kostet. Lässig und sorglos, gefügig und schmiegsam, ängstlich und leicht eingeschüchtert, dabei, wenn sich selbst überlassen, heiter und lebensfroh, verträglich, liebenswürdig, emsig bei Festlichkeiten, Scherz und Witz sehr zugeneigt, unermüdliche Plauderer, so repräsentieren die Siamesen mit ihren kleinen, wohlgebauten Körpern und

[1]) The Kingdom of Siam. (Für die Ausstellung in St. Louis bearbeiteter Bericht.) Ed. by A. C. Carter. New York and London. 1904. (S. 3).

oft niedlichen Gesichtern eine im Ganzen ihrer Erscheinung wohl sympathische, aber nichts weniger als imponierende Nation.

Es ist hier wieder ein Fall, wo der erste flüchtige Blick dazu verführen könnte, den Charakter des Volkes als ein Gebilde seiner Religion zu betrachten. Diese harmlose, weiche, indolente Gemütsart scheint so ganz dem Wesen des Buddhismus zu entsprechen. Hat der Buddhismus sie nicht überhaupt hervorgebracht? Hat nicht seine Gelassenheit und Passivität allen weltlichen Vorgängen gegenüber, seine Abneigung gegen starke Affekte und deren Äußerung, insbesondere gegen Blutvergießen, seine Erziehung zur Milde, Duldung, seine Empfehlung friedlich-bürgerlicher Tugenden, hat nicht das alles den siamesischen Geist geformt?

Ich glaube doch, daß man äußerst vorsichtig sein sollte mit der Annahme, die Religion habe einen konstituierenden Einfluß auf den Charakter eines Volkes ausgeübt. Zu zahlreich sind die Fälle, wo dieselbe Religion in verschieden veranlagten Völkern ein ganz und gar verschiedenes Gepräge angenommen hat. Die Japaner sind auch Buddhisten, lange Zeit ausschließlich Buddhisten gewesen, aber, an sich aus ganz anderem Holz geschnitzt, wurden sie samt ihrem Buddhismus und trotz ihres Buddhismus etwas ganz anderes. Ferner bemerkt man, wenn man etwas näher zusieht, in jedem Volke selbst gegenüber zentralen Forderungen seiner Religion so manche Inkongruitäten, daß man den bestimmenden und charakterformenden Einfluß der Religion unwillkürlich bezweifeln muß. Die Geschichte Siams, obwohl wir sie nur sehr stückweise kennen, ist reich an Blutvergießen und harten Untaten, ebenso wie die der buddhistischen Länder Birma und Ceylon, trotz der Blutscheu der buddhistischen Lehre. Auch Milde gegen Tiere ist im

ganzen durchaus nicht heimisch auf buddhistischem Boden, und Gesellschaften zum Schutz der Tiere sind nicht unter dem Banner des Buddhismus, sondern des Christentums entstanden, obwohl man solche Bestrebungen im Gebiete der Religion, die auf der Annahme der Wiederverkörperung gegründet ist, viel eher erwarten sollte. Das Gebot, nichts Lebendiges zu zerstören, jenes Grundgebot des Buddhismus, hat in seinen Anhängern, allgemein gesprochen, eben kein Feinempfinden gegen das Leiden des Mitgeschöpfes erzeugt, sondern nur die isolierte Überzeugung, daß Töten zu den Handlungen gehöre, welche bei der Neuverkörperung nach dem Tode als Verschuldung schädlich nachwirken, weswegen man sich davor zu hüten habe. Indes versteht etwa der Fischer sein berufsmäßiges Töten trotzdem durch eine Sophistik wie diese zu rechtfertigen; daß er die Fische nicht töte, sondern nur aus dem Wasser ziehe; sie stürben nachher einfach eines natürlichen Todes[1]).

1) Eine ähnliche Sophistik liegt darin, wenn in Tibet die Todesstrafe an hochstehenden Lamas auf die Weise vollzogen wird, daß man den Zubeseitigenden gebunden in ein leckes Boot aufs Wasser setzt, sodaß er zu Grunde geht, ohne daß ein Mensch direkt sein Blut vergießt. Grade derartige sicher bezeugte Züge belegen deutlich, wie religiöse Vorschriften sich einem Volke einprägen können, ohne daß im geringsten ihr Geist und ihre tiefere Tendenz erfaßt und angenommen wird. — Will man deutlichste Beweise haben, wie wenig der Geist buddhistischer Milde sich buddhistischer Völker bemächtigt hat, so muß man die Justizpflege solcher Länder näher studieren. In Siam hat auf diesem Gebiete der Einfluß des Abendlandes seit einem halben Jahrhundert viel geändert. Aber das alte siamesische Gesetz war vielfach furchtbar grausam. Man liest dort zum Beispiel: „Wenn ein Dieb ein Buddhabild stiehlt und durch allerlei Methoden wie Waschen und Schmelzen das Edelmetall davon zu gewinnen sucht, so soll er in einen Ofen gesteckt und grade so behandelt werden, wie er das Götterbild behandelte, zur Strafe seiner Bosheit." Ferner: „Wenn jemand Gold oder Silber von Buddhabildern abschabt, so soll man ihn auf einem öffentlichen Platze mit einem rotglühenden Eisen reiben, bis ihm die Haut vom Körper gerieben ist. Wer von einem Buddhabilde, von einer Pagode oder von einem Tempel oder einem heiligen Baum Gold abkratzt, dem sollen die Finger abgehauen werden." (Young, The Kingdom of the Yellow Robe. S. 283 f.)

Bezweifeln läßt sich natürlich nicht, daß die religiösen Vorstellungen und Forderungen irgendwie als Faktoren des geistigen Werdens in einem Volke mitwirken. Aber wie weit dieser Einfluß eigentlich reicht, das ist doch recht schwer festzustellen. Wenn die natürliche Art und Anlage einmal mit der Tendenz der Religion im ganzen parallel läuft (wie es in den Ländern des südlichen Buddhismus der Fall ist), so entsteht leicht durch die Kongruenz der Anschein, als habe eins das andere hervorgebracht. Wenn auf der andern Seite eine Religion gegen Triebe und Bestrebungen stößt, die in der ganzen Lebensrichtung des Menschen notwendig begründet sind, oder wenn sie über Völker sich ausbreitet, deren Natürell ihr von Grund aus widerstrebt, dann sieht man alsbald, wie geschickt der Mensch ist, die religiöse Tendenz umzubiegen und sich einfach dienstbar zu machen. Die gestaltende Kraft der Religion versagt da, die religiöse Erziehung scheitert an härteren Elementen des Menschlichen.

Der Einfluß des Religiösen auf die natürliche Entwicklung einer Nation oder Rasse ist vielleicht am treffendsten damit zu vergleichen, wie der Fokus einer Linse die Lichtstrahlen in sich sammelt und sie hernach wieder zerstreuend hinauswirft. Alle natürlichen Anlagen und Regungen lassen sich unter Umständen von der Religion anziehen und in einer bestimmten Weise verarbeiten, um dann in dieser Verarbeitung wieder hinausgestrahlt zu werden in das Leben. So übernimmt die Religion eine eigene Formung und Regulierung des angeborenen Besitzes als Aufgabe, aber nicht eben das Schaffen von Fähigkeiten und das Hervorbringen des Konstitutiven in einem Volkscharakter. Die mystische Anlage eines Volkes zum Beispiel, über das eine gänzlich nüchterne, von Mystik freie

Religion kommt, wird darum nicht unterdrückt werden, sie wird sich irgendwie in die Religion hineindrängen und hineinzwängen und die letztere irgendwie zu ihrem Medium machen; doch wird die Art, wie in solchem Volke der mystische Trieb zur Entfaltung kommt, sehr abhängen von der Physiognomie des religiösen Lebens und wird Spuren davon zeigen, daß diese Physiognomie ihm ursprünglich ungünstig war, wie man das zum Beispiel an der Mystik des Islam studieren kann.

* * *

An buddhistischen Heiligtümern ist Bangkok natürlich reich. Das Erbauen von Tempeln gehört zu den wichtigsten verdienstlichen Werken und wird vor allem von Fürsten und Vornehmen erwartet als Zeichen ihrer Frömmigkeit. Unter den Herrschern der jetzigen Dynastie hat der König Phra Nang Klao (1824—1851) wohl am meisten für Tempelbauten getan. Ihm verdankt auch jenes hübsch gelegene Heiligtum Klang Nam auf einer Insel an der Mündung des Menam seine Entstehung, welches dem Reisenden gewöhnlich den ersten Eindruck siamesisch-buddhistischer Tempel vermittelt, noch ehe er nach Bangkok selbst herangekommen ist. Anlage und Baustil der heiligen Stätten ist gewöhnlich gleichförmig. Die Haupthalle heißt Bot oder Bote, eine Zusammenziehung des Pâli-Ausdrucks Uposatha, des Namens der Beichtfeier, denn diese wird im Bot abgehalten. Bei einem Neubau eines Tempels wird der Bot immer zuerst errichtet. Daneben liegt ein anderes Gebäude, in dem die Buddhabilder aufgestellt sind und von den Laien verehrt werden, der Vihan (vom indischen Vihâra). Weiter in der Nachbarschaft finden sich die Wohnungen der Mönche und eine Halle für Verlesung und Er-

klärung heiliger Texte, auch wohl ein Schulhaus. Eine Bibliothek zur Aufbewahrung des heiligen Kanons schließt sich gewöhnlich noch an. Unter all diesen Gebäuden treten Bot und Vihan am meisten hervor. Sie sind quadratisch oder rechteckig im Grundriß, die Wände verputztes Mauerwerk, um das oft ein von Säulen getragener Gang herumläuft. Das Dach, durch welches die Gebäude an malerischem Aussehen wesentlich gewinnen, ist in mannigfachen Absätzen und Stufen durch einander geschoben und über einander aufgetürmt. Der Bot als heiligster Mittelpunkt des Ganzen wird eingefaßt von acht Grenzsteinen (Sema, vom Sanskrit Sîmâ), nach den acht Richtungen des Kompasses orientiert. An Größe wird er von dem Vihan oft noch übertroffen.

Was aber dem ganzen Tempelbezirk sein charakteristisches Gepräge gibt, das ist die hochaufragende Pagode. Man unterscheidet verschiedene Formen derselben, besonders die nach oben spitz auslaufende (Phra dscheti) und die oben gerundete (Phra prang). Die Basis ist gewöhnlich viereckig, darüber erhebt sich in verschiedenen Absätzen ein pyramidenförmiger Teil, bis oben das Ganze kegelförmig, in Ringen absetzend, sich zu einer langen Spitze verjüngt. Erbaut sind die Pagoden aus Ziegelsteinen, mit Kalk und Zement überdeckt. Unter ihnen sollen häufig Reliquien eines Heiligen begraben liegen, doch nehmen deren Stelle auch nicht selten heilige Texte oder kostbare Buddhabilder ein. Bei berühmten Tempeln sind der Pagoden natürlich viele, und sie beherrschen zusammen mit dem Geschiebe der Dächer das architektonische Bild.

Die Wirkung dieser Baukunst wird der Abendländer immer nur sehr subjektiv abschätzen können. Wir kommen von ganz anderen ästhetischen Gewöhnungen und Voraus-

setzungen her auch auf dem Gebiete der Architektur. Wenn der Reiz der Neuheit überwunden ist und man sich dem Eindruck mit Ruhe und möglichster Unparteilichkeit hingibt, so wird man sagen müssen, daß eine siamesische Tempelanlage, wo sie inmitten des tropischen Waldes als ländliches Heiligtum dasteht, eine sehr befriedigende und wohltuende Schöpfung ist, harmonisch aus ihrem Milieu herauswachsend in ihrer gleichsam üppig wuchernden Formgebung und schlanken Hochstrebigkeit, in dem Weiß und Gold und Glitzern ihrer Dekoration neben der dämpfenden Holzfarbe von Dachwerk und Galerien. Wo aber diese Architektur etwas wirklich Großes, Bedeutendes und Erhabenes erreichen will wie bei königlichen Tempeln in der Hauptstadt, da reicht, scheint mir, die Fähigkeit doch nicht hin, und ihr Abstand von den Leistungen der abendländischen großen Baukunst ist unverkennbar. Der Wat Phra Keo, das Heiligtum des siamesischen Königs in Bangkok, und mancher andere vornehme Tempel der Hauptstadt kann dafür als Beleg dienen. Eine ungeheure Menge von niedlichem Detail füllt die Höfe (ähnlich wie bei der berühmten Shway Dagon in Rangoon), kleinere und größere Pagoden, Buddhastatuen, allerlei Skulpturen, dekorative Gerätschaften, kleine Prunkpavillons und Prunkschreine; gerade so wie das Innere der Haupthalle des Wat Phra Keo durch eine Unzahl von einzelnen Kostbarkeiten, Pagoden, Vasen, Statuen, Lampen, Bildern, Schirmen, Uhren, zu einem wahren Schatzhaus aufgefüllt ist, in dessen Mitte auf hohem Thron unter wertvollem Schirmdach der berühmte angeblich „smaragdene" Buddha (in Wahrheit eine Nephrit-Figur) das Ganze überschaut. Aber vergebens erwartet man hier von den tiefsten Kräften der architektonischen und bildnerischen Kunst eine ungewöhnliche Offenbarung zu sehen. Anlage

und Stil der Bauten ist wie überall, nur ist alles größer und sorgfältiger ausgeführt und die Pfeiler und Wände sind überzogen mit billigem und unkünstlerischem Flimmer, mit unzähligen kleinen buntgefärbten Metallblättchen oder mit Glas- und Porzellanstückchen, die in Blumen- oder Fruchtmustern angeordnet das Sonnenlicht widerspiegeln. Gerade solche Weise, Prunk in die äußere Erscheinung zu tragen, aber dabei einen so billigen, kindischen, keiner näheren Betrachtung standhaltenden Prunk, gibt einen ungünstigen Eindruck von dem künstlerischen Geschmacke, der hier herrscht[1]).

Während der abendländische Geist seine religiöse Ergriffenheit in einer Steigerung des ganzen künstlerischen Vermögens zum Ausdruck brachte und auf diesem Wege den architektonischen Stil selbst vertiefte und erhabener gestaltete, während er zugleich für die Ausschmückung des Innern sich vorwiegend an ernst künstlerische Mittel, vor allem an die Malerei, hielt und so geistige Schönheit ergreifender Art in einfache und harmonische äußere Erscheinung bannte, wirkt in dieser asiatischen Religion eine alte Tradition im Aufriß des Ganzen gleichförmig weiter, ohne daß der künstlerische Genius bis zu ihrer Erweichung und Umschmelzung in neue Formen vorzudringen Kraft gehabt hätte; das künstlerische Streben aber haftet am Einzelnen und Kleinen, am Ausputz, am Blendenden, und wenn es intensiv wirken möchte, so wirkt es doch nur massenhaft: man übersäet eben einen Raum mit Gebilden der Kleinkunst. Es ist ein erstaunlicher Gegensatz: die bewegliche Baugeschichte des Abendlandes mit dem das Größte und das Kleinste in sich einbeziehenden Wandel der Stilformen,

[1]) In Birma übrigens, z. B. in den ehemaligen königlichen Räumen von Mandalay, grade so.

wie sie die so verschiedenen (und gerade in den Grundideen und der Gesamtanlage so verschiedenen) Dome der westlichen Länder hervorgebracht hat; und dem gegenüber die Starrheit der architektonischen Ideen auf diesem südasiatischen Boden. Denn aller kleinen Abweichungen in den dekorativen Formen ungeachtet steht die eine gleiche Anlage des Stûpa und des dem Wohnhause noch nahe gebliebenen Tempelbaus hier seit alten Zeiten fest und findet sich im Himalaya und auf Ceylon, in Birma und in Siam, überall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hin ebenmäßig wieder. Erst in China und seinen Nachbarländern wird etwas anderes daraus.

Wie wenig hat doch diese Architektur mit der Säule anzufangen gewußt, so oft sie auch Verwendung findet! Und wie wenig hat hier die Kunst das Buddhabild zu entwickeln vermocht! Überall die gleichen steifen Körper- und Gesichtslinien, die nur um so unkünstlerischer wirken, wenn sie, damit ein besonderer Eindruck erreicht werde, ins Riesenhafte ausgedehnt werden wie bei dem gigantischen liegenden Buddha, der in dem Nachbartempel Wat Poh die Besucher an sich lockt. Eine ungefügige Masse, in den Umrissen eines Körpers lang durch eine Halle hingeworfen, die mit den etwa 200 Fuß ihrer Ausdehnung das Buddhabild (170 Fuß) so nahe umschließt, daß nicht einmal ein klarer Überblick über das Ganze möglich ist; das Material Backsteine, mit Zement überzogen, dann eine Lackschicht, und diese wiederum mit Blattgold vergoldet; die Fußsohlen zeigen in Perlmuttereinlage jene bekannten symbolischen Zeichen, mit denen die Sohle des Buddha häufig dargestellt wird. Von Kunst kann bei dem gesamten Werke kaum noch die Rede sein. —

* * *

Es war ein Sonntag Mittag, heiß und drückend wie immer in Bangkok die Mittagszeit ist, mag man auch den zehnten Dezember schreiben. Beim Essen in unserm kleinen deutschen Gasthause hatten wir die Bekanntschaft einer liebenswürdigen, mit den dortigen Verhältnissen wohlvertrauten englischen Dame, Mrs. Gr., gemacht, der Tochter eines angesehenen Missionars. Sie hatte sich erboten, uns nebst einer jungen Siamesin auf unserer Nachmittagswanderung zu begleiten, um durch Dolmetschdienste und allerlei Erklärung meinen Beobachtungen nachzuhelfen, eine Freundlichkeit, die dankbarlichst angenommen wurde. Unser Ziel war Wat Pavariniveśana oder wie es in siamesischer Zusammenziehung genannt wird Bovaranivêt. Das ist eins der bemerkenswertesten Klöster von Bangkok, freilich weniger aus äußeren als aus inneren Gründen bemerkenswert. Die Touristen werden wohl meist daran vorübergehen, da es, wenn auch groß und bedeutend in seinen Anlagen, doch nichts besonders Bestechendes hat. Aber dies war das Kloster, in welchem der Großvater des jetzt regierenden Königs, der merkwürdige Mongkut, ehe er den Herrscherthron bestieg, als Mönch lebte und eine Reform des damaligen Buddhismus ins Werk setzte. Die Geschichte dieses Mannes und seiner Zeit ist merkwürdig genug, um zu näherem Studium zu reizen. Er wurde beim Tode seines Vaters (1824) durch einen illegitimen Sohn des letzteren verdrängt und zog sich, um seines Lebens einigermaßen sicher zu sein, in ein Kloster als Mönch zurück. Dort erlebte er nach 27 Jahren den Tod des Usurpators und gewann dann erst den ihm rechtmäßig zukommenden Thron, den er übrigens — ein in Siam nicht vereinzelt dastehender Fall — mit einem jüngeren Bruder teilte, so daß es einen „ersten“ und „zweiten“ König gab.

Mongkut regierte nur noch 17 Jahre (1851—1868), aber seine Regierung wurde durch die Verträge mit europäischen Nationen und mit Amerika von Bedeutung.

Daß Mongkut ein ungewöhnlicher Geist war, gab sich schon damals kund, als er unter den Mönchen des Klosters Bovaranivêt ein stilles Asketenleben führte. Er versenkte sich tief und mit scharfem Nachdenken in die Ideen des Buddhismus. Zugleich studierte er auch abendländische Wissenschaften und ließ ihre Forschungen unparteiisch und nüchtern auf sich wirken. Diese seine besondere geistige Art befähigte ihn, eine neue Richtung des Buddhismus in Siam ins Leben zu rufen, welche sowohl auf Reinigung der Sitten und Bräuche wie auf Vergeistigung der religiösen Vorstellungen zielte. Der Buddhismus Siams weiß sonst nicht viel von Reform und Umgestaltung, er ist im ganzen auf der traditionellen Strömung ruhig durch die Jahrhunderte dahingetrieben. Hier aber entstand eine neue Abzweigung von der gewöhnlichen Bahn, die sogen. „Thammayut"-Schule (Sanskrit dharma-yuti), sich merklich unterscheidend von der gewöhnlichen Masse des „Mahânikai", der allgemeinen Kirche.

Den Charakter der Thammayut kann man am besten kennen lernen, wenn man jenes Schriftstück studiert, das H. Alabaster in seinem bekannten Werke „The Wheel of the Law" (London 1871) als ersten Teil unter dem Titel „The modern Buddhist, or the ideas of a Siamese Minister of State on his own and other religions" veröffentlicht hat. Denn obwohl diese Abhandlung unter dem Namen des Ministers Chao Phya Phraklang (Chao Phya Thipakon) verfaßt ist, so war ihr wirklicher geistiger Urheber doch niemand anders als König Mongkut selbst. Der leitende Faden im Gedankengange jenes „modernen Buddhisten" ist die Über-

zeugung, daß alle Religionen mit ihrer Annahme eines Gottes als des Urhebers und Lenkers der Welt in Unmöglichkeiten und Undenkbarkeiten geraten, daß dagegen der Buddhismus, indem er über Weltentstehung und Weltbeherrschung eben gar keine Theorie aufstellt, solchen Schwierigkeiten entgeht und alles Weltgeschehen rein wissenschaftlich ansehen kann. Also ein Raisonnement, wie es neuerdings von Buddhisten im Abendlande auch öfter gehört wird. Es klingt zunächst ganz plausibel, nur wird dabei vergessen, daß jeder Mensch schließlich irgendwie eine Antwort auf jene letzten Fragen unwillkürlich verlangt, von denen der theoretische Buddhismus, um nicht in Widersprüche zu geraten, sich abwendet, wie denn auch der praktische Buddhismus, die Volksreligion, solche Enthaltsamkeit nirgends hat aufrecht erhalten können und bei höchst phantastischen Vorstellungen über Götter und Welt angelangt ist, die uns noch viel unannehmbarer erscheinen müssen als die sonderbarsten christlichen oder mohammedanischen Dogmen. Mit diesen aus dem Volksbedürfnis erwachsenen, dem ursprünglichen Buddhismus fremden Vorstellungen will natürlich auch der „moderne Buddhist" nichts zu tun haben, und die Reinigung der Religion von diesen Fremdkörpern ist gerade so gut wie die Herstellung der alten strengen Lebensregel eines seiner Hauptziele.

Man mag zu solchen Bestrebungen sagen, was man will, so ist der Mann, der solches verfocht und solchen Geist einem Teile der siamesischen Kirche einzuhauchen wußte, merkwürdig genug, und die Stätte, an der er in aller Stille solchen Bemühungen lebte, verdient einen nachdenklichen Besuch.

Wir wandelten unter den Strahlen der heißen Nach-

mittagssonne, möglichst überall den Schatten suchend, in den Höfen und Gebäuden des Klosters umher, unbehindert. Kleine Gruppen von Mönchen, die wir hier und da trafen, schienen etwas scheu, doch verhalfen sie uns auf Verwendung der jungen Siamesin, die uns begleitete, zum Eintritt in Bot und Vihan. Beide waren einfach, aber vornehm ausgestattet. Marmorfliesen bilden den Boden, teilweise von schönen Teppichen bedeckt. An den Wänden des Bot sahen wir Szenen aus dem Leben des Buddha gemalt, freilich in dem ganz unentwickelten Stile siamesischer Malerei, der uns Europäer nur fremdartig berührt. Die größeren Buddhastatuen waren aus Metall und vergoldet. Im Vihan fand sich an der Wand ein Schrank mit buddhistischer Literatur.

Jetzt trat ein junger, intelligent aussehender Mönch auf uns zu und redete mich englisch an. Er hatte seine Ausbildung in dem bekannten Vidyodaya-College bei Colombo auf Ceylon erhalten, das mir von einer früheren Reise her wohlbekannt war; ja, es ergab sich, daß er dort gewesen war, gerade als ich von dem ehrwürdigen Hikkaduwe Srï Sumangala, dem bejahrten Leiter der Anstalt, im Herbst 1903 bei meinem Besuch im Kreise seiner Schüler empfangen wurde. Das brachte ihn meinen jetzigen Absichten schnell näher. Er führte uns mit großer Freundlichkeit noch einmal umher, zeigte uns auch die Schulräume, welche mit diesem Kloster verbunden sind und in denen etwa 150 Kinder von Mönchen unterrichtet werden, die Fähigeren unter ihnen außer in Siamesisch auch in der heiligen Sprache der Religion, dem Pâli. Schließlich fragte er mich, ob mir daran gelegen sein würde, das Haupt der ganzen siamesischen Kirche, den „Lord Bishop", wie er ihn titulierte, persönlich zu begrüßen. Er residiere in diesem

Kloster und würde vielleicht geneigt sein, mich zu empfangen. Ich wies auf die Damen hin, in deren Begleitung ich sei und die ich nicht allein lassen könne. Mein freundlicher Führer meinte, auch sie würden wohl mit mir empfangen werden. So gaben wir denn unsere Karten ab und ließen um einen Empfang ersuchen.

Der erwähnte „Lord Bishop" ist einer der Brüder des kürzlich verstorbenen Königs Chulalongkorn, ein Onkel des jetzt regierenden Herrschers, also eine der vornehmsten Persönlichkeiten in Siam. Er führt den Titel Somdet Phra Sangharaja, Beherrscher der Gemeinde, und steht als solcher an der Spitze des Viererkollegiums der Somdet Phra Chow Rajagana, der geistlichen Fürsten, die das Gebiet des siamesischen Buddhismus zu verwalten haben. Sein Name ist Vajirañâna. Er ließ uns bald mitteilen, daß er uns gern empfangen werde und zu einer Tasse Tee einlade.

Wir wurden in ein Zimmer eines ziemlich kleinen, isoliert gelegenen Hauses geführt, das dem Sangharaja als Wohnung dient. Die Einrichtung war überwiegend europäisch, ein Teppich auf dem Boden, Polsterstühle, Gardinen und dergl. Als wir einen Augenblick gewartet hatten, trat ohne weiteres Zeremoniell ein älterer Mann von mittlerer Größe in etwas gebeugter Haltung aus dem Innern des Hauses in das Zimmer. Er trug das gewöhnliche gelbe Mönchsgewand ohne besondere Abzeichen, sein Gesicht war sympathisch, wenn auch nicht gerade bedeutend. Der „Lord Bishop" sprach englisch, zwar ein wenig mit fremdem Akzent, aber doch fließend genug, um eine direkte Unterhaltung möglich zu machen. Er ließ sich die Damen vorstellen, dann wurde Tee gebracht (den der Diener ihm knieend servierte), und es entspann sich eine längere Unter-

haltung. Die interessantesten Fragen, welche wir berührten, waren die Bedeutung der Meditationen für den Buddhisten und die klösterlichen Schuleinrichtungen.

Im ganzen System des Buddhismus ist für den Europäer und Nichtbuddhisten wohl kaum ein anderer Gegenstand so schwierig zu erfassen wie das Wesen der Meditationen, und doch ist zugleich kaum ein anderer Gegenstand von gleicher praktischer Wichtigkeit. Denn in den Meditationen ist den Buddhisten das wesentliche Mittel gewiesen, jene geistige Verfassung zu erreichen, nach welcher sie letzten Endes streben und deren Vollbesitz als Nirwâna bezeichnet wird. Schon die gewissermaßen technische Seite dieser Meditationen, ihre Einteilung und Gliederung, verursacht mancherlei Schwierigkeiten. Weiter fließen die Ausdrücke (z. B. das bekannte Wort Samâdhi, das manchmal die andächtige Stimmung des Gemüts, welche die Meditationsarbeit begleiten soll, manchmal aber auch die sonst Jhânâ genannten Zustände der Ekstase bezeichnet) in einander über, und die Gruppierung der zahlreichen Übungen ist von verwirrender Mannigfaltigkeit. Vor allem aber läßt das Wesen dieser Meditationen sich *inhaltlich* oft nicht leicht feststellen. Die Beschreibungen, welche in den autoritativen Schriften davon gegeben werden, sagen uns wenig[1]), aber andererseits trifft man selten mit Leuten zusammen, die dies Gebiet aus persönlicher Erfahrung kennen,

[1]) Was sollen wir etwa darunter begreifen, wenn uns die vier „Vertiefungen (Ekstasen) in der Form-Sphäre" beschrieben werden mit den Worten: „Die erste Vertiefung besteht in voller Andacht, Denken, Sinnen, Freudigkeit und Glück. In der zweiten Vertiefung herrscht nach dem Verschwinden des Denkens und Sinnens volle Andacht, Freudigkeit und Glück. In der dritten Vertiefung herrscht nach dem Verschwinden der Freude volle Andacht, Glück und Gleichmut. In der vierten Vertiefung endlich herrscht nur innere Reinheit, volle Andacht und Gleichmut." (S. K. Seidenstücker, Pâli-Buddhismus in Uebersetzungen. Breslau, 1911. S. 351, in engem Anschluß an die Quellen.)

und diese wenigen können oder wollen ihre Erlebnisse wohl nicht gern Fremden klar legen. Der Sangharaja wies mich auf den wesentlichen Unterschied zwischen den Meditationsübungen des Adhicittam und der Adhipaññā hin. Ich würde mich in technische Einzelheiten, die den meisten Lesern unverständlich wären, verlieren, wenn ich seine Erörterungen hier eingehender wiederholen wollte. Es sei nur bemerkt, daß die Meditationen des Adhicittam rein physische Übungen sind, durch die, wie mein Gewährsmann sich ausdrückte, eine gewisse Schlagfertigkeit erworben werde, geistige Streitkräfte mobil zu machen und schnell hierhin oder dorthin zu konzentrieren (er zog das Gleichnis eines Krieges an, in dem Soldaten zu bestimmten Zwecken hier oder dort konzentriert werden); während die Adhipaññā-Übungen ausgeprägt buddhistischen Charakter hätten und die eigentlich buddhistische Einsicht vermittelten. — Über die Beteiligung der buddhistischen Klöster am Schulwesen erfuhr ich, daß ein großer Teil des Elementarunterrichtes auch noch heute, nach Modernisierung des ganzen Erziehungswesens unter dem Erziehungsministerium, den buddhistischen Mönchen überlassen ist, die früher die einzigen Lehrer der siamesischen Jugend waren. Der Unterricht dieser mit den Klöstern verbundenen Elementarschulen beschränkt sich natürlich auf die einfachsten Kenntnisse, hauptsächlich siamesische Sprache. Daß man diesen einfachsten Unterricht den Klöstern gelassen hat, ist wohl darin begründet, daß die Mönche die billigsten Lehrer abgeben. Sie scheinen sich dieser Aufgabe durchweg mit Eifer zu unterziehen. — Ich erkundigte mich bei meinem hohen Informanten auch nach den Beziehungen, die zwischen dem siamesischen Buddhismus und der seit etwa zehn Jahren in Rangoon von dem zum Buddhismus übergetretenen A. B.

Macgregor (Ananda Maitreya) gegründeten Reformrichtung beständen. Die Antwort lautete recht kühl; eine Gemeinschaft wurde abgelehnt. Der siamesische Buddhismus will wohl seine Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit in jeder Beziehung wahren[1]). Meine weitere Frage nach dem Verhältnis der chinesisch-buddhistischen Tempel in Bangkok zum siamesischen Buddhismus schien einen wunden Punkt zu berühren. Natürlich besitzt der recht beträchtliche chinesische Teil der Bevölkerung von Siams Hauptstadt seine eigenen religiösen Einrichtungen, und die chinesisch-buddhistischen Klöster, völlig in chinesischem Geiste angelegt und verwaltet, auch den Charakter des ganz anders entwickelten nördlichen Buddhismus (der sogen. Mahâyâna Schule) zur Schau tragend, bewegen sich in einem deutlichen Abstande vom siamesischen Buddhismus, dessen Oberhaupt sie nicht anerkennen. Übrigens mag der Sangharaja wohl auch gute Gründe sachlicher Natur gehabt haben, wenn er ein ziemlich geringschätziges Urteil über sie abgab.

Nachdem der ehrwürdige geistliche Herr noch die Damen mit großer Freundlichkeit in das Gespräch gezogen hatte, war die Zeit so weit vorgeschritten, daß wir es für nötig hielten, uns zu empfehlen.

* * *

Unsere Kenntnis der Geschichte Siams beruht bis jetzt im wesentlichen auf den zwei Chroniken des Landes, den „Annalen des Nordens“ (Phongsawadan Muang

[1]) Es fiel mir auf und darf in diesem Zusammenhang vielleicht erwähnt werden, daß der bekannte buddhistische Katechismus des Obersten Olcott, der am Schluß ein Glaubensbekenntnis aufstellt, in welchem die „ganze buddhistische Welt“ einig sein soll uud für das er allerlei „Approbationen“ verschiedener buddhistischer Länder beibringt, eine Anerkennung von Siam her nicht aufzuweisen hat.

Nua) und den „Annalen von Ayuthia“ (Phongsawadan Krung Kao), die schon der Bischof Pallegoix in seiner Description du Royaume Thai ou Siam (Paris 1854) dem neunzehnten Kapitel (Histoire des Thai, anciennement appelés Sajam) zu Grunde gelegt hat. Die erste dieser Chroniken ist vollkommen legendenhaft. Sie bietet über das Eindringen des Buddhismus, einen der wichtigsten Punkte in der Entwicklung des Landes, gar keine Mitteilungen, setzt vielmehr die Existenz dieser Religion von Anfang an für die Bewohner von Siam voraus. Die zweite Chronik, anhebend mit der Gründung der alten Hauptstadt Ayuthia (1350 n. Chr.), ist historisch bedeutend zuverlässiger. Da sie aber in einer Zeit einsetzt, wo der Buddhismus bereits herrschende Religion von Siam war, so erfahren wir auch hier über seine Einführung nichts. Vermuten kann man, daß Siam nicht später als Cambodja mit dem Buddhismus in Berührung gekommen sein wird, da es doch eine frühere Etappe auf dem Wege der indischen Missionare darstellt; und wenn wir für Cambodja das Vorhandensein des Buddhismus in der Mitte des siebten Jahrhunderts nach Christo (auf Grund der datierten Inschrift von Veat-Prey-Vier) annehmen dürfen, so wird damals auch Siam schon unter buddhistischem Einfluß gestanden haben. Das südliche Siam (das Menam-Delta) und die Halbinsel Malakka müssen sogar schon bedeutend früher mit dem Buddhismus bekannt geworden sein, der dorthin auf dem Seewege gelangt zu sein scheint, während das nördliche und mittlere Siam auf dem Landwege von Vorderindien und Birma her erreicht wurde. Obwohl der Buddhismus zunächst Jahrhunderte hindurch nur als eine Nebenströmung den Brahmanismus begleitete, gelang es ihm doch schließlich (wohl seit der Gründung des neuen Thai-Reiches, Mitte

des dreizehnten Jahrhunderts), ausschließliche Geltung zu gewinnen. Und bis auf den heutigen Tag behauptet er in diesem Lande eine Stellung von solcher Bedeutung und Einflußstärke wie nirgendwo sonst. Denn Siam ist das einzige Land, welches noch einen der buddhistischen Religion zugetanen unabhängigen Herrscher besitzt. Der Buddhismus ist also Staatsreligion im vollsten Sinne des Wortes. Obwohl Religionsfreiheit herrscht und die Angehörigen anderer Religionen nicht nur unbehindert ihren Lehren folgen, sondern auch Staatsämter verwalten können, so wird doch der Buddhismus als die offizielle Religion Siams hochgehalten. Der König steht an der Spitze der ganzen religiösen Organisation und besitzt das Recht, alle geistlichen Würdenträger höheren Ranges zu ernennen. Die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten vollzieht er durch das Kultusministerium. Man sieht, daß auch der Buddhismus, indem er Landesreligion wurde, dem Lose nicht hat entgehen können, sich in eine gewisse Abhängigkeit von der weltlichen Macht, vom Laientum, zu begeben; denn der König ist Laie. Es liegt aber auch ein nicht zu verachtender Vorteil darin. Vor den Augen des geringen Volkes kann der Buddhismus durch nichts mit höherem Glanze umkleidet werden als durch die Tatsache, daß der König an seiner Spitze steht.

Prüft man die Einwirkung, welche der Buddhismus als Landesreligion im Laufe seiner langen Geschichte und unter besonders günstigen Verhältnissen auf Siam ausgeübt hat, so wird man ihm bis zu einem gewissen Grade Anerkennung zollen müssen. Er hat das Volk ganz und gar für sich zu gewinnen und in seine Gedankenkreise zu ziehen gewußt. Noch heute gilt es für die meisten Siamesen, auch wenn sie nicht dauernd den Weg des mönchischen Le-

bens einschlagen, als Regel, daß sie im Alter von etwa zwanzig Jahren für eine kürzere Zeit, vielleicht gar für ein halbes oder ein ganzes Jahr, in ein Kloster eintreten und sich völlig der Klosterdisziplin unterwerfen. Manche widmen sich auch schon in früherem Alter, mit vierzehn oder fünfzehn Jahren, als Novizen für eine Periode dem Klosterleben, wie es in Birma üblich ist. Durch solche Sitte dringt das buddhistische Lebensideal natürlich tief ins Volk ein. Außerdem hat der Einfluß der Mönche sich dadurch sehr geltend gemacht, daß sie Jahrhunderte hindurch die einzigen Lehrer des Volkes gewesen sind. Um eine gewisse Bildung zu erhalten, trat das Kind in die Klosterschule ein; eine andere Lerngelegenheit gab es nicht. Der praktische Wert dieses klösterlichen Unterrichts war freilich recht gering; Kenntnis des siamesischen Lesens und Schreibens sowie einer Anzahl Legenden und des buddhistischen Weltbildes erschöpfte bei dem Durchschnitt den Inhalt der Unterweisung. Aber das geistige Band, welches durch diesen Unterricht geschaffen wurde, bedeutete viel. Der Buddhismus ist dadurch wirklich an die Massen des Volkes herangekommen, und er hat sie in äußerlicher wie innerer Entwicklung offenbar auf ein höheres Niveau gebracht. Immerhin war dieses Niveau, wenigstens was die äußere Lebensführung betrifft, so niedrig, daß die Rückständigkeit bei Berührung mit europäischen Kulturstaaten in neuerer Zeit von den einsichtigeren Elementen, besonders von den zwei Herrschern Mongkut und Chulalongkorn, sofort lebhaft empfunden wurde. Was man an der modernen Zivilisation Siams schätzen muß, entspringt alles dem abendländischen Einfluß und Vorbild, und der Buddhismus seinerseits hat nichts dazu getan, das Staatswesen in diesen Weg hineinzulenken. Wohl aber kann das Christentum sich hier einen

gewissen Anteil zuschreiben. Sowohl die älteren katholischen wie die protestantischen Missionare haben viel dazu beigetragen, die Landesverwaltung auf einen mehr europäischen Fuß zu bringen, und die Anerkennung dieser Tatsache ist es ganz gewiß gewesen, welche den Missionaren in diesem Lande allgemein geurteilt so große Duldung, ja Sympathie eingebracht hat, obwohl von starken Erfolgen der Proselytierung niemals hat die Rede sein können. Aber wenn der buddhistische König Chulalongkorn im Jahre 1898 einem protestantischen Missionar gegenüber äußerte: „Ich sehe euch hier gern für mein Volk arbeiten und wünsche euch guten Erfolg," oder wenn König und Königin missionarische Unternehmungen (Hospitäler und Schulen) mit starken Beiträgen unterstützten[1]), so liegt darin der Dank für zivilisatorische Einflüsse der christlichen Mission ausgedrückt. Die zivilisatorischen Einflüsse des Abendlandes haben übrigens entschieden auch an vielen Punkten tiefer in das innere Leben der Siamesen hineingewirkt und eine Förderung der geistigen Kultur bewirkt, wie sie früher dem Buddhismus nicht gelungen war. Die Milderung der alten (sehr strengen) Strafgesetze, die viel größere Gerechtigkeit der Gerichtshöfe, die Proklamierung der Religionsfreiheit (1870, durch Chulalongkorn; 1878 auch auf das Gebiet der Laos ausgedehnt), die Zunahme der Lernenden und Studierenden, der so bedeutend erweiterte Gesichtskreis, eine Wirkung der Schulen und der ausgebreiteten neusiamesischen Literatur, das alles geht über bloße Zivilisation weit hinaus und bedeutet eine Hebung des geistigen Niveaus in viel stärkerem Maße, als was der Bud-

[1]) Diese und andere ähnliche Beispiele freundlicher Stellungnahme sind erwähnt in The Nearer and Farther East, by S. M. Zwemer and A. J. Brown. New York, 1908. S. 202 f.

dhismus hat tun können. Umgekehrt scheint dieser heutigen Tages in das Schlepptau der Vorwärtsbewegung genommen zu werden, die vom Abendlande ausgeht. Er kann sich der neuen geistigen Atmosphäre nicht entziehen, und manche seiner traditionellen legendenhaften oder abergläubischen Bestandteile schwinden unter der Einwirkung europäischer Aufklärung hin. Eine gewisse Umgestaltung wird sich bei dem allgemeinen Umschmelzungsprozeß, der heute in Siam stattfindet, auch an ihm wohl vollziehen. Indes haftet er trotzdem vorläufig noch fest und tief im ganzen Volke. Die Erfolge der christlichen Missionare sind trotz langer Tätigkeit, wie oben schon erwähnt wurde, auffallend gering (die Protestanten zählten 1908 gegen 4000 Kommunikanten im ganzen Lande, unter denen noch die meisten den Laos-Stämmen angehörten), wobei besonders zu beachten ist, daß sie sehr entgegenkommend behandelt werden und schon unter König Mongkut sogar im Königspalaste Zutritt fanden. Aber das Volk lebt eben ganz und gar im Buddhismus. Wenn nicht selten die Sendboten des Christentums von der Landbevölkerung mit Eifer aufgenommen und angehört werden, so liegt das daran, daß die Leute in der Verkündigung von Jesus Christus die Erfüllung ihrer buddhistischen Hoffnung auf den künftigen Buddha, Maitreya (Mettai), zu vernehmen glauben. Denn bekanntlich erwartet auch der Buddhist einen zukünftigen Buddha in der nächsten Weltepoche, ein Gedanke, den der einfache Mann zunächst leicht mit der Lehre von dem christlichen Messias zusammenwerfen kann.

— — — — — — — — — —

Gerade in den Tagen unserer Anwesenheit feierte Siams Hauptstadt die Krönung ihres neuen Königs. Straßen und Häuser waren übersät mit kleinen Flaggen

des weißen Elefanten im roten Felde. Ein Fest jagte das andere, und die schönen kühlen Nächte sprühten von Feuerwerk. Der junge Herrscher, weitgebildet, von 1895—1902 in England militärisch und in den Wissenschaften geschult, mit dem europäischen Kontinent und den Vereinigten Staaten durch längere Reisen wohlbekannt, von glühenden Hoffnungen der siamesischen Patrioten bewillkommt, zog in prunkvoller Prozession, die in Erinnerung an jene alten Zeiten der Vorherrschaft des Brahmanismus in Siam von einer Anzahl Hofbrahmanen eröffnet wurde, nach dem Dusit Maha Prasad, wo er sich selbst die von Diamanten strahlende goldene Krone aufs Haupt setzte. Vom Balkon herab zeigte er sich dann in all seiner Pracht dem jubelnden Volke. Im Wat Phra Keo hielt der alte Landespatriarch, der Prinz Vajirañâna, unser Gönner vom Bovaranivêt-Tempel her, mit achtzig Mönchen eine buddhistische Feier zu Ehren des neuen Gebieters, und dieser selbst erklärte sich dort zum Beschützer des buddhistischen Glaubens und betete um dessen ewige Dauer.

Westlich von Siam, in Vorderindien, feierte um dieselbe Zeit der englische König Georg V. seine Krönung als Kaiser von Indien durch den Durbar von Delhi. Östlich von Siam, in China, ging das älteste Kaisertum der Erde schmählich zu Ende, und die ehemals gewaltigste Macht Asiens wurde von der gefährlichsten Erschütterung zerrissen. Was wird in dem wirbelnden Auf und Nieder dieser unserer Tage der Regierung des einzigen buddhistischen Königs der Erde beschieden sein? Ob er nicht mehr als den buddhistischen Glauben zu schützen haben wird? — —

XXII.

Sylvesternacht auf dem Ganges

Der Schnellzug Calcutta-Darjeeling keucht durch die indische Ebene. Es dämmert. Die abgeernteten Reisfelder und öde, unbebaute Flächen dazwischen dehnen sich eintönig und charakterlos, Nebelflocken schwimmen schon hin und wieder darüber; auch hier „braut der Fuchs". Dann plötzlich tauchen Palmgipfel mit undeutlichem Buschwerk darum am Kupeefenster auf und fliegen vorüber, Strohhütten zwischen den Laubmassen, ein offenes Feuer leuchtet und dampft, um das die schmächtigen Gestalten einiger Eingeborenen kauern. Denn es ist Winter, und der Abend kühl.

In unserm Kupee ist es still. Nur drei Mitreisende in dem großen, bequemen Raume, aber auch viel Gepäck. Vor allem sein „Razai", ein großes Bündel mit Decken, Kissen u. a. für die Nachtruhe, führt jeder mit sich, das ist in Indien wie in Rußland und China auf größeren Reisen unumgänglich. Es wird alles zwischen die zwei breiten Bänke mit Lederpolster gelegt, und man arrangiert sich dann mit dem Sitzen bequem und ungeniert. Da ist ein älteres Ehepaar und ein junger Mann, die mit uns fahren, Engländer. Gesprochen wird wenig. Jeder hängt seinen Gedanken nach, in die die Herren von Zeit zu Zeit eine Zigarette oder ein Pfeifchen einschieben.

Der letzte Tag des Jahres. Kaum noch Tag. Die Sonne ist hinunter, und die Nacht nimmt hier schnell Besitz vom Erdboden. Während die Maschine ihr dumpfes, rhythmisches Lied, den Reisesegen, vor sich hin murmelt, vom Räderrollen begleitet, gleichmäßig und einschläfernd, schließe ich unwillkürlich eine Zeitlang die Augen. Als ich sie wieder öffne, ist auch der letzte Tagesschein draußen verflogen. Fast nichts mehr zu erkennen.

Die letzte Nacht des Jahres also. Ruhlos kommt ein Bild nach dem andern aus diesem reichen Jahre 1911 herauf und geht an mir vorüber, die Bilder der Landschaft draußen, die verschwunden sind, ersetzend. Dies Spiel der Erinnerungsbilder hält mich merkwürdig wach. Die Menschen und die Dinge sind so nahe an diesem stillen Abend, dem Geiste so gegenwärtig, und doch sind sie wie eine abgeschnittene Handvoll Gras und Blumen, die man so hält und die nicht mehr lebt. Der Blick überfliegt leicht das Ganze. „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist, daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt," spricht man mit Goethe. Ja, etwas von Qual liegt immer darin, wenn man sagen muß: ich besaß; das meiste Erleben ist doch nur ein kurzer Gruß auf Nimmerwiedersehn, an dem der Mensch seiner Vergänglichkeit inne wird.

Die Räder rollen und rollen. Draußen leuchtet nun schon der Mondschein auf der stillen Ebene. Wie lange mag ich geträumt haben? Halb neun vorbei, oder in indischer Eisenbahnzeit ausgedrückt $21^1/_2$. Jetzt wird das Rollen des Zuges langsamer, gemessener, — ein langes Pfeifen, — Stationsgebäude, — wir sind in Damukdia Ghat.

Am Ganges sind wir angelangt, an dem Hauptarm des vielspältigen Riesenstromes. Seine Majestät gebietet uns hier Halt. Diesen Fluß mit einer Eisenbahnbrücke zu

überspannen, geht nicht an; erreicht er doch hier eine Breite von nahezu drei englischen Meilen und hat sehr unsicheren Boden. Darum muß hier ein Dampfschiff die Lokomotive ablösen.

Der mittelgroße, hübsch eingerichtete Dampfer liegt schon bereit, Diener und braungelbe, sehnige Gepäckträger bringen die Koffer und Packen der europäischen „Sahibs" hinüber, schwere Stücke häufig auf dem Kopfe balanzierend, der bunte Strom ergießt sich, vom elektrischen Licht beleuchtet, über die Landungsbrücke an Bord. Dort ist für die Passagiere erster und zweiter Klasse der Tisch bereits gedeckt. Denn hier muß sein Abendessen einnehmen, wer überhaupt eins einzunehmen gedenkt. Bald sitzen wir alle an der Tafel oben an Deck, in der frischen Nachtluft, doch unter Segeltuch.

Unsere Nachbarn zur Linken sind die Mitreisenden aus unserm Kupee geworden, das ältere Ehepaar. Ihnen gegenüber sitzt ein Herr, der auch in die Sechziger eingetreten sein mag, ein eigentümliches Gesicht, so gar nicht englisch, helle, höchst lebendige, meist vergnügt funkelnde Augen, kräftige Gesichtsfarbe, weißlicher Schnurr- und Kinnbart, ein Gesicht, aus dem Lebenslust, Lebenskenntnis, Lebensschlauheit redet und ein leichter Zug von Argheit, so ein klein wenig Mephistopheles. Er blickt sein Gegenüber an, und alsbald gibt es eine Erkennungsszene. Beide Herren sind offenbar Beamte im indischen Dienst, früher in naher Bekanntschaft lebend, seit Jahren einander aus dem Gesicht gekommen, nun heute Abend hier am Tisch wieder zusammentreffend.

Ein munteres Gespräch entspinnt sich, von der Art wie solche Umstände es mit sich bringen. Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse, an Freunde, Berufsgenossen,

vieles nur in Andeutungen gehalten. Mephisto von drüben ist offenbar voll Witz und Sarkasmus, er gibts diesem und jenem, er fördert Anekdoten zu Tage, und es ist fesselnd, seinem feinen Mienenspiel dabei zu folgen. Ich bilde mir ein, er ist ein alter Junggesell und Weiberfeind, denn der Gattin seines Freundes, die ihn offenbar auch von früher her kennt, widmet er nur sehr selten und wie gezwungen sein Wort, etwa wenn sie ihn direkt nach etwas fragt, und sein Gesicht bekommt dabei jedesmal einen harten, unbeweglichen Ausdruck, etwas Abweisendes, als störe ihr Dasein ihn. Ich fange an, neben dem Essen her darüber nachzudenken, was alles wohl hinter diesen drei Gestalten sich bergen mag an Leben und Streben. Meine Phantasien gehen ihren eigenen Weg, während ich mit halbem Ohr dem Gespräche folge.

„Sie erinnern sich noch an D.?“ „Natürlich. Wo steckt der jetzt?“ „In S. Ja, wissen Sie, was der neulich angegeben haben soll?“ Nun folgte eine drollige kleine Geschichte, nicht ganz ohne Schadenfreude erzählt und mit viel Gelächter aufgenommen. „Und M.?“ „Ist verheiratet, ganz kürzlich erst.“ „Wirklich? In seinem Alter?“ Wieder hatte unser Mephisto Gelegenheit, einige Funken sprühen zu lassen. So ging es eine Weile weiter.

„Was macht denn der gute alte George C.?“ „Tot.“ Ein kurzer, wie aus der Höhe ins Dunkle fallender Ton. „Tot? Wirklich?“ „Ja, wissen Sie das denn nicht? Seit drei Jahren schon.“ „Wo ist er gestorben?“ „In England. Hatte den Dienst quittiert.“ „Woran?“ „Schwindsucht.“ Es war, wie wenn ein eisiger Schatten auf das muntere, lebenswarme Gespräch gefallen wäre. Alle Drei schwiegen einige Zeit. Dann griff man einen andern Faden auf. Aber sonderbarer Weise stieß man gleich wieder auf

denselben steinernen Gast. „Wie geht es F.?“ „Der ist auch tot.“ Bestürzt schwieg der Frager. Sein Gegenüber starrte mit einem plötzlich ganz veränderten Gesichtsausdruck auf seinen Teller. Vielleicht war er persönlich tiefer beteiligt.

Meine Frau und ich standen auf vom Tische, wir waren fertig und wollten einen Blick auf den Ganges werfen. So setzten wir uns vorn am Schiff nieder, unter dem rings aufgespannten Segeltuch hinab ins Wasser blickend, das mondbeschienene Wasser der uralt heiligen Gangâ. Der Mond rundete sich schon stark über das erste Viertel hinaus. Nebelgewebe machten das Ufer und die Ferne unklar. In die unsichere Umgebung hinaus strahlte ein Scheinwerfer sein Gespensterlicht, das Fahrwasser vor uns sichernd, während die eintönigen Rufe eines lotenden Inders von der Seite des Schiffes herüberschallten.

War es das Gespräch von vorhin, war es diese Nacht des Jahresschlusses mit all den Bildern des Vergangenen, die sie an mir vorbeigeführt hatte, es lag sehr nachdenklich auf mir. Das Gangeswasser floß breit und schwer am Dampfer hin, kein lustiges Wellengekräusel, kein Spritzen und Schäumen. Es schien ernst und in sich gekehrt. Warum auch nicht? Hatte es doch viele Sünden mit sich zu tragen, all die Sünden, die Büßende in sein heiliges Naß hineingewaschen hatten den ganzen weiten Weg durch das große Hindustan hin. Da standen sie alle auf den Treppen und Brücken und im Wasser, tauchten nieder und übergossen sich das Haupt, — so, nun waren sie gereinigt, aber der alte Fluß hatte all ihre Sünden mit sich zu tragen. Soviel Sünden! Was mochte das alles sein? Nein, den Vorhang wollen wir nicht lüften, das mag der heilige Fluß für sich behalten. Aber er hats zu tragen, und solche

Last macht wohl ernst und in sich gekehrt. Still und schwermütig wandelt er seinen Weg dem Meere zu, um all die Sünden in dessen Tiefe zu versenken.

Irgendwie müssen die Menschen doch mit ihrer Sünde fertig werden. Wenn sie sonst keinen Befreier finden, so laden sie sie einem Flusse auf. Fort muß sie! Ein tiefer, unauslöschlicher Instinkt. So wenigstens ist es noch bei den einfacheren, primitiveren Menschen. In unserer höheren europäischen Gesellschaft sieht es vielleicht etwas anders aus. Der „Sahib" betrachtet mit gutmütiger Verwunderung diese Waschungen, diese sich Reinigenden, wie auch die ganze andere Menge der sich Kasteienden, Opfernden, mit der Sünde Ringenden. Gutmütig verwundert sieht er dies abergläubische Treiben an. Sünde? Sünde ist schlechte Verdauung.

Und er setzt sich zu Tisch, an einen wohlgedeckten Tisch mit sorgfältig zubereiteten Speisen. Ein frohes Mahl jetzt, gewürzt mit Scherz, mit Munterkeit, mit witzigem Spiel der Einbildung. Aber auch er kanns nicht hindern, — es tritt ihm plötzlich in den Weg, das düstere Gespenst, es tritt vor ihn hin in der Gestalt des Todes. Dem kann er nicht ausweichen, der greift kühl hinein in seinen Kreis und zwingt ihm Ernst, Nachdenken, Schauer auf. Das lustigste Gespräch verstummt, die Stimmung wird herbe, — trotz guter Verdauung.

Da liegen gewisse Urrätsel an der Wurzel unseres Lebens, bei denen wir nicht vorüberkommen, Weise wie Unweise. Sie sind auch eine Art Scheinwerfer, die einen Lichtstreifen hinaussenden in eine neblige Ferne, in den grenzenlosen Hintergrund des Stückchens Dasein, das wir Menschenkinder Leben nennen. Denn ob wir wohl für diese Rätsel die letzten Antworten nicht finden, sie halten

den Geist lebendig und wach für die Tiefe im Innern der Welt, sie beeinflussen unser Wachstum in einer bestimmten Richtung, bestimmt von einem Höheren als wir. — —

Langsam und vorsichtig nimmt das Schiff seinen Weg schräg durch das Flußbett hin, die Untiefen sorgsam vermeidend. Geduldig trägt uns die alte Gangâ hinüber, wie sie vor Jahrtausenden den ersten winzigen Kahn hinübertrug, der arische Einwanderer dieses Weges führte. Dort glänzt vor uns etwas auf am nördlichen Ufer, Sara Ghât, die Station. Der neue Zug wartet auf uns. Wieder dasselbe Drängen von Passagieren und Trägern wie beim Besteigen des Dampfers, derselbe wirre Lärm, Suchen nach Kupees, Einrichten für die Nacht, der letzte Pfiff, — und die Lokomotive rasselt mit uns davon.

XXIII.

Neues Jahr im Himalaya

Man wird unachtsam gegen Sitte und Herkommen auf Reisen, in Anspruch genommen von neuen Eindrücken. Wir vergaßen ganz, uns ein glückliches neues Jahr zu wünschen, als wir in unserm Kupee vom Schlaf der ersten Nacht des Jahres 1912 erwachten. Es war auf der Station Jalpaiguri, der Aufwärter des Bahnhofsrestaurants weckte uns, um uns den Frühtee anzubieten, und wir waren so beflissen, in die Kleider zu kommen und den Tee zu uns zu nehmen, daß der Gedanke an das Neue Jahr völlig untertauchte. Später natürlich meldete er sich, und der ganze Reiz, der darin lag, mit diesem Neujahrstage gerade in die neue Wunderwelt der höchsten Berge der Erde eingeführt zu werden, kam uns zum Bewußtsein.

Um 7 Uhr etwa erreichten wir die Station Siliguri. Hier hat der Reisende den bisherigen Zug zu verlassen, denn jetzt beginnt die Bergbahn des Himalaya. Eine Frühstückspause wird eingeschoben. Mit uns am Tische des Eßzimmers saß eine sonderbare tibetische oder nepalesische Gruppe, vornehme Leute offenbar, ein älterer Herr, dessen Gesicht eine große Hasenscharte stark entstellte, ein paar jüngere Männer, von denen einer sein Sohn zu sein schien, und einige Frauen, höchst phantastisch aufgeputzt, besonders

mit einem malerischen Kopfschmuck. Später begegnete mir dieselbe Gesellschaft, in großem Aufzuge, in Darjeeling wieder, und ich erfuhr, daß es der Rajah von Sikkim sei, der dem Durbar in Delhi beigewohnt hatte und jetzt in seine Berge zurückkehrte. Der Sohn ist zu seiner Erziehung fünf Jahre in England gewesen. Wie ihm die Heimkehr in die asiatische Umgebung wohl geschmeckt haben mag? Der Aufenthalt in westlichen Ländern setzt manche vornehme Asiaten unangenehm zwischen zwei Stühle.

Die Himalaya-Bergbahn überrascht zunächst ein wenig durch die Kleinheit der Wagen und der Lokomotive. Das Gleis hat nur zwei Fuß Spurweite. Sie folgt im ganzen einem schon früher angelegten chaussierten Wege und windet sich mit dieser Fahrstraße in mannigfaltigster Weise an den Abhängen des Gebirges hinauf, ohne auch nur ein einziges Mal durch einen Tunnel zu führen. Für den Reisenden ist diese Art der Anlage im höchsten Grade faszinierend. Man sitzt in Wagen, die nach beiden Seiten offen sind (nur für Damen sind an den Seiten geschlossene Kupees vorhanden), und der Blick schweift unbehindert umher, während der Zug sich fast mit jeder Minute irgendwie dreht und wendet, als ob er unermüdlich den Insassen neue Aussichten bieten wolle. Die Entfernung von Siliguri bis Darjeeling beläuft sich auf etwa fünfzig englische Meilen, und die Geschwindigkeit des Zuges beträgt höchstens zehn Meilen in der Stunde; man braucht also im ganzen gegen fünf Stunden und ist mittags 1 Uhr am Ziele.

Die ersten sieben Meilen fährt man noch durch ebenes Terrain. Dies ist das sogenannte Terai, ein eigentümlich charakterisierter Streifen Landes, der sich am ganzen Südrande des Himalaya vom Sutlej bis zum Brahmaputra in einer Breite zwischen zehn und dreißig englischen Meilen

hinzieht, die Ebene von dem Gebirge trennend. Terai ist ein persisches Wort und bedeutet „feucht". Es ist eben ein sumpfiges, mit Dschungelwald bestandenes Gebiet, sehr ungesund für Europäer, obwohl die dort ansässigen Eingebornen, die Mechi, sich diesem Malariaboden so akklimatisiert haben, daß sie sich dort wohler fühlen als irgendwo sonst. Das Terai gehört politisch nicht zu den englischen Provinzen, sondern zu den Gebirgsstaaten des Himalaya. In diesem Grenzstrich der indischen Ebene hat die Stadt Kapilavastu, der Geburtsort des Buddha, gelegen. Jede Spur des denkwürdigen Platzes ist freilich heute verwischt.

Das ganze Terai mag zur Zeit des Buddha wohl ein anderes Aussehen gehabt haben und wird nicht oder doch nur sehr teilweise das heutige sumpfige Urwaldgebiet, das Heim von Tigern und Leoparden, Elefanten und Rhinozerossen, gewesen sein. In neuester Zeit gewinnt die Teekultur hier Boden und beginnt Klima und Charakter des Landes günstig umzugestalten. Vielleicht wird es in dieser Richtung noch sehr vorwärts gehen.

Nachdem das Terai durchquert ist, beginnt der Anstieg in die Berge des Himalaya. Die Bahn hebt sich um ungefähr 1000 englische Fuß in der Stunde. Der Zug beschreibt häufig Schlingen (loops), indem er sich in entgegengesetzte Richtung wirft, oder die Maschine treibt ihn, nach kurzem Anhalten rückwärts fahrend, parallel mit der bisherigen Richtung eine Strecke weit zurück und dabei höher hinauf, bis ein neuer Ausgangspunkt für die Vorwärtsbewegung gefunden ist. Drunten liegt die weite Ebene, mattgrau und ungeheuer, außer den dunklen Linien der Stromläufe wenig Einzelheiten mehr aufweisend, aber beständig das Gefühl der Entrücktheit in die Höhe uns gegenwärtig haltend. Umher Bergkuppen in allen Formen und

Größen, einige wolkenumschwommen; in den Klüften Bäche und Flüsse hinabrauschend, oft in spritzenden Wasserfällen. Der Boden ist reich mit Vegetation bedeckt, die natürlich je nach der Höhe im Charakter wechselt. In den Lichtungen zeigen sich Teepflanzungen und hübsch gebaute Plantagenhäuser, die bis Darjeeling hinaufgehen. Die Pracht der Baumschönheit und des Pflanzenwuchses war auch jetzt, im Winter, sehr eindrucksvoll und immer von neuem fesselnd, in den tieferen Regionen noch stark an tropisches Klima erinnernd, weiter in der Höhe mehr unserm heimischen Laubwald ähnelnd, nur daß die wie Palmen aussehenden Riesenfarne ein exotisches Element dazwischen mischten.

Man hatte uns vor der Kälte gewarnt, die wir weiter oben in den Bergen spüren würden. Nun, der Gegensatz gegen die glühenden Tage letzthin in Bangkok, Singapore und Penang, auch noch in Rangoon und Kalkutta, war freilich stark. Immerhin empfanden wir die niedrige Temperatur nicht so unangenehm. Auf der ganzen Bahnstrecke und im sichtbaren Umkreise der Vorberge lag ja auch noch nirgends Schnee. Zweimal nur sahen wir in der Ferne die weißen Häupter der Zentralkette des Himalaya über die Vorberge herüberleuchten mit ihrem ewigen Schnee, das erstemal ganz kurz in der Rosenfarbe des Sonnenaufgangs vor Siliguri, das zweitemal hinter Kurseong, im letzten Drittel der Fahrt. Der Eindruck war, selbst aus solcher Entfernung, mächtig und besonders überraschend durch die Höhe, in der die Schneegipfel erschienen. Sie schwebten wie über der Erde. Doch bald sollten sie noch ganz anders zu uns sprechen.

* * *

Der Ort Darjeeling, 2184 Meter hoch auf dem Scheitel und an den Wänden eines nordsüdlich gestreckten Höhenzuges weit verstreut gelegen, beherrscht den Blick auf eine der gewaltigsten Berggruppen des zentralen Himalaya, nämlich auf den Kangchenjunga mit seinen Nachbarhöhen Janu und Kabur sowie mehreren Ketten, die sich quer nach Osten und Südosten hin durch Sikkim ziehen. Die höchste Erhebung des Himalaya, der Mount Everest (8840 Meter), ist nicht direkt von Darjeeling, wohl aber vom Tigerberge in der Nähe des Ortes zu sehen. Indes ist der Kangchenjunga (8582 Meter) nur um ein so Geringes niedriger als der Mount Everest und seine Formen sowie seine Umgebung sind von solcher Großartigkeit, daß man wohl mit ähnlichen Empfindungen vor ihm stehen mag, wie wenn man vor der höchsten Erhebung der Erdoberfläche stände. Der Eindruck läßt sich mit Worten nicht annähernd wiedergeben. Aber zugleich kann doch Keiner, der dies gesehen hat, davon schweigen.

Wir hatten mit unserm Besuch eine günstige Zeit getroffen. Darjeeling war still und leer. Der große Strom der regelmäßigen Besucher von Calcutta und ganz Bengalen her kommt überhaupt nicht in den Wintermonaten. Die fremden Touristen aber wurden in diesen Tagen durch die Anwesenheit des englischen Königs in Calcutta und die dortigen Festlichkeiten in der Hauptstadt festgehalten. So stieß man nicht überall auf Menschenmassen, sondern konnte mit der Natur allein sein. Das Wetter war das denkbar beste: klare, mäßig kalte, ruhige Luft, häufig völlig wolkenloser Himmel.

Man wandert auf der Mall, der Hauptstraße von Darjeeling, dahin, bis sie um den Observatory Hill herumbiegt, und gelangt an die Stelle, wo der Baumbestand an

der Straße durch eine Lichtung unterbrochen wird. Schon vorher schimmerten die Schneeriesen leuchtend durch das Baumgrün, hier liegen sie offen vor dem Blick. Tritt man zum erstenmal hierher, so muß wohl die meisten Menschen etwas von dem Empfinden durchziehen, das unsere Vorfahren ältester Zeit die Berggipfel religiös verehren ließ: Ehrfurcht und Anbetung weckt dieser Anblick.

In dem grünen Vordergrund zu unsern Füßen lebt das Idyll. Üppiger Baumwuchs, freundliche Villen und einige Bhutiahütten, gepflegte Wege, ein entzückender Naturpark. Dahinter wird die Natur ernster, gehaltener. Breite Bergrücken schieben sich kräftig in- und durcheinander, wie im Kampfe zusammengeprallt, schmale Kämme spannen sich von einem zum andern hinüber, schwarze Abgründe daneben. Jenseit dieses Durcheinanders verhüllt sich das Gebirge. Eine breite Schicht in undurchsichtigem Blaugrau erhebt sich, wie eine Gegend, wo die Gebirgsmassen sich in Rauch aufgelöst haben. Über dieser mystischen Region aber, wie von Opferdampf getragen, erscheinen oben am Himmel groß und stark und rein, mit unvergänglichen Linien ans Firmament gezeichnet, die Schneeberge. Sie liegen so fern, wie etwas Überirdisches, und doch so scharf und klar, daß man jeden Knick in den Felsen, jede Rille im Schnee meint sehen zu können. Als ob der Ewige dort die strahlend reinen Zelte seiner Wohnung aufgeschlagen hätte, so breiten diese weißen Wände und messerscharfen Grate sich hin. Blau spannt der Himmel sich darüber, und die krispe Frostluft, welche der Sonnenschein mildernd durchflutet, scheint in ihrer erquickenden Lauterheit gradeswegs von jenen Wunderhöhen ausgeatmet zu sein.

Der breit ausladende Kangchenjunga selbst, auf den

ersten Blick als der Monarch dieses Gebirgsreiches erkennbar, ist von vier energisch hervortretenden Berghäuptern umgeben, die wie Vasallenfürsten zu seinen Seiten stehen, links, nach Westen, der Janu und der Kabur, rechts der Pandim und der Narsing. Von diesen vieren liegt der Janu allein im Gebiete von Nepal, der Kabur liegt (wie auch der Kangchenjunga) auf der Grenze von Nepal und Sikkim, die andern zwei gehören zu Sikkim. Alle erscheinen wie ziemlich in derselben Entfernung, obwohl tatsächlich der Abstand natürlich recht verschieden ist. Der Kangchenjunga ist 45 (englische) Meilen von Darjeeling entfernt, der Janu 46, der Kabur 40, der Pandim 36, der Narsing 32 Meilen. Eine Expedition von Darjeeling bis an den Fuß des Kangchenjunga ließe sich in vier Tagen ausführen.

Die schneeige Kette bricht nach Westen zu über den Janu hinaus bald ab; nach Osten erstreckt sie sich in beträchtlicher Länge, Gipfel neben Gipfel mit wimmelnder Mannigfaltigkeit sich drängend, alles Höhen von 3000 bis 6000 Meter, obwohl sie gegen die Riesen des Mittelpunktes einigermaßen wegfallen. Das sind Gebirgszüge, die in verschiedenen Streichungen durch Sikkim und durch jenen Zipfel von Tibet hingehen, der sich zwischen Sikkim und Bhutan hineinstreckt.

So analysiert man sich den Anblick. Aber das tut man erst nachträglich. Zunächst ist gar kein Gedanke daran. Das Ganze steht wie ein einheitliches Kunstwerk da, dem man ohne weiteres erliegt. Herzbewegende Schönheit zugleich und unnahbare Majestät, ein wortloses Staunen, daß so etwas aus dem einfachsten Arbeiten der Naturkräfte hervor sich bilden konnte. Denn was ist es im Grunde? Aufgetürmte Erdrinde, Schnee und Eis darüber

gebreitet, Wolken und Himmel; die primitivsten Naturprodukte und Naturkräfte. Aber ein Etwas blickt uns aus diesem Ganzen an, das sich unauslöschlich in unser Empfinden eingräbt. „Was mag man noch auf der Erde suchen, wenn man dies gesehen hat?“ sagte ein Amerikaner zu mir, der eben von dem Anblick herkam.

Übrigens ist das Aussehen des Bildes in Einzelheiten sehr verschieden nach Tageszeiten und Beleuchtung. Jene schattenhafte Schicht, die, als ich das Wunder zum ersten Male sah, die Schneeberge wie schwebend zu tragen schien, war zu andern Zeiten klar und zeigte sich als ein kolossales, von glänzenden Rinnen durchfurchtes Fundament des Eispalastes. Wolkenbildungen fügen reiche Variationen hinzu, bald graziös wie zarter Rauch die Gipfel umspielend, bald flutende Massen wie ein unruhiges Meer durch die Täler schiebend und den ganzen Vordergrund verhüllend. Dann thront die „Wohnung des Schnees“ da drüben wie eine Insel im Weltenraum, auf dem Äther treibend.

Das Eigenartigste bieten natürlich die Sonnenauf- und -untergänge. Um sie recht zu genießen, besteigt man am besten den Observatory Hill, wohl die freieste Aussicht in Darjeeling selbst. Der Kangchenjunga liegt nördlich, also bekommt er sowohl von der aufgehenden wie von der untergehenden Sonne nur Licht aus der Ferne, was für das Farbenschauspiel vorteilhaft ist. Wenn die Berge des Vordergrundes gegen Sonnenuntergang in Fluten von blauem Duft ertrinken, wenn auf den niedrigeren Schneegipfeln des Ostens der Rosenschein des Abendrots seinen feinen Schleier ausbreitet, während der Kangchenjunga mit seinen Riesennachbarn noch in blendend weißem Sonnenlichte steht, wenn dann allmählich dies blendende Weiß in ein leises Gelb, darauf in ein Rotgelb übergeht, bis zuletzt, da

die Vorderberge bereits vom Dunkel des Abends zugedeckt werden und die niedrigen Schneeketten wieder in Weiß, aber im frostig öden Weiß der Nacht daliegen, der grandiose Mittelpunkt über und über auflodert in purpurnem Schein und über die ganze weite Erde weg als der Letzte und Höchste unter den Irdischen der scheidenden Sonne ins Auge schaut, — wer dem still von seiner Warte aus zusehen durfte, der weiß, daß er eins der ganz seltenen Meisterstücke des ewigen Bildners vor Augen gehabt hat.

Der Sonnenaufgang ist nicht minder herrlich. Ihn erlebten wir gleich am Morgen nach unserer Ankunft von dem etwa zwei Stunden entfernten, noch etwa 420 Meter höher als Darjeeling aufsteigenden Tiger Hill. Um $^1/_2 4$ Uhr morgens, das heißt in tiefer Nacht, brachen wir auf. Die tausend elektrischen Straßenlichter des über den ganzen Höhenzug ausgebreiteten Ortes boten ein reizendes Bild in dem Dunkel, von oben blitzte ein klarer Sternenhimmel. Dann kam allmählich das langsame Aufwachen der Welt. Leichte Morgenwinde bliesen, und mit jedem Hauch schien ein Vorhang der Finsternis mehr hinweggeweht zu werden. Als wir noch eine Viertelstunde von der Spitze des Tiger Hill entfernt waren, färbte sich der Osten schon so lebhaft, daß wir zu spät zu kommen fürchteten; aber wir trafen noch im rechten Momente ein, um den Farbenzauber in seiner ganzen Fülle betrachten zu können. Grade ging der volle Glanz der Morgenröte über den Kangchenjunga und seine Umgebung dahin, während die breite Kette der weißen Gipfel völlig frei von Wolken und Nebel, in greifbarer Deutlichkeit sich uns darstellte. Hier auf dem Tiger Hill aber richtet sich das Auge des Beobachters sehr bald weiter nach Westen, denn von dieser Stelle hat man bei klarem Himmel einen Ausblick auch auf den Mount Everest, den

Allergrößten der Erde. Und wirklich, da stand er, mit ein paar Begleitern gerade über all die dazwischen liegenden Bergmassen herübersehend. Der Anblick ist an sich viel unbedeutender als der des Kangchenjunga, und nur wenn man sich die Entfernung vergegenwärtigt, wird einem bewußt, was das für ein Riese sein muß, der von dorther über die mächtigsten Hindernisse hinweg uns sich zeigen kann. Schön aber war es, wie das Feuer des Morgenrotes, nachdem es auf dem Kanchenjunga fast verblichen war, allmählich bei dem Mount Everest, der ja bedeutend westlicher liegt, wieder zum Vorschein kam und ihn voll übergoß. Die Worte aus Goethes Faust folgten mir an diese Stelle:

Hinaufgeschaut! — der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde,
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herniederwendet —.

*

Auch bei Mondschein bin ich umhergewandelt auf den Bergwegen von Darjeeling und habe den Schnee der fernen Höhen im blassen melancholischen Lichte der hellen Nacht betrachtet. Das sind wieder ganz andere Eindrücke, und andere Gedanken werden dabei wach. Aber ich habe wohl längst genug „Natur geschwärmt", ich will nicht auch noch „Mondschein schwärmen". Fühlt man es doch auch nur allzusehr bei solchen Gaben wie diese Neujahrsgabe, die mir geschenkt wurde, daß ein ernstes und unbeugsames Gesetz eine Menge der wichtigsten und tiefsten Erlebnisse in das Innre des einzelnen Menschen einschließt und verbietet, sie weiterzugeben. Was man davon sagen kann, ist Stammeln, der eigenen Erfahrung bei weitem nicht Genüge tuend, Anderen aber nur entfernt andeutend, wovon Augen und Herz voll gewesen sind.

XXIV.

Am Baume der Erkenntnis

Man hat wohl gemeint, wenn Jesus Christus heutigen Tages sein Heimatland Palästina wieder einmal beträte und das Treiben wahrnähme, welches sich jetzt an den heiligen Erinnerungsstätten breit macht, ob er nicht wiederum eine Geißel flechten und sie schwingen würde über den Häuptern derer, die ein Bethaus zur Mördergrube gemacht haben.

Was aber würde der Buddha wohl sagen, wenn er heutigen Tages die Stätte wiedersähe, wo er vor mehr als 2400 Jahren die tiefste Lösung des Welträtsels gefunden zu haben meinte?

Es muß damals ein stiller, einsamer Ort gewesen sein. Eine Ebene mit Weideland, hin und wieder kleine Äcker und ein paar Hütten, Baumgruppen die Einförmigkeit reichlich unterbrechend und dem Wandernden Schatten spendend, das war der Boden, über den er dahinging, als er nach sieben Jahren der Askese und des Anachoretentums dieses ganze Streben als nutzlos aufgab und wieder ins Leben hinaustrat, ruhelos ringend mit dem Problem des Daseins. Da kam er eines Tages an einen jener Pappelfeigenbäume, wie sie noch heute die Ebene dort schmücken, schattig einladende kräftige Stämme mit herzförmigen,

ſtark zugeſpitzten Blättern, die an langem Stiele im Winde raſcheln und plaudern. Unter dieſen Blättern ſetzte er ſich nieder und hörte ihrem Plaudern zu. Da ſaß der Buddha unter dem Bodhibaume, dem Baume der Erkenntnis. Hier kam die höchſte Einſicht über ihn. Als er aufſtand von jenem Platze, hatte ſich das Geheimnis der Welt ihm enthüllt, und jener Baum hatte weltgeſchichtliche Bedeutung gewonnen.

Es iſt anzunehmen, daß die Erinnerung an dieſen Ort ſich getreu erhalten hat und daß der Bodhibaum, den man heute zeigt, wirklich an der Stelle des merkwürdigen Ereigniſſes ſteht. Der Buddha hat mehrfach zu ſeinen Jüngern über den Vorgang geſprochen, es wird darum von Anfang eine ſichere Tradition beſtanden haben, die auch die Lokalität feſthielt, und ſchon unter dem Könige Aſoka im dritten Jahrhundert vor Chriſto hat ein Erinnerungsbau die Stätte geſchmückt und Pilger in Scharen herbeigezogen.

Aber was die Hand der Menge ergreift, das beſudelt ſie. Es mag bei dem Baume, der Zeuge des merkwürdigſten religiös-philoſophiſchen Grübelns und Sinnens geweſen iſt, ſchon ſonderbar genug hergegangen ſein, als unter Aſoka der Buddhismus die breiten Schichten ergriffen hatte. Maſſive Volksfrömmigkeit ſuchte Zeichen und Wunder bei dem Heiligen, indem ſie die Spuren ſeines leiblichen Weſens betaſtete. Wie es ſpäter, im fünften und ſiebten Jahrhundert nach Chriſto ausſah, erzählen uns die Schilderungen der chineſiſchen Pilger. Dann kam das Ende für den Buddhismus in Indien, und mit dem großen Zuſammenbruch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ſtürzte auch das Heiligtum am Bodhibaume und all ſein Getriebe zuſammen. Das alte Buddhabild, von dem der

Chineſe Yüen Tſchuang berichtet hatte, wurde vernichtet, auch viel von den Bauwerken fiel der Hand der Mohammedaner zum Opfer. Damals werden die wertvollen Steingeländer, mit welchen der König Aſoka den heiligen Platz hatte umgeben laſſen, zerſtört ſein; einige Bruchſtücke, kunſthiſtoriſch immer noch ſehr wichtig, ſind in neuerer Zeit wieder aufgefunden und, ſoweit möglich, an ihren Platz geſtellt. Es war aus mit der Lehre Gautamas auf indiſchem Boden, und in den Überreſten der alten Herrlichkeit ſiedelte ſich allmählich der Hinduismus an. Aber die Erinnerung an den ehrfurchterweckenden Platz, wo dem Buddha die Erkenntnis geworden war, erhielt ſich unter den Buddhiſten der Fremde. Man pilgerte noch hierher, und aus dem vierzehnten Jahrhundert wiſſen wir von einer Reſtauration, die dem alten Bauwerke bei dem Bodhibaum durch birmeſiſche Buddhiſten zu Teil wurde. Mit der Zeit verfiel der Bau aufs neue. Schließlich hat dann die engliſche Regierung Hand angelegt und den Tempel ſo gut wie irgend möglich in ſeiner alten Form wieder hergeſtellt.

Der Tempel ſteht. Eine Pyramide von gegen 50 Meter Höhe, in neun Stockwerken ſich verjüngend, oben in einen Kegel auslaufend. Im Innern ein einfacher Raum mit einem ſehr unbedeutenden Buddhabilde. An der Rückſeite des Bauwerks, nach Weſten zu, in einer ſteinernen Umfriedigung grünt der Bodhibaum, freilich nicht mehr der urſprüngliche (von dem nur ein Reis, im dritten Jahrhundert vor Chriſto nach Ceylon gebracht, noch heute als der älteſte geſchichtlich bezeugte Baum der Erde in Anuradhapura erhalten iſt), ſondern einer der ſpäter nachgepflanzten.

Der Tempel ſteht. Aber die Religion iſt gefallen. Der Hinduismus ſchaltet und waltet hier, dazu in einer

Form, welche an Stumpfheit und Dumpfheit noch wohl hinausgehen mag über das, was zur Zeit des Buddha Volksreligion war. In unmittelbarer Nachbarschaft des buddhistischen Gedenkbaues erheben sich hinduistische Heiligtümer, die nächsten dem Shiva und dem Jagannath geweiht. Jagannath ist der Name („Herr des Weltalls"), der dem Krishna, der populärsten Inkarnation des Vishnu, in dem Heiligtum von Puri in Orissa gegeben wurde, wo eins der rohesten Götterbilder, kaum über den groben Klotz der Fetischanbeter hinausgehend, bei seinem jährlichen Umzuge auf dem Wagen von Jagannath vielleicht den stärksten Zulauf von Pilgern in ganz Indien herbeizieht. Jagannath ist also im Grunde Vishnu. Shiva und Vishnu, die beiden Gottheiten, welche in dem unendlichen Gewimmel der Göttergestalten des modernen Hinduismus sicherlich am kräftigsten hervortreten, behaupten den Grund und Boden, wo der Buddha die Lehre fand, die ihm auch alle Götter untertan machen sollte. Das Lingam als das Symbol des Shiva und drei fratzenhafte Holzbilder als Nachahmungen der Klötze in Puri, die den Jagannath mit seinem Bruder Balabhadra und seiner Schwester Subhadra darstellen, das sind die Gegenstände, auf welche das Auge fällt, wenn man sich an der Stätte des Bodhibaumes näher umschaut.

Zwar kommen noch immer buddhistische Pilger aus der Ferne hierher. Gerade als ich dort war, sah ich zwei tibetische Frauen jene asketische Umwandlung des Heiligtums vollziehen, bei der man den Körper der ganzen Länge nach hinstreckt, dann sich erhebt und von da, bis wohin die Hände reichten, sich wiederum niederwirft, den Weg mit seinem Leibe messend. Aber sind das deine Nachfolger, o Buddha Gautama?

Jede Spur seiner Einwirkung ist verschwunden in diesem Lande. Auch der Ort Gaya oder Gya, wie er oft geschrieben wird, etwa eine Stunde von der heiligen Stätte entfernt, ein Eisenbahnknotenpunkt von über 80 000 Einwohnern, zeigt nichts von buddhistischem Leben mehr. Der Haupttempel daselbst ist dem Vishnu geweiht, und verehrt wird in ihm eine aus Silber hergestellte „Fußspur" des Gottes, ein Abdruck seiner Sohle. Der Fremde sieht nur von weitem die große silberne Schale, in deren Grunde die Fußspur bewahrt wird, zu heilig als daß der Blick eines Ungläubigen darauf fallen dürfte. Um den Tempel herum überall das Elend indischer Armut, Hütten, Ruinen und Bettler, heilige Kühe und Lingamsteine, Teiche für rituelle Waschungen, Büßer mit weißbeschmierten Gesichtern und dergleichen. Tauchte die „Erkenntnis" des Buddha hervor aus solchem Milieu? Kein Wunder dann, daß Leben ihm Leiden bedeutete. Aber er hat es nicht erreicht, diese Leidenden von ihrem Leiden zu befreien. Unter dem Gebrodel dieses Hexenkessels ging seine Stimme wieder unter, und sein Einfluß wäre heute verschwunden oder höchstens dem Jainismus ähnlich als eine schwache Strömung am Ganges und Indus zu spüren, wenn nicht jene Woge der Expansion unter Asoka gekommen wäre und die Lehre des Sâkyamuni hinausgetragen hätte über Indiens Grenzen.

Unberechenbar dieser Entwicklungsgang der Religionen und die Umstände, die ihnen Dauer oder Untergang bereiten! Wir pflegen nachträglich dem, was groß geworden ist und Erfolg gehabt hat, die Macht der Persönlichkeit als das treibende Element unterzulegen, wir wollen im Geiste des Menschen die regulierende Kraft in der Erscheinungen Flucht finden, wir hassen den blinden Zufall als den ausschlaggebenden Faktor in der Geschichte.

Aber war wirklich der Mahâvîra, der Gründer des Jainismus, der Zeitgenosse des Buddha und in Leben und Lehre ihm so ähnlich, daß man ihn seinen Doppelgänger nennen möchte, war er eine soviel weniger bedeutende Persönlichkeit, daß deswegen der Jainismus soweit zurückblieb hinter seinem weltbekannt gewordenen Rivalen? War der geistige Gehalt des einen Gedankensystems wirklich wesentlich geringer als der des andern? Kein Besonnener wird das leichthin behaupten wollen. Aber der eine Glaube fand den mächtigen Beschützer nicht, der dem andern Glauben die Vorherrschaft in einem gewaltigen Reiche gab und ihn über dies Reich hinaus unter fremde Völker säte, wo er Wurzel behielt, als seine Tage in der Heimat gezählt waren. Und warum es gerade der Buddhismus war, dem Asoka zufiel? Ja, um die Frage beantworten zu können, müßten wir die Einzelheiten seiner Bekehrung kennen, die uns leider vollkommen dunkel ist.

Das letzte Wort, das aus dem Munde des Buddha ertönte, soll gewesen sein: „Ihr Jünger, alles, was entstanden ist, muß wieder vergehen. Ringet unermüdlich nach Erlösung.“ Die Wahrheit seines Wortes predigt kein Ort lebendiger als die Stätte, wo er einst unter dem Bodhibaume saß.

XXV.

Der Hirschpark

Unter dem Bodhi-Baume hatte der Buddha die welterlösende Erkenntnis gefunden. Die Angriffe und Verlockungen Mâras, des Herrschers im sechsten Götterhimmel, der den Triumph des Buddha zu verhindern suchte, um selbst mächtig zu bleiben, hatte der „Vollkommene" überwunden; Sturm, Regen, vulkanisches Feuer, die furchtbarsten Waffen, glühende Kohlen, feurige Asche, brennender Sand, vierfache Finsternis, das alles konnte ihm nichts anhaben; der Versuch Mâras, ihn durch schreckliche persönliche Erscheinung von dem Bodhi-Baume zu vertreiben, war mißglückt und die Erde hatte dem Buddha unter tosendem Beben Zeugnis gegeben, daß er es verdiene, den Thron der Erkenntnis zu besteigen; auch die verführenden Erscheinungen der Töchter des Mâra waren vergeblich gewesen. So kam die Nacht der Vollendung heran, wo Gautama in der ersten Wache die Kenntnis der Vergangenheit, in der zweiten die Kenntnis der Gegenwart, in der dritten die Kenntnis der Kette des Kausalnexus und des Ursprungs der Leiden des Lebens gewann, damit zugleich den Weg zur Erlösung. Da hub er den Triumphgesang an:

„Dieses Gebäu des Zimmerer suchend, vieler Geburten Reihe hindurch
Wandert' ich lange, bis ich ihn fände. Leidvoll ist jede neue Geburt.
Doch nun, Erbauer, bist du erblickt, nicht wirst du dies Haus noch einmal erbauen.
Sparren und First des Daches, gebrochen sinken sie nieder. Nah' ist der Geist
Ewigem Frieden, da des Begehrens dürstendem Drang er ganz sich entzog."

Und nun machte er sich auf, seine erlösende Kunde auch andern Menschen zu bringen. Er wanderte auf Benares zu, die große Stadt, wo Viele sein Wort hören könnten. Unterwegs, nicht weit mehr von Benares, trifft er die fünf Brahminen, welche ihn früher, als er noch durch strenge Askese das Heil suchte, hoch verehrt hatten, bis sein Ablassen von der Askese sie ihm abwendig machte. Sie sind die Ersten, die er jetzt für seine neue Lehre gewinnt, wider ihren Willen und festen Vorsatz. Dann kommt er in den Hirschpark bei Benares. Dort sammelt er eine Menge um sich und predigt in gewaltiger Rede, in seiner ersten öffentlichen Verkündigung, allen insgemein das Evangelium von dem Leben als Leiden, von dem „Durst" als der Ursache des Leidens, von der Aufhebung des Leidens durch Befreiung von dem Lebensdurst, von dem achtgeteilten Pfade, der zu solcher Befreiung führt.

So erzählt die buddhistische Überlieferung. Legendenhaft verklärend berichtet sie Tatsachen. Mit glänzenden Gedenkbauten schmückte die buddhistische Gemeinde schon früh die Stätten, wo die Wahrheiten des Buddha zuerst erklungen waren, wo er das „Rad der Lehre" in Bewegung gesetzt hatte. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo errichtete der König Asoka dort einen Stûpa und stellte eine seiner Säulen mit einer bemerkenswerten Inschrift daselbst auf. Noch andere Inschriften, kurze Widmungs-

formeln, dem zweiten Jahrhundert vor Christo angehörend, haben sich erhalten. Eine der alten Schulen, die Sarvâstivâda, hatte die Heiligtümer während des zweiten und dritten Jahrhunderts nach Christo in Besitz; später wurde eine andere Schule, die Vatsîputrîya, Herrin des Platzes. Im Anfang des fünften nachchristlichen Jahrhunderts besucht der chinesische Pilger Fa Hsien der Hirschpark bei Benares und preist die Klöster dort und die vier großen Stûpas. Im siebten Jahrhundert kommt der andere berühmte Pilger von China, Yüen Tschuang, und bewundert den Glanz des Ortes und das Treiben der fünfzehnhundert Mönche daselbst. Noch im zwölften Jahrhundert steht alles in Blüte, und den alten Widmungen frommer Anhänger werden neue hinzugefügt.

Plötzlich versinkt die Herrlichkeit. Wie ein Blitzschlag fällt die Hand des Islam darauf. Jahrhunderte lang war nun der Hirschpark und seine Umgebung ödes, trümmerhaftes Gefilde, auf dem nur die Überreste einiger riesigen Stûpen aufragten. Niemand bekümmerte sich mehr um den Platz, Niemand wußte von seiner Bedeutung.

Im Jahre 1794 beabsichtigte der Minister des damaligen Rajah von Benares in der Stadt einen Marktplatz anzulegen und sah sich nach Gestein um. Die alte Trümmerstätte bot ihm in den Resten ihrer Stûpen, was er wünschte, und so trug er achtlos ein Denkmal ab und verwandte es zu seinem Bau, das ursprünglich sicher auf die Zeit Asokas zurückgegangen ist. Damals wurde aber doch die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Örtlichkeit gelenkt. Im Jahre 1815 untersuchte zum ersten Male ein englischer Offizier den Platz näher und fand eine Fülle von Skulpturen, die heute im Museum zu Calcutta sind. Andere (unter ihnen der bekannte General Cunningham) setzten die

Forschungen fort, und jedes Jahrzehnt brachte neue Resultate. Seit 1905 hat endlich der Archaeological Survey of India die wissenschaftliche Untersuchung systematisch in die Hand genommen. Alles Wesentliche ist ausgegraben und klargelegt; ein Museum an der Stätte selbst bewahrt die interessanten Einzelheiten.

Der merkwürdige Ort heißt heute Sarnath, vielleicht zusammengezogen aus Sarangganath, „Herr der Hirsche". Der buddhistische Mythus wollte nämlich wissen, daß der Buddha schon früher in einer Verkörperung als Hirsch in jenem Park gelebt und eine Herde von Hirschen hier angeführt habe, die er aus der Macht des Rajah von Benares befreit hatte. Sarnath liegt von dem heutigen Benares etwa eine Stunde entfernt. Die Stadt hat im Laufe der Jahrhunderte ihre Lage sehr verändert und sich von dem altheiligen Platze zurückgezogen.

Man fährt auf einer der prachtvoll gehaltenen Chausseen, die die Engländer soviel in Indien angelegt haben, unter breitschattenden alten Bäumen hinaus. Das Land umher eine weite Ebene, leuchtend im frischen Grün der Felder. Lehmhütten der Bauern kleben am Boden, braune, schwarzäugige Kinder lachen und spielen, schwere Karren, von gelbweißen Höckerochsen oder schwarzgrauen Wasserbüffeln gezogen, ein Inder in buntem Tuch darauf hockend, drehen sich an uns vorüber. Der Himmel war leicht mit Wolken bedeckt, und eine feuchte, regenkündende Luft wehte, etwa wie es an sprossenden Frühlingstagen bei uns zu Hause ist. Die Gedanken suchten unwillkürlich jenen merkwürdigen Mann, der vor Jahrtausenden auch dieses Weges gezogen war, sein Inneres voll keimkräftiger Gedanken jener Lehre, die einen großen Teil der Menschheit für eine lange Epoche beschäftigen und beherrschen sollte.

Das war sein Frühling gewesen. In langer, langsamer Wanderung vieler Tage war er von Buddhgaya herübergepilgert, den Weg, den wir heute mit der Eisenbahn in einer Nacht zurücklegen. Hier hatte er sich seinem Ziele, der starkbevölkerten Hauptstadt, schon nahe gefühlt und den Geist wohl gesammelt zum ersten kräftigen Angriff. Während wir noch davon träumen, taucht links am Wege vor uns ein ruinenhafter Bau auf, getragen von einem breiten, hügelartigen Fundamente. Es ist die Stelle, wo der Buddha mit jenen fünf Brahminen zusammengetroffen sein und in ihnen seine ersten Jünger gewonnen haben soll. Zwar der heutige Turmbau dort ist spät, ein Werk des großen Moghul-Kaisers Akbar zu Ehren von dessen Vater Humayun. Aber Grabungen haben mit Sicherheit erwiesen, daß jener achteckige Turm oben auf einem verfallenen Stûpa erbaut wurde, einem buddhistischen Erinnerungsdenkmal, und Vergleiche des Befundes mit den Angaben des chinesischen Pilgers Yüen Tschuang stellen es außer Zweifel, daß dieser Stûpa das Zusammentreffen mit den fünf ersten Jüngern hat markieren sollen. Gegründet auf drei sich verjüngenden quadratischen Terrassen stand hier ein achteckiger Bau von imponierender Höhe, ursprünglich sicher prachtvoll ausgestattet, in den Nischen seiner Wände Buddhabilder. Heute ist auch der Turm, den Kaiser Akbar über dem verfallenen Stûpa hat erbauen lassen, längst Ruine, und die Bauern der Gegend opfern hier Ziegenböcke, um böse Geister zu beschwören.

Eine Viertelstunde weiter, und wir sehen zu unserer Rechten einen andern, noch gewaltigeren Stûpa emporragen. Wir sind an der Stelle des alten Hirschparkes. Sogleich bemerken wir auch die übersichtlich offen gelegten Resultate der Ausgrabungen, und dort steht der geschmack-

voll im Stile altbuddhistischer Klöster angelegte Bau des neuen Museums.

Das interessanteste Stück der Monumente war wohl jener Stûpa, den, wie oben erwähnt, der Minister des Rajah von Benares zu Baumaterial seines Marktplatzes verwendet hat. Er fand beim Niederlegen des Denkmals darunter eine Reliquienkammer, in der ein grünes Marmorgefäß Knochen zusammen mit Perlen, Goldblättchen und anderen Kostbarkeiten enthielt, und es ist wahrscheinlich, daß dies Knochenüberreste des Buddha selbst gewesen sind. Man hat sie in den Ganges versenkt. Alles was über der Erde stand, wurde zerstört. Doch haben Untersuchungen im Innern des Bodens gezeigt, daß dieser Stûpa siebenmal erneuert ist und daß der älteste Bau in die Zeit des Asoka gereicht hat. Die späteste Erneuerung des Bauwerks rührte aus dem elften nachchristlichen Jahrhundert her.

Mehrere andere Stûpen, die hier in alter Zeit gestanden haben müssen, sind völlig verschwunden. Der einzige, der heute in ruinenhaftem Zustande noch steht, ist der sogenannte Dhamek-Stûpa, ein kolossales Werk von über 40 Meter Höhe (die Fundamente eingerechnet), achtseitig an der unteren Hälfte mit einem Durchmesser von etwa 24 Meter. Auch dieser Bau ist wiederholt erneuert; die jetzt noch vorhandene Ruine scheint im siebten Jahrhundert nach Christo erbaut zu sein, doch weisen die ältesten Teile des Fundamentes wohl bis in das dritte vorchristliche Jahrhundert, also auch die Zeit des Asoka, zurück.

Um die Stûpen herum lagen Klöster. Von fünfen derselben hat man die Grundmauern wieder aufgedeckt und die ganze Anlage vor das Auge gebracht. Außerdem hat man ein Heiligtum ausgegraben, das seiner ganzen Art nach von zentraler Bedeutung gewesen sein muß und das

vielleicht jene Stelle bezeichnet hat, wo der Buddha seine erste berühmte Rede von Benares vor der Menge gehalten haben soll. Hier fand sich ein lebensgroßes stehendes Buddhabild und ein sehr eigenartiges, aus einem einzigen Sandsteinblock gehauenes Steingeländer als Einrahmung eines kleineren Stûpa. Dies Steingeländer meint man wiederum der Zeit des Asoka zuschreiben zu dürfen.

Nahe bei diesem Hauptheiligtum ist sodann das sprechendste Zeugnis des Altertums entdeckt, nämlich eine jener Säulen, die der König Asoka in den verschiedensten Teilen seines Reiches aufrichtete und mit Inschriften versah, welche seine Ergebenheit an den Buddhismus ausdrückten oder Mahnungen an die Anhänger der Religion enthielten. Die Säule ist in mehrere Stücke zerbrochen. Der unterste Teil steht noch an der Fundstätte selbst. Das Kapitäl wird jetzt in dem Museum aufbewahrt und bildet das Glanzstück dort. Es ist als die schönste Skulptur Indiens bezeichnet, und in der Tat, wenn man die vier Löwenköpfe, die es krönen, betrachtet, so begreift man diese Behauptung, so vollendet lebenswahr und ausdrucksvoll sind sie geformt. Man kann im ersten Moment nicht glauben, daß dies das Werk eines indischen Künstlers aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert sei. Etwas tiefer unter den Löwenköpfen umgeben die Säule die Gestalten eines Pferdes, eines Löwen, eines Elefanten und eines Ochsen, alle mit nicht geringerer Naturwahrheit und Künstlerschaft dargestellt.

Die Inschrift, welche diese Säule trägt und wodurch sie unzweifelhaft als Werk des großen buddhistischen Königs gestempelt wird, lautet nach der Übertragung von Fachmännern folgendermaßen:

„Die Kirche darf nicht in Spaltungen zerfallen. Wer

immer aber, Mönch oder Nonne, Spaltung in der Kirche verursacht, dem soll ein weißes Gewand angelegt und er soll an einen Ort gebracht werden, der kein Aufenthalt für Geistliche ist. Das soll als Edikt verkündet werden im Orden der Mönche und im Orden der Nonnen. So spricht Seine Majestät. Ein solches Edikt ist für euch auf dem Platz eurer Versammlung eingegraben, um dort zu verbleiben. Und eine gleiche Niederschrift müßt ihr herstellen für die Laien. Auch sollen die Laien jeden Fasttag beobachten, um sich dies Edikt gläubig einzuprägen. Ebenso soll an jedem Fasttage jeder Beamte ohne Säumen den Fasttagkultus besuchen, um sich dies Edikt gläubig einzuprägen und damit vertraut zu werden. Auch sollt ihr, soweit euer Distrikt reicht, überall das Edikt wortgetreu bekannt machen. Gleichfalls sollt ihr es in allen festen Städten und Provinzen wortgetreu bekannt machen."

Eine strenge Warnung vor Uneinigkeit im Schoße der buddhistischen Gemeinde also ist es, die sich der König angelegen sein ließ den Jüngern des Buddha einzuprägen. Übertreter des Gebots sollen aus dem Orden ausgestoßen und gefangen gesetzt werden. Die erwähnten Fasttage sind die Uposatha-Tage, jene ursprünglich zwei, später vier monatlich zu beobachtenden Beichtfeiern, aus denen sich allmählich etwas wie ein „buddhistischer Sonntag" entwickelte.

Der große Patron des Buddhismus hat der Zersplitterung in einzelne Gedankenrichtungen und Schulzweige nicht wehren können, die jedenfalls zu seiner Zeit schon stark im Gange war. Königliche Edikte legen der angeborenen geistigen Regsamkeit des Menschen keinen Zügel an, und dem Buddhismus war kein anderes Los beschieden als jeder andern Religion, daß nämlich die Jünger den Meister nur im Bilde der eigenen Subjektivität zu

fassen vermögen, und daß sich deswegen unter dem großen Meister kleinere Meister mit besonderen Auffassungstypen an die Spitze der dumpfen, führersuchenden Masse stellen. Auch die fünfundvierzigjährige Tätigkeit des Buddha selbst, auch seine eingehendste Ausprägung und Formulierung der Lehre hinderte diesen naturnotwendigen Prozeß nicht. Aber nicht diese Verschiedenheit der Gedankenrichtungen und die Trennung in Schulen ist es gewesen, die dem Buddhismus verhängnisvoll wurde. Mit dem Vielerlei der Lehren ist diese Religion immer merkwürdig leicht fertig geworden, und niemals hat sich in ihr die Heftigkeit der Lehrfehden, der Fanatismus der ausschließlichen Wahrheit in solchem Grade geltend gemacht, wie er andere Religionen traurig stempelte. Was den Buddhismus viel schwerer gefährdete und seine Wirkung schließlich lahmgelegt hat, war die Akkomodation an ganz fremde, niedrigere Elemente populären Glaubens und Aberglaubens, die er sich aneignete, um die Menge zu gewinnen, oder, genauer gesprochen, mit denen er sich versetzen mußte, um ein Niveau zu schaffen, auf dem Volksreligionen Platz hatten. Diese verhängnisvolle Tendenz, aus der vor allem der ganze Mahâyâna-Buddhismus hervorging, entleerte ihn in Indien selbst allmählich so sehr seiner Eigenart, daß Brahmanismus und Hinduismus, die feinere und die gröbere Strömung des in Hindustan heimischen religiösen Lebens, über welche der Buddha sich erhoben hatte, mit der Zeit alles wieder überwucherten. So konnte dann der Islam, als er mit seiner Zerstörungswut wider die „Götzentempel" der Gangesebene stieß, ihn hinwegfegen, und so wurde der Hirschpark, wo das Rad der Lehre zu rollen begonnen hatte, eine Trümmerstätte, nach der Niemand mehr fragte.

Ein jainistischer Tempel erhebt sich heute in unmittel-

barer Nähe des Dhamekh-Stûpa. Es ist, als ob der Jainismus damit anzeigen wolle, daß er der legitime Erbe des Buddha in Indien sei. Und er ist es auch wohl. Kein anderer stand ihm so nahe. Es ist wohltuender, den stillen, reinen, einfachen Jaintempel neben dem Gräberfelde von Sarnath zu bemerken, als in Buddhgaya um den Baum der Erkenntnis herum Shiva und Jagganath mit ihrem Anhang lagern zu sehen. Die Totenwacht über dem Grabe des Buddhismus darf der Jainismus am ersten halten, wenn er auch ursprünglich als ungleicher Bruder der erbittertste Gegner der Buddhalehre war.

XXV.

Englands Lage in Indien

Das bekannte Faustwort von dem, der zu schieben meint und selbst geschoben wird, hat wohl selten in der Weltgeschichte solch deutlichen Beleg gefunden wie an den Schicksalen der Engländer in Vorderindien. Wenn man die einzelnen Phasen ihres Vordringens sich genauer vergegenwärtigt, so steht man einem Prozeß gegenüber, der sich mit beinahe mechanischer Notwendigkeit abzuspielen scheint, nur stellenweise verzögert oder beschleunigt durch ungewöhnliche Persönlichkeiten. Natürlich soll damit der Wert nationaler Leistung in der Erwerbung Indiens nicht herabgesetzt werden. Die Sache ist schließlich nicht von selbst gekommen, sondern ist erarbeitet durch die Tüchtigkeit eines energisch tätigen Volkes. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert haben die Engländer in Vorderindien nicht weniger als vier gefährliche Nebenbuhler gehabt, nämlich die spanisch-portugiesische Compagnie, die niederländisch-ostindische Compagnie, die dänische Compagnie und endlich die französisch-ostindische Compagnie. Daß alle vier schließlich vor England die Segel streichen mußten, daß die „Gesellschaft der Londoner nach Indien Handel treibenden Kaufleute", im Jahre 1600 von der Königin Elisabeth mit den ersten Privilegien ausgestattet und später zu der berühmten

englisch-ostindischen Compagnie sich auswachsend, diesen wertvollen Boden definitiv behauptet hat, bis ihn der Staat von ihr übernahm, das liegt selbstverständlich begründet in Anlagen und Fähigkeiten, die damals nur England in die Wagschale zu werfen hatte. Und auch später, besonders in den gewaltigen Reorganisationsarbeiten der Mitte und zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, tritt die Leistung einzelner begabter und sich an die Sache verlierender Persönlichkeiten gewichtig genug hervor. Dies einzuschießende Kapital menschlicher Leistungskraft vorausgesetzt, spielt sich nun aber der Gang der Dinge mit einer so naturgesetzlichen Folgerichtigkeit und Notwendigkeit ab, daß der Beobachter unwillkürlich den Eindruck hat: es mußte alles so kommen. Da ist kein vorbedachter Plan der Eroberung eines großen Landes gewesen, kein ausgearbeitetes System gleichmäßiger Verwaltung, kein System überhaupt in irgend einer Richtung; Kaufleute suchten Gelegenheit zu vorteilhaftem Handel, — das war alles. Dies einfache Etwas aber wurde durch allerlei innere Notwendigkeiten der Hebel, der einen ganzen Erdteil — denn das ist Indien — in Bewegung setzte. Eins gab das andere, eins drängte zum andern, man ging vorwärts, ohne zu wissen, wohin man kam, und immer gewaltiger häuften sich die Resultate auf, nicht selten aber als Mauern oder als Berge von Hindernissen, die nur Einen Weg zum Weiterschreiten freiließen.

Ein hervorragender anglo-indischer Beamter, Sir Richard Temple, Bart., lange Zeit Gouverneur von Bombay, hat den Hergang in seiner naturnotwendigen Verkettung einmal sehr geschickt folgendermaßen beschrieben[1]):

1) In seinem Buche Progress of India, Japan and China in the (nineteenth) century. London, 1902. S. 35 f.

„Die Grundvoraussetzung ist, ob eine Gesellschaft von Europäern in gesetzlicher und ordentlicher Weise in einem orientalischen Lande Handel treiben darf. Dies zugegeben, wird viel daraus folgen. Man muß eine Faktorei, ein Magazin für Vorräte und Waren anlegen. Die Anlage muß gegen Gewalttat und Räuberei gesichert werden. Man muß bewaffnete Verteidiger haben, aus denen der Kern eines Heeres werden wird. An die Händler werden allerlei Parteien und Gruppen mit der Bitte um Unterstützung in diesen oder jenen lokalen Angelegenheiten herantreten, und die eigene Sicherheit oder Handelsvorteile werden Veranlassung, daß man die Unterstützung leistet. Auf solche Weise wird man, wenn auch politisch noch bedeutungslos, bei den Eingeborenen populär. Unmerklich und unbewußt führt das zu einer gewissen politischen Bedeutung. Jetzt werden die fremden Händler Gegenstand vielfacher Abneigung, Gegenstand der Besorgnis und Beargwöhnung von Seiten mancher, freilich nicht aller eingebornen Fürsten. Freundschaft und Feindschaft bildet sich aus, und nun beginnt man Politik zu treiben. Man hat sich zu Zeiten zu verteidigen und verteidigt sich mit Erfolg. Als Sieger werden die Fremden natürlich Entschädigung von ihren geschlagenen Gegnern verlangen, und damit ist der Anfang der Eroberung gegeben. Indes ist das Gebiet der Eroberer vorläufig noch sehr beschränkt. Wenn nun ihre Nachbarn, die mächtigen eingebornen Fürsten, die voll Selbstbewußtsein und ohne richtige Schätzung der Macht der Europäer sind, die Eindringlinge ungeschoren ließen und nicht weiter reizten, so könnte die eingeborne Herrschaft lange bestehen und die Fremden blieben in ihren Grenzen. Aber solche Zurückhaltung liegt nicht in der Natur der einheimischen Staaten. Wie zu erwarten treibt ihre Eifersucht sie zum Angriff,

zunächst indirekt, dann bei Gelegenheit auch direkt. Das führt zu weiteren Kriegen und damit zu weiteren Vorteilen und Gebietserwerbungen. Aber die einheimischen Fürsten halten hartnäckig an der Einbildung fest, daß sie den Fremden doch überlegen seien, und bilden größere Konföderationen, schmieden umfassendere Pläne, die Eingedrungenen zu stürzen und zu vertreiben. Das führt zu großen Entscheidungskriegen, bei denen die Europäer vor der Alternative stehen, vernichtet zu werden oder alle Gegner gründlich lahm zu legen. Der Schlachtenerfolg kann auf die Dauer nicht ausbleiben. Aus solchen Voraussetzungen und auf solchen Wegen hat sich das indische Kaiserreich gebildet."

Diese Worte des britischen Gouverneurs, von mir im Zitat der Kürze halber etwas vereinfacht, geben sehr treffend den Gang der Dinge wieder. Sir R. Temple hebt selbst übrigens ausdrücklich hervor, daß auch Fälle von gewolltem Angriff und ungerechtfertigter Gewalt auf englischer Seite zuzugeben seien. Das ist ja nicht zu leugnen. Aber das Schema des inneren Zusammenhangs wird mit obiger Darlegung sicher getroffen. Die Umstände zogen die englische Nation, sobald einmal ihre Kaufleute den Fuß auf indischen Boden gesetzt hatten (Surat 1608, Madras 1639, Bombay 1661, Kalkutta 1690), von selbst weiter und weiter. Daß England gerade in den wirren politischen Verhältnissen des siebzehnten Jahrhunderts, als das Mogul-Reich zerfiel und die Mahratta-Herrscher sich emporkämpften, seine Rolle in Indien zu spielen begann, war ein Umstand, der die abendländische Macht einfach mit zwingender Gewalt in den politischen Kampfeswirbel hineintrieb. Willkommen waren diese Kriege bekanntlich den Direktoren der ostindischen Compagnie durchaus nicht, da sie große Aus-

gaben verlangten und den Handel zunächst schädigten. Die Abberufung des Lord Wellesley (1805), um nur ein charakteristisches Beispiel zu erwähnen, legt klar genug Zeugnis ab für die Tendenzen jener Zeit in London. —

Man findet eine ähnliche Macht von selbst weiter treibender Momente, wenn man die innere Geschichte der Entwicklung des englischen Indiens verfolgt.

Lange Zeit war die Grundtendenz der englischen Kaufmannschaft, welche mit Indien zu tun hatte, darauf gerichtet, das Volk in seiner sozialen, religiösen und sittlichen Eigenart möglichst zu lassen wie es war, in keiner Weise dahineinzugreifen. Man wollte Handel treiben und Geld verdienen, nichts anderes. Zwar konnte man es nicht hindern, daß mit der Zeit auch der Missionar auf dem Plane erschien, doch tat man nichts zu seinen Gunsten, eher allerlei zu seinem Nachteil. Das einfache Volk sollte bleiben wie es war und in keiner Weise eine Störung des üblichen Daseins spüren, die doch für den Handelsverkehr nur nachteilige Folgen haben konnte. Aber diese Haltung ließ sich auf die Dauer nicht behaupten. Insbesondere die strikte Neutralität auf dem Boden der religiösen und sittlichen Vorstellungen war unmöglich. Indien ist ein Land, in welchem der religiöse Glaube alle andern Gebilde in der üppigsten Weise überwuchert, und die religiösen Wucherungen werden öfters in solchem Grade gemeingefährlich, daß eine europäische Macht, die Land und Leute leidlich regieren will, dabei die Hände nicht in den Schoß legen *kann*. Wenn eine religiöse Gemeinschaft den gemeinen Meuchelmord zur Pflicht und Aufgabe ihrer Anhänger macht (wie die Thugs), so konnte man auf die Dauer nicht umhin, dagegen einzuschreiten. Hier lag die Sache noch ziemlich einfach. Schwieriger wurde sie schon bei der Frage

der Witwenverbrennung (dem sogen. Sutti oder Sati). Das europäische Gefühl empörte sich gegen die Praxis, die Witwen von verstorbenen Hindus, oft junge Wesen ohne jede Selbstbestimmung, lebendig zu verbrennen oder lebendig zu beerdigen; aber das hinduistische Volk sah dergleichen als religiöse Pflicht an. Dennoch empfanden die europäischen Herrscher schließlich, daß sie dagegen auftreten mußten, und das Sutti wurde als ungesetzlich verboten, nicht ohne daß man, vor allem in Bengalen, ernsten Widerstand zu bekämpfen hatte. Eine Menge ähnlicher, halb religiöser, halb sittlicher Fragen tauchten auf, wie die Kinderehen, die orgiastischen Ausschreitungen bei gewissen Kulten, vor allem die Schwierigkeiten, welche das System der Kasten allem Verkehr bereitete. Dergleichen mußte irgendwie angefaßt werden; mit „strikter Neutralität" kam man da eben nicht durch. Einwirken ließ sich nur durch vorsichtig mäßigen Widerstand und durch Volksaufklärung. Man wurde so unwillkürlich zur Erziehung der Massen gedrängt.

Von anderer Seite trieb man in dieselbe Strömung hinein. Die Besetzung aller Beamtenposten des englischen Regimes war ursprünglich den Europäern allein vorbehalten. Dies Prinzip war aber sehr teuer. Man sah ein, daß niedere Stellen weit billiger mit Eingeborenen besetzt werden könnten, und so öffnete man schließlich den Zutritt zu den untergeordneten Posten den Indern. Dazu bedurfte man aber der Schulung eingeborener Kandidaten. Die Erlernung der englischen Sprache und der nötigsten abendländischen Kenntnisse mußte vermittelt werden. Das bedeutete Schulen und, als die Einfügung des eingeborenen Elementes in den Staatsdienst höher hinaufging, auch Universitäten.

Es war die Epoche der Regierung des Lord William Bentinck (1828—1835), welche plötzlich eine starke Hinwendung zu dieser Aufgabe der Erziehung des indischen Volkes und seiner Zulassung zu den amtlichen Stellungen bezeichnet. Unter ihm wurde das Privilegium der alten Kompagnie 1833 zum letzten Male erneuert, aber mit wesentlichen Änderungen; ein neues anglo-indisches Rechtsbuch wurde aufgestellt, und eine Bestimmung wurde erlassen, daß „kein Eingeborener Indiens auf Grund seiner Religion, Geburt, Abstammung oder Farbe unfähig sein sollte, irgend einen Posten, ein Amt oder eine Anstellung einzunehmen." Das war eine fundamentale Neuerung, aus der tausend Folgerungen ganz von selbst sich ergaben. Lord Bentinck war es auch, der das Englische zur herrschenden, offiziellen und literarischen Sprache Indiens machte, wie ihm ebenfalls das schon erwähnte Verbot der Witwenverbrennung zu danken ist. Ohne Frage lag viel von solchen weittragenden Neuerungen in der persönlichen Art und Anlage dieses Mannes begründet, dem kein Geringerer als Macaulay das Lob spendete, daß er Indien mit ungemeiner Vorsicht, Rechtlichkeit und Güte regiert habe, und daß sein beständiges Bemühen gewesen sei, das intellektuelle und sittliche Niveau des ihm anvertrauten Volkes zu heben (Inschrift auf der Statue Lord Bentincks in Calcutta.) Aber letzten Endes sind diese Umgestaltungen doch aus dem Wesen der Dinge selbst hervorgegangen und würden sich auch ohne jenen Mann durch ihr eigenes Schwergewicht über kurz oder lang aufgezwungen haben. Der dauernde Kontakt mit den Europäern zeitigte darin nur seine naturnotwendigen Früchte.

Wenn man von solcher Betrachtung der Geschichte her in die Gegenwart eintritt, so wird man bald erkennen,

daß die heutige Krisis in Indien wiederum eine jener Pressungen und Schiebungen ist, die nicht bewußt gewollt und gemacht sind von irgend einer Seite her, sondern in denen die Wucht des historischen Zusammenhanges sich gleichsam automatisch auswirkt.

Die große und ohne Zweifel nicht ungefährliche antibritische Bewegung in Indien, welche in den letzten Jahren auch die Aufmerksamkeit Deutschlands stärker auf sich gezogen hat, ist nicht etwas erst neuerdings Entstandenes, sondern nur eine neue Phase einer weit zurückgehenden Erscheinung. Es ist, um es kurz zu fassen, die Kollision der Ansprüche einer Gruppe von indischen Intelligenzen, welche England in abendländischer Weise unterrichtet und ausgebildet hat, mit den herkömmlichen Rechten und Ansprüchen der Herrscher des Landes. Diese Kollision hat ihre Wurzeln eigentlich schon in der Zeit des Lord Bentinck und seiner Reformen. Damals begann England mit Lebhaftigkeit sich seiner Erzieherpflichten gegen Indien bewußt zu werden und ging daran, — wie jetzt viele sagen, in übereilter Weise, — die Schulbildung des Heimatlandes auf indischen Boden zu übertragen. Das Angebot europäischer Bildung wurde von vielen Indern, vor allem von den Brahminen, begierig angenommen. Naturgemäß verband sich damit die Vorstellung und der Wunsch, daß man auf diesem Wege zu größerem Einfluß und günstigerer Lebenshaltung aufsteigen werde. Diese Hoffnung konnte auch zunächst in bescheidenen Grenzen und für einen gewissen Zeitraum erfüllt werden. Die Wirkung des englischen Entgegenkommens war daher auch durch eine erste Epoche hin nicht ungünstig. Vielen gebildeten Indern schwebte ein Ideal der Verschmelzung abendländischer und hinduistischer Geistesbildung vor, an dem sie enthusiastisch

arbeiteten. Die Karriere der Beamtenposten, soweit sie sich ihnen auftat, wurde mit Freuden betreten und die Mitwirkung am großen Organismus des Staatswesens sehr befriedigend empfunden. Es konnte aber unmöglich so bleiben. Der Bildungstrieb, genährt von persönlichen Hoffnungen, nahm zu, ebenso die Bildungsanstalten. Die Ansprüche auf Stellung und Geltung wuchsen, wie das nun einmal in der menschlichen Natur liegt. Allmählich fand eine immer größer werdende Zahl ihre Rechnung bei dem neuen Kurs nicht mehr. Es war ein Überangebot von gebildeten oder halbgebildeten Elementen da, deren äußeres Fortkommen sehr zweifelhaft wurde. So ergab sich mit der Zeit eine bedenklich starke Schicht von Bildungsproletariat, in welcher Unzufriedenheit die überwiegende Atmosphäre war.

In unserm Zeitalter der Presse machte es sich ganz natürlich, daß diese Richtung auch bald in mancherlei Zeitungen und Zeitschriften Ausdruck fand. Es kann kein Zweifel sein, daß solche Zeitungen ganz besonders dazu beigetragen haben, die Stimmung der Unzufriedenheit zu verfestigen und auszubreiten. Die englische Regierung sah ihnen lange sehr durch die Finger, so daß sie sich einen geradezu unerhörten Ton herausnehmen durften. Zwar wurden schließlich doch zweimal (unter Lord Lytton in den siebziger und unter Lord Ripon in den achtziger Jahren) Gesetze erlassen, welche die Preßfreiheit einschränkten; indes waren sie durchaus nicht hinreichend, das Übel zu bannen.

Es war im Grunde vielfach wohl eigentlich nur soziale Unzufriedenheit, welche in den meisten gärte. Man war durch eine bessere Bildung herausgehoben aus der alten Volksschicht, ohne doch jetzt eine angemessene oder für an-

gemessen erachtete neue Stellung einnehmen zu können. Aus dem sozialen Groll wurde aber schnell ein politischer, der alle Schuld der bitter empfundenen Lage der Fremdherrschaft, der englischen Regierung, aufbürdete. Eine unverhüllte antibritische Agitation setzte ein. Ganz eigentümlich verschmolz sie sich mit religiösen Motiven. Man muß die religiöse Glut und Inbrunst des Hindu gesehen haben, um voll verstehen zu können, wie er alles, aber auch rein alles durchtränken kann mit seiner Religion, und auf welch unwiderstehlichen Ton dadurch jede Sache für ihn gestimmt wird. Der Ausdruck Fanatismus genügt da garnicht. Es kommt eine Ekstase mit höchstem poetischen Schwung zum Vorschein, die schier unwiderstehlich scheint. Wenn man bedenkt, daß die Führer und Träger der Bewegung zum allergrößten Teile Brahminen waren, also die religiös übergeordnete Schicht des Volkes, Leute, in denen ein religiöses Feuer von selbst brannte und die durch Begabung und Schulung vor allen andern geeignet waren, die Glut des Glaubenseifers wie der Vaterlandsliebe und des Fremdenhasses in den Gemütern zu entzünden, so kann man sich nicht wundern, daß viele, auch gerade der hervorragenden Geister, von der Unruhe mit ergriffen wurden.

Seit dreißig bis fünfunddreißig Jahren bereits ist dies Übel zu merken gewesen, schwächer und verdeckter anfangs, aber schon Ende der neunziger Jahre zu furchtbarer Stärke anschwellend. Die Ermordung der beiden englischen Beamten Rand und Ayerst am 27. Juni 1897 durch einen jungen Brahminen Damodhar Chakepur bezeichnet einen Höhepunkt und freilich auch einen Wendepunkt in der Bewegung für kurze Zeit. Man erschrak doch allgemein über diesen Ausbruch nationalen Hasses. Aber seit dem

Anfange dieses Jahrhunderts haben die Aufwiegler die alte Bahn von neuem, und zwar mit noch größerer Entschlossenheit und Leidenschaftlichkeit, wieder aufgenommen.

Die zwei hauptsächlichen Stichworte, welche der Partei die Richtung weisen, sind Swaraj und Swadeshi. Swaraj bedeutet Selbstregierung, Swadeshi etwa Selbstindustrie. Der erste Ausdruck bezeichnet die politische Beseitigung der Engländer, der zweite ihre Verdrängung vom Geldmarkte. Man sieht, wie in den Idealen der antibritischen Vereinigung das politische und das wirtschaftliche Element eng miteinander verbunden sind. Die Einzelvorstellungen von dem, was man praktisch erreichen möchte, sind nicht einheitlich bei allen Reformern, und man kann, wie in jeder größeren Partei, verschiedene Schattierungen bemerken. Auf politischem Boden, also unter dem Banner des Swaraj, möchten die gemäßigteren Elemente eine vollständige Mitregierung Indiens durch Inder erreichen, also ein viel stärkeres Einrücken der Eingeborenen in die Beamtenstellen und ein Eröffnen auch der allerhöchsten Posten für sie. Andere gehen weiter und wollen ihr Land *nur* durch Inder verwaltet und regiert sehen, wenn auch ein gewisser freundlicher Konnex mit England bleiben soll. Noch andere verlangen völlige Loslösung eines unabhängigen Indiens von England. Es scheint auch, als ob unter der Devise des Swaraj im letzten Jahrzehnt allerlei republikanische und selbst anarchistische Bestrebungen sich eingeschlichen haben. Einer der angesehensten Rajah's der jüngeren Generation, also einer jener vielen unter englischer Suzeränität noch verhältnismäßig selbständig regierenden einheimischen Fürsten, nämlich der Rajah von Dewas, äußerte vor wenig Jahren (1909) sich öffent-

lich dahin: „Es ist wohl bekannt, daß die Bestrebungen der Umsturzpartei sich nicht nur gegen die oberste Gewalt (England) richten, sondern gegen alle bestehenden Regierungsformen in Indien.“ Agitationen sehr heftiger Natur gegen indische Fürsten, die ausgesprochen freundlich zu England stehen, haben sich auch schon verschiedentlich gezeigt und scheinen jenen Ausspruch zu bestätigen. — Auch das Stichwort Swadeshi wird in verschiedener Schärfe gefaßt. Die mildeste Auffassung ist eine sich völlig in rechtlichen Grenzen haltende Unterstützung einheimischer Produktion und stille Ablehnung englischen und überhaupt fremden Angebots, soweit das irgend tunlich ist. Aber viele sind der Meinung, daß auf diesem harmlosen Wege kaum etwas zu erreichen sei, und daß man sich mit Gesetzen und mit Gewalt gegen den merkantilen und industriellen Einfluß des Auslandes wehren müsse.

Ich traf auf meinem Wege durch Indien zweimal mit Vertretern der „Unruhpartei“, wie man sie nennen könnte[1]), zusammen, die mir längere Zeit hindurch in verschiedenen Gesprächen Gelegenheit gaben, ihre Ansichten kennen zu lernen. Der eine war Beamter am Hofe eines kleineren Rajah's. Er sowohl wie seine Frau sprachen ein ausgezeichnetes Englisch, obwohl sie niemals in England, ja sogar vor dem letzten Durbar in Dehli, von dem sie zurückkehrten, nie außerhalb des kleinen Territoriums, das ihr engeres Vaterland bildete, gewesen waren. Der Herr machte einen angenehmen, durchaus gebildeten Eindruck, trug sich äußerlich natürlich ganz europäisch, wie er ja auch mit seiner Familie in einem englischen Hotel wohnte. Seine

[1]) Nach Val. Chirol's Buche Indian Unrest, der besten tieferen Einführung in den Gegenstand. (London, Macmillan & Co. 1910.)

Urteile auf historischem Gebiete kamen mir etwas oberflächlich und schnell zurechtgemacht vor, doch schien er sich wenigstens im Fluge (wie man es auch bei modernisierten Japanern und Chinesen findet) einen Überblick über wichtigere Ereignisse und Persönlichkeiten des Westens angeeignet zu haben, so daß er mit den meisten Stoffen irgendwie umzuspringen wußte. Als den Kern des heutigen indischen Problems bezeichnete er die Tatsache, daß England so vielen Indern eine höhere intellektuelle Bildung gegeben habe, ohne ihnen zugleich genügende sittliche Kraft und Klarheit mitzuteilen, wodurch die Fähigkeiten des Intellekts richtig dirigiert würden. Viele der heutigen westlich gebildeten Inder seien moralisch ganz entwurzelt. Mit bloßem Wissen könne man ein Volk nie heben, der Einzelne müsse bindende sittliche Maßstäbe kennen, nach denen er sein Wissen gut anwende. Als ich fragte, wie er glaube, daß man dem Übel abhelfen könne, wies er auf besseren Unterricht hin. Die sittlichen Pflichten müßten in den Schulen von vornherein tiefer eingeprägt werden. Meine Zweifel an der Methode, sittliche Kraft durch Moralunterricht mitzuteilen, behielt ich für mich. Politisch bekannte mein Gewährsmann sich zu dem Ziele, daß die Inder völlig gleichberechtigt mit den Briten die Regierung des Landes in die Hände nehmen müßten. „Man hat angefangen, uns den Briten gleichzustellen. Wir werden nicht aufhören, vorzudringen, bis wir Herrscher sind." Er meinte aber, wie nähere Erörterungen zeigten, Mitherrscher. Im ganzen war die Haltung dieses Mannes entschieden gemäßigt. Obwohl er sich über den englischen König einige recht weitgehende Äußerungen erlaubte, — er wußte, daß ich Deutscher war, — so lag ihm der Kampf mit illegitimen Mitteln fern. Etwas anderer Art war der zweite Vertreter Neuindiens, mit dem

ich näher bekannt werde. Er war Ingenieur von Beruf und hatte für das Durbar in Dehli Straßenanlagen herzustellen gehabt. Ihn stachelte zur „Unruhe" entschieden mehr das wirtschaftliche Element auf, und wie wirtschaftliche Bedrängnis gewöhnlich eine leidenschaftlichere und persönlich bitterere Stimmung weckt, so war es auch bei ihm. Er klagte heftig, wie schwer den Indern, auch wenn sie voll ausgebildet seien und gute Diplome besäßen, das berufliche Fortkommen gemacht werde. Alle Entscheidungen lägen bei übergeordneten englischen Beamten, und diese träfen ihre Wahl, soweit Inder überhaupt in Betracht kämen, rein nach Gunst, persönlichen Beziehungen und Fürsprache. Die Tüchtigkeit entscheide garnichts. Er betonte einen ihm bekannten Fall, wo ein gänzlich unfähiger Inder von seinem reichen Vater auf ein Jahr nach London geschickt sei, von dort mit unbegreiflich guten Zeugnissen, vor allem aber mit persönlichen Konnexionen zurückgekehrt, brillante Karriere gemacht habe. Hunderte und aber Hunderte seiner Berufsgenossen lägen trotz ihrer guten Fachbildung auf der Straße und lebten von der Hand in den Mund, nur weil ihnen die Sonne höherer Gunst fehle. Es sei aber nicht nur in seinem Berufe so. Indische Betriebsamkeit und indisches Produkt können nirgends vorwärts kommen, weil ihnen England überall das Wasser abgrabe. Lebhaft interessierte er sich für die Zustände in anderen ostasiatischen Gebieten, wie Japan und China, wo er analoge Kämpfe vermutete. Insbesondere über die eben eingetretenen Umwälzungen in China und die Aussichten der modernisierenden Partei befragte er mich eingehend.

Man hat wohl von englischer Seite her gewarnt vor einer Überschätzung dieser indischen Unruhebewegung, da

sie doch schließlich nur eine verhältnismäßig kleine Zahl der Eingeborenen berühre. Der Grundstock der Bevölkerung wisse davon garnichts. Das ist ja richtig. Auf die Zahl gesehen, fallen die Aufwiegler unter den etwa 300 Millionen indischer Bevölkerung nicht sehr ins Gewicht. Die weit überwiegende Masse ist eine von Armut niedergehaltene Bauernbevölkerung, bei der auf ein Verständnis für weiterreichende wirtschaftliche oder politische Bestrebungen garnicht zu rechnen ist. Sie lassen sich regieren wie eine Herde. Nimmt man aber die gebildeten und führenden Kreise für sich, so sind unter ihnen die „Unruhigen" nicht mehr so ganz quantité négligeable. In einer Antwort an Lord Minto, der im August 1909 die unabhängigen Fürsten Indiens über die Lage befragte, sagte einer der verständigsten älteren Herrscher, der Maharajah von Jaipur, es sei zwar nur ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung, der vom Keim des Aufruhrs angesteckt wäre, aber dieser Bruchteil gebiete über eine sorgfältige Organisation, die begabte, reiche und skrupellose Leute zustande gebracht hätten; und der Nizam von Hyderabad, wohl der bedeutendste der einheimischen Fürsten, äußerte in seiner Antwort auf dieselbe Umfrage: trotz der vorläufig geringen Zahl bestehe Gefahr, daß die bedrohliche Partei mit der Zeit ihren Einfluß weit über das ganze Land ausbreite und auch die großen Massen mit ihren verderblichen Lehren ergreife. Solche Äußerungen einheimischer, wohl erfahrener Regenten sind sicher beachtenswert.

Es ist auch übrigens, aus der Sache selbst heraus beurteilt, nichts anderes zu erwarten, als daß die Bewegung noch weiter um sich greifen wird. Denn es arbeitet etwas Elementares in ihr. Das ist die natürliche Spannkraft einer erwachenden und mit europäischen Ideen befruchteten

Nation. Kein Wunder, daß die Jung-Inder soviel nach Japan und China hinüberschauen. Die Vorgänge hier und dort sind wesensähnlich. Es wird ein immer größerer Nachschub von Leuten heraufkommen, die englische Schul- und gar Universitätsbildung empfangen haben und damit aus dem alten Lebensverbande des unmündigen indischen Volkes herausgelöst sind. Sie werden Betätigung und angemessene Stellung suchen. Zunächst fehlt vielen das Geld. Wo sollen sie hin? Der Strom stockt und staut sich. Wird der Druck nicht größer und größer werden müssen? Wird nicht ein gewaltsamer Durchbruch eintreten? Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Die schärferen Maßregeln der englischen Regierung, seitdem in den Jahren 1907 und 1908 das Bedrohliche der Bewegung in einer Reihe blutiger Attentate so furchtbar hervorgetreten war, insbesondere die strengere Überwachung der Presse seit dem Preßgesetz vom Februar 1910, haben allerdings eine gewisse Zurückdämmung der Bewegung und eine vorläufige Beruhigung des Landes bewirkt. Aber daß die Sache damit ein Ende hat oder eine definitive Wendung zum Besseren nehme, kann man noch nicht zugeben.

Vielleicht versprechen sich manche etwas Durchschlagendes von der Neuerung, mit welcher der englische König jetzt eben bei dem Durbar in Dehli alle Welt überrascht hat, nämlich von der beabsichtigten Erhebung dieser Stadt zur Hauptstadt Indiens. Obgleich Dehli im indischen Staatsleben erst seit dem sogenannten Pathan-Reiche, seit der Regierung der mohammedanischen Sultane (an ihrer Spitze Kutb-ud-din Ibak, 1206 Sultan von Dehli), eine besondere Rolle gespielt hat, so besitzt es in indischen Augen doch sicherlich ein solches historisches Prestige, daß die Wahl dieses Ortes zum politischen Mittelpunkte dem indischen

Gefühl sehr entgegenkommt. Aber gerade dieses deutliche Entgegenkommen zusammen mit den so freundlichen und menschlich sympathisch berührenden Äußerungen des King-Emperor dürfte vielleicht von indischer Seite unrichtig aufgenommen und als Schwäche, als Buhlen um die Volksgunst ausgelegt werden. Die Mißstimmung mancher Angloinder gegen die Verlegung der Hauptstadt wird wohl mit solcher Besorgnis begründet. Wie dem auch sei, eine Bewegung von so elementarer Natur wie die indische Unruhe kann durch Einzelmaßregeln wie die Verlegung einer Hauptstadt nicht beseitigt werden.

Niemand sieht ab, wie diese Gärung in Indien weiterhin verlaufen, ob sie mit den Jahren vielleicht gar in eine allgemeine asiatische Bewegung einmünden und was dann aus dem englischen Reiche in Indien werden wird. Hier mag wieder eine Stelle in der Geschichte kommen, wo deutlicher als gewöhnlich zu lesen steht, daß die Geschicke der Völker wachsen und nicht gemacht werden. Was man dabei tun kann, das besteht wohl hauptsächlich darin, die Faktoren genau im Auge zu behalten, welche für den Fortgang der Dinge von Bedeutung sind, und an ihnen hemmend, korrigierend, abmildernd zu arbeiten. Solch ein Faktor ist die Stimmung der intelligenten Elemente des indischen Volkes. Ein anderer wichtiger Faktor ist die weitere Haltung der Mohammedaner. Sie sind bis jetzt — ein für England sehr günstiger Umstand — nicht nur ganz unbeteiligt an der Unruhebewegung, sondern sogar Objekt der Hetzerei von indischer Seite her gewesen, was ihre Sache mit der britischen aufs engste verband. Weiterhin wird auch die Lage ganz Asiens, die Machtstellung Japans und die Zukunft Chinas nicht ohne Rückwirkung auf Indien sein. Jedenfalls legt der Besitz des indischen

Kaiserreiches England in unsern Tagen eine der schwierigsten Aufgaben vor, die wohl je von einem kolonisierenden Volke zu lösen waren. England hatte anfänglich in Indien nur zu erwerben und zu regieren; es hatte dann zu erziehen; es hat heute das richtige Verhältnis zu einer fremden Bevölkerung von vielen Millionen zu finden, die allmählich mündig wird oder doch gern mündig sein möchte.

XXVII.

Europa und Asien

Wir haben früher Zeiten gehabt, wo die Kenntnis des ferneren Asiens so gering war, daß Fabeleien und wahrheitsgetreue Angaben sich nicht unterscheiden ließen. Abenteurer, Missionare, Kaufleute, verschlagene Seefahrer waren es, die zufällige Berichte herüberbrachten, teils auf Grund von Beobachtungen, teils auf Erzählungen Eingeborener hin, alles aber reichlich mit eigener Erfindung durchsetzend. So entstand ein buntes Gewirr von Richtigem und Unrichtigem. Die Wunderlichkeiten der Volkssage, Menschen mit Kranichschnäbeln, mit einem Auge, Einfüßler, Riesen- und Zwergvölker, dann die Phantasien von Reisenden wie John Mandeville und Fernand Mendez Pinto, endlich die verläßlicheren Schilderungen von Leuten wie Plano Carpini, Rubruqis, Odoric und Marco Polo, all dergleichen ging in den Köpfen der Leute unklar durcheinander, und es blieb der Urteilskraft des Einzelnen überlassen, was er glauben oder nicht glauben wollte.

Die Dinge liegen heute anders. Die äußeren Verhältnisse und Lebensbedingungen der asiatischen Völker sind uns heute kein Geheimnis mehr. Geographie, Völker-

kunde, Naturwissenschaft haben alles Wesentliche gesammelt, beschrieben und abgebildet, der ausgedehnte Verkehr der Neuzeit hat Asien und Europa einander bis auf Sehweite nahe gebracht, so daß für Magnetberge, Tiermenschen und geheimnisvolle, schätzereiche Inseln schlechterdings kein Raum mehr geblieben ist.

Dennoch reicht unsere Orientierung noch immer nicht so gar weit. Die eingetretene Aufhellung trifft überwiegend die Außenseite von Menschen und Dingen. Das geistige Verständnis steht noch auf einer sehr primitiven Stufe. Ja, man möchte sagen, daß wir geistig heutzutage bei der Beurteilung asiatischen Lebens noch gerade so im Dunkeln tappen, zufälligen Lichtern oder Irrlichtern folgend, wie es im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert bei Gewinnung der geographischen und ethnologischen Grundkenntnisse der Fall war. Wie damals mit Bezug auf die äußeren Tatsachen des fremden Völkerlebens, so kursieren in unseren Tagen über die Geistesart jener Menschen neben richtigen Mitteilungen völlig fabelhafte Behauptungen, Beobachtung und Phantasie wogen noch wild durcheinander, und der Einzelne hat nur seine eigene Urteilskraft, um zu entscheiden, was er verwerfen, was annehmen will.

Es ist aber nicht nur auf unserer Seite so. Seit geraumer Zeit schon studiert auch der Asiate, der Japaner, der Inder, der Chinese, das abendländische Leben und Treiben. Die Äußerlichkeiten kennen zu lernen, bereitet ihm keine große Schwierigkeit. Auch auf jener Seite schwinden allerlei Fabelvorstellungen von den westlichen Ländern, die früher herrschten, schnell dahin, man sieht den Okzident äußerlich so wie er wirklich ist, man lernt mannig-

sach von ihm, überträgt seine Zivilisation mehr oder weniger nach dem Osten und tritt in eine von Jahr zu Jahr ernster aussehende Konkurrenz mit den Abendländern. Bei alledem ist aber die geistige Struktur des Abendländers dem Asiaten durchaus noch nicht zugänglich. Auch er tappt, wenn es sich um Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem, um die Grundzüge der geistigen Physiognomie handelt, sehr im Dunkeln.

Wenn man die immer reicher werdende Literatur, die hier in Frage kommt, überschaut, all die Bücher, Zeitungsartikel, Vorträge, mit denen Kritiker von hüben wie von drüben die Menge über asiatisches oder europäisches Geistesleben zu belehren suchen, so kann man ein peinliches Erstaunen über das dunkle Chaos von Ansichten und Behauptungen nicht unterdrücken. Selbst namhafte Größen stellen oft die sonderbarsten Thesen auf. Vor allem geht etwas Zufälliges durch die meisten dieser Darlegungen hin. Jeder nimmt den Faden an beliebiger Stelle auf und spinnt ihn beliebig aus. Er legt sich, was er bemerkt oder zu bemerken glaubt, nach seiner Art zurecht, konstruiert aus Bruchteilen ein Ganzes, wobei Vorurteil, Mißverstand, persönliche Animosität, allerlei Tendenz, besonders politische, um so bestimmender mit eingreifen, je knapper die wirklichen Kenntnisse sind. Mit kühnen Generalisationen gleitet man über die schwierigsten Fragen und die kompliziertesten Erscheinungen hin. Besonders beliebt, aber auch besonders irreführend sind neuerdings frappante Vergleichungen und Parallelen. Kant und Goethe werden an Konfuzius oder Laotze herangerückt, Li Hung-tschang und Tschang Tschitung bekommen ihren Platz neben Bismarck und Gladstone,

Maler wie Mi Fei oder Tang Yin werden mit Whistler und Achenbach paralleliſiert, und ähnliches mehr. Begreiflich iſt es ja, daß man jenen für das Abendland zu ſchattenhaften Geſtalten damit mehr Farbe und Umriß zu geben ſucht, aber man gewinnt Anſchaulichkeit auf Koſten der Richtigkeit. —

Der chineſiſche Schriftſteller Ku Hung-ming in ſeinem Buche „Chinas Verteidigung gegen europäiſche Ideen“ (Jena, E. Diedrichs, 1911) bemerkt gelegentlich (S. 18), die Ausſicht auf gegenſeitige Verſtändigung ſei deshalb ſo gering, weil jeder ſeinen eigenen „Standpunkt“ habe und nicht glaube, daß es einen allgemein richtigen oder falſchen Standpunkt gebe. So iſt es in der Tat. Hinter dem Worte „Standpunkt“ deckt jeder Einzelne das blind zuſammengeraffte Bündel von Anſichten und Einbildungen, womit er für den Augenblick ausgeſtattet iſt[1]). Aber die ungeheure Schwierigkeit, welche Ku Hung-ming nicht zu ſehen ſcheint, beſteht darin, wie man zu einem objektiv gültigen Standpunkte gelangen ſoll. Richtige Maßſtäbe für die Wertung fremden Geiſteslebens, deren man für gegenſeitige Einſchätzung ſo dringend bedarf, werden nicht ohne weiteres durch guten Willen und richtige Einſicht Weniger hergeſtellt, ſondern ſie wachſen nur ganz allmählich heran bei immer ſtärkerer Ausbreitung ſolider Kenntniſſe. Ihr Wachstum iſt gleichſam die Kryſtalliſierung einer unermüdlichen, über Jahrzehnte und Jahrhunderte hingehenden Einzelbemühung. Solche richtigen Maßſtäbe, die mit ſicherer Unterſcheidung des Weſentlichen und Unweſentlichen und mit klarem Überblick über das Ganze der

[1]) Man leſe einmal die Erörterungen über Chineſiſche Malerei im Oſtaſiatiſchen Lloyd, Juni-Juli 1912.

Erscheinungen aus dem Kern heraus zu entnehmen sind, haben wir heute noch garnicht und werden sie für lange hinaus noch nicht haben. Die Asiaten haben sie bei dem Blick auf unser Geistesleben ebenso wenig.

Was ist in solcher Lage vor der Hand zu tun?

Man kann wohl keinen besseren Rat erteilen als den, sich möglichst vor Allgemeinurteilen zu hüten, ja schon die Fragestellungen, welche dahin führen, zu vermeiden, statt dessen aber sich unbefangen den einzelnen Erscheinungen hinzugeben und — zu lernen. Wir müssen uns bemühen, zu sehen, zu beobachten, auch da wo alles zunächst dunkel und verschlossen erscheint. Unsere Aufnahmefähigkeit müssen wir üben und zu erweitern suchen.

Die allgemeine Neigung geht freilich in einer anderen Richtung. Sieht man auch ab von jener Gruppe Schnellfertiger, die sich mit ihrem alleroberflächlichsten Wissen sofort die Allüren des Sachkenners geben, bereit, Fragen nach der dauernden Bedeutung einer Kultur und dem komparativen Vorrang auf diesem oder jenem Gebiete im Nu mit Unfehlbarkeit zu entscheiden, so haftet doch selbst besonneneren und gründlicheren Leuten leicht das Streben an, gleich prinzipiell zu neuen Phänomenen Stellung zu nehmen. Das Schulmeisterhafte drängt sich vor, das sich über die Dinge stellt, statt suchend und aufhorchend unter sie. Hier liegt eine Schwäche, die wir unterdrücken sollten. Wir müssen freilich dasselbe von den Asiaten in ihrem Urteil über uns verlangen. Äußerungen wie die, daß Europa zwar in „materieller Kultur" ein Übergewicht habe, aber in „geistiger Kultur" hinter dem asiatischen Genius zurückstehe — und derartiges kann man in

Indien oder Japan öfter hören[1]) — sind doch gar zu kindlich und seicht, als daß man sie weitertragen sollte. Der Unterschied zwischen Europa und Asien liegt wahrlich tiefer und ist schwerer zu erfassen als mit solchen Phrasen. Die Welt des Handels und der Kriegsschiffe erschöpft doch sicher nicht die ganze abendländische Welt, und der momentane Zustand eines sehr unruhigen und stürmischen Arbeitens an äußerer Gestaltung der Lebensverhältnisse ist doch nur eine Phase westlichen Lebens, wahrscheinlich ein Übergang zu neuem, tieferem, gesammelterem Dasein. —

Europa und Asien gehen wohl noch großen Auseinandersetzungen entgegen, die sich teilweise auf Schlachtfeldern, teilweise in Fabriken und Banken, zum nicht geringen Teile aber auch auf jenem weiten Gebiete von Weltanschauung und Welterfassung vollziehen werden, daran jeder in seiner Weise, durch sein religiöses, philosophisches oder künstlerisches Bedürfen, teilnimmt. Es wäre schade, wenn in den allgemein menschlichen Fragen die Träger der Gedanken diesseits und jenseits sich von vornherein zu dichten geschlossenen Massen zusammenballten, die von Schlagworten gelenkt werden, wie das ja in der Politik und im Wettkampf von Handel und Industrie unvermeidlich scheint. Mit völlig freier Bewegung und ohne Scheuklappen das Einzelne durchwandern und betrachten; wo etwas besonders Fesselndes aufstößt, ihm stillhalten und seine Wurzeln suchen, sei es historisch, sei es psychologisch; behutsam den Zusammenhängen nachgehen, die aus den Dingen selbst sich

[1]) Vergleiche die Äußerung des indischen Schriftstellers S. M. Mitra, Hindupore (London, Luzac, 1909), S. 299: „Spiritual things seem so much nearer to one in the East; they form part of the daily life around one", deren Gedanke wie ein Leitmotiv durch das Buch hingeht.

ergeben und nicht hineinkonstruiert sind; Verallgemeinerungen scheuen wie Gift und sich zufrieden geben, wenn zunächst kleinere Provinzen heller beleuchtet werden — das scheint mir die Weise zu sein, wie wir vorwärts kommen. Ganz gewiß für lange Zeit nur sehr langsam. Denn wir tappen, wie gesagt, alle. Es ist noch sehr dunkel. Dankbar werden wir sein müssen, wenn uns nur verkehrte Beschäftigung mit diesen Dingen nicht allzusehr behindert und belästigt. —

Regiſter.

Achenbach 433
Ackerbautempel 98
adhicittam 372
adhipaññâ 372
Akbar 407
Alabaſter 367
Alexander II. 10
Ama-teraſu 293
Amban 63, 68
Ame no Uzume 299
Amerika 21
Ammann 189
Amoy 269, 320
Ananda Maitreya 373
Angara 25, 34
Angkor 325, 331 ff, 343 ff
Angkor Thom 345 ff
Angkor Wat 345 ff
Animismus 132
Annam 325
Anuradhapura 399
Apſara 337, 351
Archeological Survey of India 405
Arkona Inſel 145
Armenier 13
Aſoka 398, 399, 401, 402, 404 ff
Aſton 312
Athos 4
Ayerſt 422
Ayuthia 355, 374

Baikalſee 25, 29, 38
Balabhadra 400
Bangkok 354 ff
Baphuon 349
Barzini 60
Baſchkiren 29
Baſilius Kirche 9
Baſtian 333
Bayon 349
Benares 403 ff
Bengalen 418
Bentick, Lord William 419
Binnenſee japaniſche, 287,290,301
Birma 332, 364
Bismarck 433
Bodhibaum 398 ff, 403 ff
Bodhidharma 239
Bodhiſattva 59, 234
Bojare 12
Bombay 414
Borgheſe 60, 71, 88
Bot 361, 362, 369
Bovaranivet 366, 379
Brahma 351
Brahmanismus 352, 411
Brahmaputra 388
Brown 377
Buddhgaya 405, 412
Buddhismus 38 ff, 90 ff
Buddhismus von Cambodja 337 ff
Buddhismus von Siam 354
Buddhiſten 38 ff, 234 ff
Buriäten 29, 32, 38 ff
Burmeſen 355
Butan 393

Calcutta 381, 391, 405
Cambodja 325 ff
Camoes Garten 321
Ceylon 369, 399
Chao Phya Phraklang 367
Chao Phya Thijfakon 367
Chinesisch-japan. Krieg 307
Cholon 330
Chulalongkorn 357, 370, 376, 377
Chutuktu 56 ff
Cochinchina 325
Colombo 369
Cunningham 405

Dalai Lama 55
Dahlmann 333
Damodhar Chakepur 422
Damukdia Ghat 381
Darjeeling 380 ff
Delhi 379, 424, 426
Dewas, Rajah von 423
Dhamek-Stûpa 408, 412
dharma-yuti 367
Drachen und Tigerberge 114, 170
Drei-Zeichen-Klaſſiker 266
Dſchingis Khan 90
Duma 3
Durbar 379, 388, 424, 426, 428
Dufit Maha Prafad 379

Eliſabeth, Königin 413
Engl.-oſtindiſche Compagnie 414
Erlöſertor 10, 14

Fa Hſien 143, 405
Fernand Mendez Pinto 431
Frankreich 325
Fuji 287
Fukien 276

Ganges 380 ff, 401
Gänſeſee 39
Garuda 337
Gautama 237
Gaya 401
Geku 293
Gelugpa 42
Georg V. 379
Georgier 13
Georgi Nikolajewitſch 33, 40, 45
Gia Long 326
Giles 133
Gilmour 71
Gladſtone 433
Gobi 64, 67
Gohei 296, 300
Goethe 396, 433
Götterberg 58
Große Mauer 251
Grube 114
Grüne Inſel 145 ff
Guſſino oſero 39
Gya 401

Hachiman 292
Häniſch 232
Haiden 297
Hakkone 287
Han 204, 206, 273
Hangtſchou 203, 230
Hankou 204 ff, 270, 276
Hankou-Canton Bahn 214
Han Tchien-yang 128, 280
Hanyang 206, 209, 216, 217
Han-Yeh-Ping Kohlen und Eiſenwerke 216
Hatamen 101
Hearn 300, 301
Hengſchan 224 ff
Hengſchan hſien 225
Hengtſchoufu 234
Hideyoſhi 290, 307
Hikkaduwe Sri Sumangala 369
Himalaya 387
Himmelstempel 95
Hindu 186, 355
Hinduismus 399 ff, 411
Hinterindien 325
Hiroſhima 301
Hirſchpark 403
Hiyeſan 287
Hoangho 162
Honan 167, 204
Hongkong 268 ff, 320
Hongkong Daily Preß 279

Horiuji 287
Hoschang 237
Howdahs 355
Hsia Reich 230, 271
Hsinganfu 230
Hsing-kuo-ß 246
Hsüen 230
Huang-tschi Hsien 274
Huang Dynastie 271
Hui-schan 240, 247
Hu Kuang 208
Humayun 407
Hunan 167, 204, 208 ff, 217, 224, 276
Hu Provinzen 208
Hupeh 204, 208, 271, 274, 276
Hwangpu 182, 187, 196

Jagannath 400, 412
Jaipur Maharajah von 427
Jainismus 401, 402, 412
Janu 391
Japan 284 ff
Japaner 186
Jataka Märchen 339
Javaner 355
Jehol 237
Jenissei 25
Jesus Christus 267, 397
Iberische Mutter 3, 7
Ikegami 287
Ilis 142
Indien 413 ff
Indochina 325
Indus 401
Irawaddi 337
Irkutsk 17, 25, 27
Iro 56
Irtysch 25
Ise 292 ff
Islam 361, 405, 411
Isuzu 298
Itsukushima 301
Iwan der Schreckliche 10
Iwan Weliki Turm 9
Izanagi 299
Izumo 301
John Mandeville 431
Jui Tschen-yi 270
Jupiter Tempel 99
Jurte 50, 62, 73

Kabur 391, 393
Kagura Tänze 292
Kai yüen ß' 164
Kalgan 58, 63, 69, 106
Kalmücken 29
Kamakura 287
Kandy 337
Kangchenjunga 391 ff
Kang Yu-wei 273, 274
Kant 433
Kanton 203, 204, 269
Kapilavastu 389
Kasuga Tempel 292
Khampo lama 39, 41, 42
Khmer 332 ff, 346 ff
Klutschi 37
Kiachta 27, 32, 34, 46 ff, 51, 54, 56, 58, 69, 71
Kiangsi 114, 170, 214 ff, 217
Kiangsu 276
Kiautschou Post 150
Kirgisen 29
Kitai 13
Kitai-gorod 13
Kiukiang 207, 230, 276
Kiushiu 287
Kizugawa 284
Klang Nam 361
Kobe 290
Kobo Daishi 203, 205 ff, 287
Kobra 337
Konfuzius 121, 143, 159, 162, 262, 267, 433
Kojiki 299
Komesan 310
Ko ming tang 273
Korea 288, 304
Kosaken 32
Kou-lou-feng 224 229 ff
Kowalewski 55
Koyasan 203, 287
Kreml 4, 7 ff
Krishna 400
Kuang-tschou-wan 325
Kuang Hsü 273

Kuangsi 211
Kuang-ta 242
Kuangtung 204, 209, 276, 279
Kuan tze 123
Küfu 159, 173 ff
Ku Hung-ming 434
Kume 316
Kuling 207
Kurön 61, 63
Kutb-ud-din Ibak 428
Kwannon Tempel 292
Kwanyin 171, 234
Kyoto 287, 300

Lama 38 ff, 53, 61 ff, 237, 244, 359
Lamaismus 42, 237
Laos 325, 377, 378
Laotze 113 ff, 267, 433
Lasiagrostis splendens 82
Lauschan 116
Lhassa 55, 58, 63
Liang Hu 208
Li Hung-tschang 433
Lingam 400
Lin-tchi-Schule 238
Li Jüen-hung 274, 275
Lolo 200, 231
Lu 174
Lung-tchüen-kuan 249
Lu tscheng 175
Lytton, Lord 421

Macaulay 419
Macgregor 373
Mahânikai 367
Mahâyâna-Buddhismus 373, 411
Mahâvîra 402
Mahratta-Herrscher 416
Maimatchin 46 ff, 61, 63, 71
Maitreya 378
Makao 269, 320
Malakka 374
Malayen 326
Mandala Opfer 41
Mandalay 364
Mandschu 269, 272 ff
Mandschurei 204
Mandschurische Bahn 46
Manjusri 234
Mâra 403
Marco Polo 431
Mechi 389
Medizinschule, Schanghai 188
Mekong 333
Menam 354
Menzius 143, 159, 262
Messageries Fluviales 334
Mettai 378
Mingan 87
Ming Dynastie 123, 126, 177
Mi Fei 433
Minto, Lord 427
Mitamashiro 296
Mitra 435
Miyajima 301 ff
Miyama 305
Miyanoshita 287
Mohammedaner in Indien 429
Moha Sangkhreachea 337
Mogi 289
Mogul-Reich 416
Moï 326
Moji 290
Mon 332
Mongolei 50 ff, 204
Mongolen 50 ff, 89 ff, 237
Mongkut 366, 367, 376, 378
Moskau 1—16, 17
Mosso 200
Mount Everest 391
Münsterberg 232
Mukden 103
Mushik 14, 15

Nagano 288
Nagasaki 285, 287, 288, 289
Naiku 293 ff
Nanking 209, 276
Nankou Paß 107, 110
Nan-schan-ß' 238
Nanyo miao 225, 227
Nara 284, 287, 290 ff
Narsing 393
Ngan-hui 276
Nganking 234

Nguyen-anh 326
Nichiren Schule 287
Nihongi 299
Nikko 287
Ningpo 234
Ninigi no Mikato 299
Nischne Udinsk 29
Nischni Ubuku 38
Nirwâna 338, 371
Nizam von Hyderabad 427
Norodom 331, 337

Ob 25
Obo 91
Observatory Hill 391
Odoric 431
Oita 287
Olcott 373
Omi 169, 234
Onsen 285, 286, 289
Orissa 400
Osaka 290
Oshu 291
Ostasiatische Lloyd 434
Owari-Bucht 292

Palästina 159, 397
Pâli Kanon 337, 340
Pallegoix 374
Pandim 393
Parsen 186
Pathan-Reich 428
Paulun 188
Peguaner 332
Pehanlinie 235
Peiyang Naval College 274
Peking 55, 63, 95, 203, 209, 287
Peking-Hankou Bahn 235
Peking-Kalgan Bahn 107
Pelmenie 70
Petersburg 7
Petropaulowsk 29
Phimeanakas 349
Phongsawadan Krung Kao 373
Phongsawadan Muang Nua 373
Phra dscheit 362
Phra Nang Klao 361
Phra prang 362
Pigneau de Béhaine 326
Pi hsia yüen tchün 171
Pingsiang 215 ff
Plano Carpini 431
Pnom-Penh 333, 335 ff
Popoff 55
Po-yang 201
Prah Khan 352
Prah Pithu 349
Puhsien 234
Pu-lo-yüen 246
Puri 400
Puschkin 7, 11
Pu-ßa 234
Puto 234

Rajah von Sikkim 388
Rangoon 363, 390
Razai 380
Reichsausschuß 101, 102, 103
Rimski-Korsakoff 11
Ripon, Lord 421
Rubruquis 431
Rußland 6, 7, 8, 9, 11, 15, 19, 21, 28, 47, 52

Saigon 325 ff
Sâkyamuni 401
Salatoi pituschok 11
samâdhi 371
Samantabhadra 234
Samdach Prea 337, 340
Sara Ghât 386
Sarangganath 406
Sarnath 405, 412
Sarvâstivâda 405
Sati 418
Schan 326
Schanghai 182 ff, 216, 269, 319
Schansi 167, 234, 237, 249, 251, 261
Schantung 116, 159, 230, 276
Schantung Vorgebirge 142
Scheng Kung-pao 216
Schensi 230
Schiller 312
Schintoismus 292 ff, 311 ff

Schinto Tempel 286
Schmidt 55
Schun 230
Schweiz 25
Seidenstücker 371
Selenga 32, 34, 35, 43
Selenginsk 35, 43, 44, 45
Sengyo 294
Sergius 8
Shen 136
Shenmung 98
Sh'huang ti 168
Shiba Park 287
Shimonoseki 290
Shintai 296
Shiwa 400, 412
Shomu Tenno 291
Shun 128
Shway Dagon 363
Siam 331, 346, 354 ff,
Siang 204, 209 ff, 224 ff
Siangtan 211
Sibirien 17, 19, 22
Sibirische Bahn 17—31
Siemreap 333
Sikim 391
Siliguri 387, 390
Sinai 170
Singapore 390
Sisowath 332
Somdet Phra Chow Rajagana 370
Somdet Phra Sangharaja 370
Staatsrat 103 ff
Stûpa 365, 404
Subhadra 400
Sûmâ 362
Sung Dynastie 134
Sun Jat-sen 274
Susa-no-o 203, 299
Suttej 388
Sûtra-Pitakam 340
Sutti 418
Sven Hedin 243
Swadeshi 423
Swaraj 423
Swatow 269, 320
Sz'-ma Tschien 121, 167
Sz' tschuan 170, 200, 225, 234
Taiga 27
Tai-hwei-tschen 236, 244
Tainganfu 159 ff
Taiping Aufstand 199, 279
Taischan 142, 159, 165 ff, 224
Tai tsing kung 116 ff, 191, 280
Taiyüenfu 235
Talain 332
Tang Dynastie 178, 236
Tanguten 254
Tantrismus 247
Tang Yin 433
Ta Prohm 353
Tao te king 113 ff
Taoismus 113 ff
Târanâtha 59
Taschi Lhumpo 63
Tataren 13, 29, 101
Tayeh 216, 217, 220
Ta-yüen-ß' 244, 245
Tchien Fo schan 159
Tching-liang-schan-tsch' 235
Tchiu-hwa-schan 234
Tempel der 1000 Matten 307
Temple, Sir Richard 414, 416
Temutschen 90
Tendai Schule 288
Tennoji Tempel 290
Terai 388
Thai 374
Thammayut Schule 367
Themse 319
Thugs 417
Tibet 58, 59, 63, 90, 200, 393
Tientsin 287
Tigerberg 391, 395
Tingtschou 235
Titsang 234, 249
Todaiji 292
Tokio 287
Tola 58
Tomsk 21
Tonking 325
Toule Sap 334, 341
Toyo-uke-bime-no-Kami 293
Troitzkosawsk 46 ff
Tschang mu ß' 229
Tschang Piao 275

Tschangscha 208, 209 ff, 230
Tschang-tchia-ko 237, 243, 245, 246, 247, 255
Tschang tchia kou 67
Tschang tien ss' 114, 170
Tschang Tschi-tung 206, 216, 274, 433
Tschangte 211
Tschekiang 203, 276
Tscheng-hai-ss' 246
Tschengtingfu 235
Tschengtu 230
Tscherkessen 12
Tschien-lung 109, 166
Tschienmen 102
Tschili 99, 110, 167, 204, 237, 249, 251, 276
Tsching (Prinz) 103, 268
Tschin Instrument 128
Tschinkiang 203
Tschi Tschung-yen 106
Tschou 159
Tschou Dynastie 167, 174
Tschu 225
Tschudow-Kloster 8
Tschu Hsi 212
Tschun 102
Tschungking 203
Tschutschou 214, 215, 224
Tsina 168
Tsinanfu 159, 230
Tsin Dynastie 168
Tsingtau 142, 145 ff
Tsi-nien-tien 97
Tuduc 326
Tungting 201, 203, 208 ff
Tung yo 170
Tz' Hsi 273

Ufa 24
Uji 293
Unruhpartei 424
Uolatchi 68
Uposatha 361, 410
Ural 29
Uralisches Plateau 22
Urga 51, 56 ff, 69
Urschumka 24
Urtonsky 68, 69
Uyeno Park 287

Vajirañâna 370, 379
Vatsîputrîya 405
Veat-Prey-Vier 374
Vidyodaya College 369
Vihan 361, 362, 369
Vihâra 361
Vishnu 400, 401

Wallace 313
Wassili siehe Basilius
Wat Pavarinivesana 366
Wat Phra Keo 363, 379
Wat Poh 365
Wat Prea Keo 336
Wellesley, Lord 417
Wenschu 234, 244
Werchne Udinsk 17, 25, 27, 34
Whistler 433
Wieger 133
Wilhelm 113
Witwenverbrennung 417
Wladiwostock 54
Woiwode 12
Wolga 25
Wolga Plateau 22, 29
Wu-lang-kou 245
Wusung 196
Wutaischan 234 ff, 276
Wu tao tz' 178
Wutschang 206, 209, 216, 230, 270, 275

Yakscha 337
Yalpaiguri 387
Yama 234
Yamada 284 ff, 292 ff
Yang 76 ff
Yang-ling-kai 236, 238, 244, 245
Yangtze 19, 200 ff
Yao 128, 230
Yi Tsung-ku 106
Yo lu shan 211, 212 ff
Yo lu shu yüen 211
Yotschou 210

Young 359
Yüen Dynastie 123, 204, 211
Yüen-Sch'-kai 272
Yüen Tschuang 399, 405, 407
Yü, Inschrift des 213, 229 ff
Yü huang schang ti 171
Yünnan 170, 230
Yü Pang-hua 106
Yü Wang 95

Zarenglocke 9
Zwemer 377

Tabelle über den Verlauf der Reise.

1910.

12.—14. Oktober. Von Berlin nach Moskau.
14.—18. „ In Moskau.
18.—27. „ Von Moskau nach Werchne-Udinsk.
27.—29. „ In Werchne-Udinsk.
29.—31. „ Besuch der Buriäten-Klöster am Gänsesee.
1.— 2. November. Von Selenginsk bis Kiachta.
2.— 8. „ In Kiachta.
9.—12. „ Auf der russischen Farm in der Mongolei.
12.—17. „ Fahrt nach Urga.
17.—26. „ In Urga.
26. Nov.—13. Dezember. Reise durch die Gobi.
14.—19. Dezember. In Kalgan. Bahnfahrt nach Peking.
20.—27. „ In Peking.
27.—29. „ Ueber Tientsin und Tsinanfu nach Tsingtau.
29. Dezember — 26. Januar 1911. Aufenthalt in Tsingtau.

1911.

26. Januar — 29. März. Aufenthalt im taoistischen Kloster Taitsing-kung im Laoschan.
29. März — 1. April. Rückreise nach Tsingtau.
1. — 13. April. In Tsingtau.
13. April — 4. Mai. Reise durch die Provinz Schantung (Wei-hsien, Tsingtschoufu, Tsinanfu, der Taischan, Küfu).
4.—6. Mai. Tsingtau.
6.—8. „ Fahrt nach Schanhai.
8.—31. „ Aufenthalt in Schanghai.
1.— 5. Juni. Fahrt nach Hankou.
5.—20. „ In Hankou.
20.—25. „ Fahrt nach Tschangscha und Aufenthalt daselbst.
25. Juni — 3. Juli. Pingsiang.
3.—13. Juli. Fahrt nach dem Hengschan, dem Kou-lou-feng und Hengtschoufu, dann zurück nach Tschangscha.
13.—15. Juli. In Tschangscha.
16.—17. „ Nach Hankou.

17.—21. „ In Hankou.
21.—29. „ Reise nach dem Wutaischan.
29. Juli — 9. August. Auf dem Wutaischan.
9.—13. August. Vom Wutaischan nach Peking.
13.—22. „ In Peking.
22.—23. „ Zurück nach Hankou.
23.—27. „ In Hankou.
27. August — 8. September. Ueber Kiukiang (Kuling) und Nanking nach Schanghai.
8.—12. September. Schanghai.
12.—14. „ Fahrt nach Japan.
14. September — 5. Oktober. Japan: Binnensee, Kobe, Nara, Ise, Kyoto, Miyajima, Moji.
5.— 7. Oktober. Fahrt nach Schanghai.
7.—18. „ In Schanghai.
18.—20. „ Fahrt nach Amoy.
20.—30. „ In Amoy.
30. Oktober — 1. November. Fahrt nach Hongkong.
1.— 7. November. Hongkong (Makao).
7.—10. „ Fahrt nach Saigon.
10.—15. „ In Saigon.
15. November — 1. Dezember. Besuch von Pnom Penh und Angkor; zurück nach Saigon.
1.— 5. Dezember. Fahrt nach Bangkok.
5.—13. „ In Bangkok.
13.—17. „ Fahrt nach Singapore.
17.—20. „ In Singapore.
20.—25. „ Fahrt nach Rangoon.
25.—28. „ Fahrt nach Calcutta.
28.—31. „ In Calcutta.

1912.

1.— 8. Januar. Darjeeling.
9.—10. „ Buddhgaya.
11.—13. „ Benares.
14.—18. „ Agra.
19.—22. „ Dehli.
23. „ Jaipur.
24.—26. „ Mount Abu.
27. Jan. — 1. Februar. Bombay.
1.—15. Februar. Fahrt von Bombay nach Triest.

ASIEN
Zur Darstellung der Reiseroute des Verfassers.
Himâlaja-Gipfel (von W nach O)
Maßstab 1 : 24,000,000
Deutsche geographische Meilen
Myriameter
Provinzen von CHINA.
1 Sin kjang
2 Pe tschi-li
3 Schan-tung
4 Schen-si
5 Schen-si
6 Kan-su
7 Say-tsch'uan
8 Ho-nan
9 Hu-pe
10 Hu-nan
11 Ngan-hoei
12 Kjang-su
13 Tsche-kjang
14 Fu-kjan
15 Kjang-si
16 Kuang-tung
17 Kuang-si
18 Kuei-tschau
19 Jün-nan
ATLANT. OCEAN
NÖRDLICHES POLARMEER
KAMTSCHATKISCHES oder BERINGS MEER
OCHOTSKISCHES MEER
GROSSER OCEAN
INDISCHER OCEAN
ARABISCHES MEER
BENGALISCHER MEERB.
SÜD-CHINESISCHES MEER
CHINA
TÜRKISTÂN
TIBET
INDIEN
Aequator

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06377 736 9